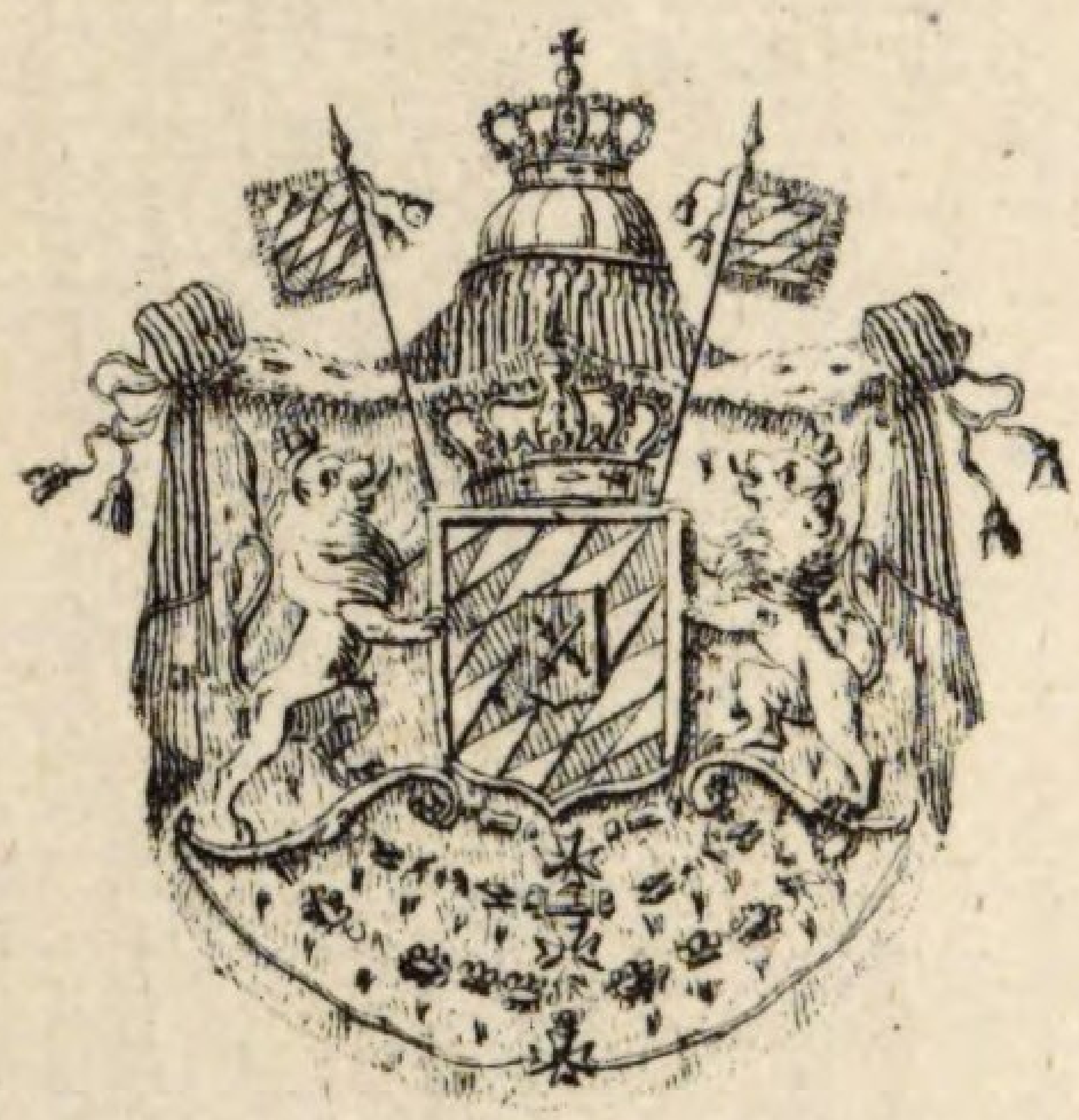
~~. g.~~
~~2248.~~
8. P. o. gall.
1116 YY
La Bruyere - 1



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635939920015

<36635939920015

Bayer. Staatsbibliothek

Q: Marc. Sc.

# Theophrasts
# Kennzeichen der Sitten.

Nebst
des Herrn Johann de la Bruyere
Mitgliedes der französischen Akademie
## Moralischen Abschilderungen
der
## Sitten dieser Zeit.

Aus dem Französischen übersetzet
von einem
Mitgliede der königlichen deutschen Gesellschaft
zu Königsberg in Preußen.

Zwey Theile.

Frankfurt und Leipzig,
zu finden im Krausischen Buchladen.
1772.

75. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorrede.

Die moralischen Abschilderungen des Herrn de la Bruyere stehen, seit beynahe siebenzig Jahren, in einer allgemeinen Hochachtung. Es werden wenig Personen vorhanden seyn, die nur einige Kenntniß von Büchern besitzen, denen dieses Werk unbekannt wäre. Ich wüßte also nicht, warum ich meinen Lesern mit einer weitläuftigen Vorrede beschwer-

lich fallen sollte. Ich bin nicht der erste, der dieses Buch in unserer Sprache bekannt zu machen suchet. Ohne der einzelnen Karacktere zu erwähnen, die man in verschiedenen moralischen Schriften übersetzet findet; so hat der itzige kuhrsächsische Oberhofprediger, **Herr am Ende**, bereits das ganze letzte Hauptstück, so von den starken Geistern handelt, verdeutschet, und nebst dem Leben des Verfassers im Jahre 1739. zu Danzig ans Licht gestellet. Da man nun diesen einzelnen Stellen den Beyfall nicht versaget hat, so lässet mich solches hoffen, daß es auch der Uebersetzung des ganzen Werks nicht an Liebhabern fehlen werde.

Ich habe Bedenken getragen, derselben den Schlüßel beyzufügen, den man bey einigen französischen Ausgaben antrift. Da der Verfaßer die Menschen so abschilderte, wie sie wirklich sind, so konnte es wohl nicht fehlen, daß seine Karacktere sehr ähnlich gerathen mußten. Es fanden sich daher Leute, die sich die Mühe der Auslegung nicht verdrießen ließen; sondern diejenigen Personen aufsuchten, die diesen Gemälden gleich sahen. Hieraus entstanden die so genannten Schlüßel. Der sicherste Beweis indessen, daß der Verfaßer die Menschen überhaupt, nicht aber einzelne Personen abgeschildert hat, ist, daß man noch heutiges Tages aller Orten sol-

solche Originale findet, von denen die in diesem Werke vorkommende Zeichnungen getreue Kopeyen sind; und ich bin gewis versichert, daß ein Jeder von meinen Lesern, in dieser Sammlung von Gemälden, sein eigen Bild antreffen wird.

Im übrigen unterwerfe ich meine Uebersetzung dem Urtheile billiger Leser. Es sind mir zwar über dieser Arbeit beynahe fünf Jahre verstrichen; allein dem ungeachtet gebe ich solche gar nicht vor unverbesserlich aus. Ich gestehe vielmehr aufrichtig, daß ich selbst an manchen Orten mit meiner Verdeutschung nicht völlig zufrieden bin.

# Abhandlung vom Theophrast.

Ich glaube nicht, daß ein Mensch fähig sey, einen eitelern und wunderlichern Entwurf zu bilden, als wenn er, da er von einer Kunst oder Wissenschaft schreibet, allem Tadel zu entgehen, und bey allen Lesern Beyfall zu erhalten, begehret.

Ich werde nicht die verschiedenen Arten des menschlichen Verstandes durchgehen. Er ist eben so erstaunlich mannigfaltig, als die Gesichtsbildungen der Menschen. Einige finden nur an theoretischen, andere nur an praktischen Sachen Geschmack. Einige suchen durchs Lesen der Bücher ihre Einbildungskraft zu üben; andere ihre Urtheilskraft zu bilden. Einige Leser begehren, durch Beweise überführet zu werden; andere fordern etwas feines, und wollen Schlüsse und Muthmassungen anbringen. Ich bleibe nur bey derjenigen Wissenschaft stehen, welche die Sitten beschreibet, die Menschen prüfet, und ihre Gemüthsarten entwickelt. Und dennoch getraue ich mir zu versichern, daß sie selbst in solchen Werken, die von ihnen so nahe an-

angehenden Dingen handeln, und worinnen nur von ihnen allein die Rede ist, ausserordentlich schwer zu befriedigen sind.

Einige Gelehrte finden nur an den kurzen Sinnsprüchen der Alten, und an Beyspielen Geschmack, die von den Römern, Griechen, Persern und Aegyptern entlehnet sind. Die Geschichte der gegenwärtigen Zeit ist ihnen unschmackhaft. Sie werden von Menschen, die um sie sind, und mit denen sie leben, nicht gerührt. Sie würdigen die Sitten derselben nicht der geringsten Aufmerksamkeit. Das Frauenzimmer hingegen, die Höflinge, und alle diejenigen, die, ohne gelehrt zu seyn, vielen Verstand besitzen, betrachten vergangene Dinge mit gleichgültigen Augen, und sind nach solchen Sachen begierig, die vor ihren Augen geschehen, und die sie gleichsam unter Händen haben. Sie untersuchen solche; sie beurtheilen sie; und verliehren die Personen, die um sie sind, nicht aus den Augen. Die Beschreibungen, und Abschilderungen, die man von ihren Zeitgenossen, von ihren Mitbürgern, und von denenjenigen machet, die ihnen ähnlich sind, denen sie aber ähnlich zu seyn nicht glauben wollen, haben für sie so viele Reitzungen, daß man sich sogar auf der Canzel für verbunden hält, das Evangelium bey Seite zu setzen, um sie von ihrer schwachen Seite anzugreifen, und zu Beobachtung ihrer Pflichten, durch solche Dinge anzuweisen, die ihnen begreiflich, und ihrem Geschmacke gemäs sind.

Der Hof kennet entweder die Stadt nicht, oder er vernachläßiget, wegen der Verachtung, die er für sie heget, das Lächerliche derselben aufzudecken. Die Bilder, die sie ihm liefern könnte, rühren ihn nicht. Schildert man hingegen den Hof: so geschiehet sol-

ches allemal mit dem demselben gebührenden Glimpfe. Folglich können diese Zeichnungen die Neubegierde der Stadt nicht stillen, noch ihr einen richtigen Begriff von einem Lande beybringen, in welchem man selbst muß gelebet haben, wenn man es kennen will.

Anderntheils ist es den Menschen natürlich, daß sie die Schönheit und Feinheit eines moralischen Zuges nicht zugestehen, der sie abschildert, und trift; und worinnen sie sich selbst erkennen. Sie ziehen sich dadurch aus der Verwirrung heraus, daß sie solchen tadeln. Manche billigen eine Satire nur alsdenn, wenn solche sie losläßet, sich von ihrer Person entfernet, und auf einen andern zielet.

Mit einem Worte, wie kann man hoffen, den so verschiedenen Geschmack der Menschen, durch ein einziges moralisches Werk, zu befriedigen? Einige sehen nur auf die Erklärungen und Eintheilungen, auf das Register, und auf die Lehrart. Sie begehren, daß man ihnen erkläre, was die Tugend überhaupt, und diese oder jene Tugend insbesondere sey; was für ein Unterscheid sich zwischen der Tapferkeit, Stärke und Großmuth finde, welches die einer jeden Tugend entgegen gesetztesten zwey Laster seyn, zwischen welchen diese Tugend gleichsam das Mittel ist, und von welchem von beyden sie am mehresten entlehnet. Alle andere Lehre gefället ihnen nicht; Andere sind zufrieden, wenn man die Sitten aus den Leidenschaften herleitet, und diese durch die Bewegung des Bluts, der Fibern und Pulsadern erkläret. Alles andere schenken sie dem Schriftsteller.

Es giebet noch eine dritte Gattung Leute, die überzeugt sind, daß eine jede Sittenlehre abzwecken soll, die Sitten zu bessern, die guten von den schlechten

zu unterscheiden, und die Eitelkeiten, Schwachheiten, und das Lächerliche der Menschen von demjenigen abzusondern, was sie gutes, gesundes und löbliches an sich haben. Sie lesen daher solche Bücher ungemein gerne, welche die von den alten und neuern so oft wiederhohlte physische und moralische Grundlehren voraussetzen, darauf sogleich die Anwendung auf die jetzigen Sitten machen, und die Menschen, einen durch den andern, und durch Bilder von solchen Dingen, zu bessern suchen, die ihnen zwar sehr bekannt sind, aus denen sie aber einen Unterricht zu ziehen nicht bedacht waren.

So ist das Werk von dem Kennzeichen der Sitten beschaffen, welches Theophrast uns hinterlassen hat. Er hat solches aus der erhabenen Tugend- und Sittenlehre des Aristoteles geschöpfet, dessen Schüler er war. Die fürtreflichen Erläuterungen, die man im Anfange eines jeden Hauptstücks lieset, sind nach den Begriffen und Grundsätzen dieses großen Weltweisen entworfen. Der Stoff zu den Karackteren selbst, die darinnen abgeschildert sind, ist aus eben dieser Quelle geflossen. Allein, durch den weiten Umfang, den Theophrast ihnen gegeben hat, und durch die sinnreiche Satire, die er dadurch auf die Sitten der Griechen, und besonders der Athenienser, machet, hat er sich solche zu eigen gemacht.

Eigentlich kann man dieses Buch für nichts anders halten, als für den Anfang eines ungleich grösseren Werks, welches Theophrast unternommen hatte. Aus der Vorrede kan man ersehen, wie seine Absicht gewesen sey, von allen Tugenden und von allen Lastern zu handeln. Da er an diesem Orte selbst versichert, daß er ein so grosses Vorhaben erst in seinem

neun

neun und neunzigsten Jahre unternommen habe: so ist es wahrscheinlich, daß ein schleuniger Tod ihn verhindert hat, solches zu seiner Vollkommenheit zu bringen. Der gemeinen Meynung nach hat Theophrast sein Leben über hundert Jahr gebracht; und der heilige Hieronymus versichert in einem an den Nepotian geschriebenen Briefe, daß selbiger im hundert und achten Jahre gestorben sey. Es muß sich also entweder in denen griechischen Zahlen, die dem Diogenes Laertius zur Richtschnur gedienet haben, als welcher ihm nur fünf und neunzig Jahre beyleget; oder in den ersten Abschriften, die man von diesem Geschichtschreiber genommen hat, ein Irrthum eingeschlichen haben; falls es anders an dem ist, daß man die neun und neunzig Jahre, die sich der Verfasser in der Vorrede beyleget, auch in vier Handschriften der pfälzischen Bibliotheck lieset. In eben diesen hat man auch die fünf letzten Hauptstücke von Theophrasts Kennzeichen der Sitten, die in den alten Ausgaben fehleten, und zween Titel gefunden, nemlich vom Geschmacke, den man an den Lasterhaften findet, und vom schmutzigen Gewinnste, deren Ausführung aber mangelt.

Vielleicht ist also dieses Werk gar nur ein Ergänzungstück. Nichts destoweniger ist es ein kostbarer Ueberrest des Alterthums, und ein Denkmaal des feurigen Geistes, nebst der richtigen und gründlichen Urtheilskraft dieses Weltweisen, in einem so hohen Alter. Man hat es jederzeit als ein Meisterstück in seiner Art betrachtet. Man kan nichts aufweisen, wo der attische Geschmack sich besser zeiget, und die griechische Beredsamkeit stärker hervorleuchtet. Man hat es ein goldenes Buch genannt. Wenn die Ge-

lehrten die Mannigfaltigkeit derer hier abgehandelten Sitten und die ungekünstelte Art betrachten, auf welche alle diese Karaktere entworfen sind; wenn sie solche mit dem Dichter Menander vergleichen, der ein Schüler Theophrasts war, und dem zu unsern Zeiten so glücklich nachgeahmeten Terenze zum Muster gedienet hat: so können sie sich nicht entbrechen, in diesem kleinen Werke die erste Quelle alles Komischen zu entdecken, ich meyne dessen, was nicht spitzig, schmutzig und zweydeutig, sondern der Natur gemäs ist, und sowohl die Klugen als Tugendhaften zum Lachen bringet.

Um aber den Werth dieses Werks näher kennen zu lernen, und demselben destomehr Leser zu verschaffen, wird es nicht undienlich seyn, etwas von den Verdiensten des Verfassers desselben zu erwähnen. Er war zu Eresus, einer Stadt auf der Insel Lesbos, geboren, und der Sohn eines Weisgerbers. Sein erster Lehrmeister in seinem Vaterlande hieß Leucipp, *) der mit ihm aus einer Stadt gebürtig war. Hernach begab er sich in die Schule des Platons, und endlich in die Schule des Aristoteles, wo er sich vor allen seinen Mitschülern hervorthat. Dieser neue Lehrmeister, der von dem feurigen Geiste, und von der anmuthigen Aussprache seines Schülers gleichsam bezaubert war, verwandelte seinen Namen Tyrtames in Euphrast, welches einen Menschen bedeutet, der wohl spricht. Allein, dieser Name that der großen Achtung noch nicht ein Genügen, die er für sein schönes Genie, und für seine schöne Beredsamkeit hegete.

Er

*) Dieß ist der berühmte Weltweise Leucipp, der ein Schüler des Zeno war.

Er nannte ihn also Theophrast, das ist, einen Menschen, dessen Sprache göttlich ist. Es scheinet, daß Cicero mit diesem Weltweisen einerley Meynung gewesen ist, wenn er in seinem Brutus, das ist, in seinem Buche von den fürtreflichen Rednern, so spricht: *) Wer ist in seinem Vortrage reicher, als Plato, gründlicher, als Aristoteles? und anmuthiger, als Theophrast? Aus einigen von seinen Briefen an den Atticus, worinnen er vom Theophrast spricht, und solchen seinen Freund nennet, erhellet, daß er sich mit Lesung der Schriften desselben sehr oft beschäftigte, und daran ein besonderes Vergnügen fand.

Aristoteles pflegte von ihm, und einem andern seiner Schüler, Namens Kallistenes, eben das zu sagen, was Plato vom Aristoteles selbst, und vom Xenokrates gesagt hatte: nemlich, daß Kallistenes langsam von Begriffen wäre, Theophrast aber einen so feurigen und durchdringenden Verstand hätte, daß er eine jede Sache sogleich in ihrem völligen Umfange begriffe. Der eine müßte also angespornet, und der andere zurückgehalten werden.

Er schätzete an diesem insonderheit das liebreiche Wesen hoch, welches sowohl in seinen Sitten, als in seiner Schreibart herrschete. Man erzählet, daß die Schüler des Aristoteles, als sie sahen, daß ihr Lehrmeister alt wurde, und anfieng zu kränklen, ihn ersuchten, sich einen Nachfolger zu erwählen. Da nun in seiner Schule nur zween Männer vorhanden waren, auf welche diese Wahl fallen konnte, nemlich



*) Quis vberior in dicendo, Platone? Quis Aristotele nervosior? Theophrasto dulcior? Cap. 31.

Menedemes der Rhodier, *) und Theophrast von Eresus; Aristoteles aber demjenigen, den er ausschlüßen wollte, so glimpflich, als möglich zu begegnen suchte: so stellete er sich, einige Zeit hernach, und in Gegenwart seiner Schüler, als ob der Wein, den er gewöhnlich trank, ihm nicht mehr bekommen wollte, und ließ sich Wein, sowohl von Rhodus, als von Lesbos, bringen; Er kostete sie, und sagte: daß beyde nach dem Erdreiche schmeckten, auf welchem sie gewachsen wären, und ein jeder in seiner Art fürtreflich sey. Der von Rhodus wäre stark, der von Lesbos aber lieblich; daher er diesen vorzöge. An dieser Begebenheit, die Aulus Gellius erzählet, mag seyn, was da will. So viel ist gewiß, daß Aristoteles, als er vom Eurimedon, dem Priester der Ceres, angeklaget wurde, als ob er von den Göttern übel gesprochen hätte, und also aus Furcht für Sokrates Schicksal, von Athen entfliehen, und sich nach Kalcis, einer Stadt in Eubea, begeben wollte; seine Schule dem Lesbier überließ, und ihm seine Schriften, unter der Bedingung, anvertrauete, daß er sie geheim halten sollte. Theophrasten haben wir also zu danken, daß die Schriften dieses großen Mannes bis auf uns gekommen sind.

Sein Name wurde in ganz Griechenland so berühmt, daß er in der Schule, die Aristoteles ihm hinterlassen hatte, gar bald zweentausend Schüler zählen konnte. Sophokles, **) ein Sohn Amphikli-

*) Es giebet noch zween andere, die eben diesen Namen führeten: Der eine war ein cynischer Weltweiser, und der andere ein Schüler des Platons.

**) Dieß ist nicht der Tragödienschreiber.

klides, der damals Prätor war, wurde darüber neidisch; und gab, ob er gleich in der That sein Feind war, unter dem Vorwande, eine genaue Policey zu beobachten, und die Zusammenkünfte zu verhindern, ein Gesetz, welches allen Weltweisen bey Lebensstrafe verbote, in den öffentlichen Schulen Unterricht zu geben. Sie gehorsameten. Als aber das Jahr darauf Philon dem Sophokles in seiner Würde folgete: so hoben die Athenienser dieses verhaßte Gesetz auf; verurtheileten den Urheber desselben in eine Strafe von fünf Talenten; und setzten den Theophrast, nebst den übrigen Weltweisen, wieder in den vorigen Stand.

Er war glücklicher, als Aristoteles, der sich, für dem Eurimedon zu fliehen, genöthiget gesehen hatte. Es fehlete nicht viel, so wäre ein gewisser Agnonides als ein ruchloser Mensch bestrafet worden, blos weil er sich unterstanden hatte, Theophrasten einer Ruchlosigkeit anzuklagen. So groß war die Liebe, welche die Athenienser vor ihn hegten, und die er wegen seiner Tugenden verdiente.

Man giebet ihm das Zeugniß, daß er eine besondere Klugheit besaß, für das Beste des gemeinen Wesens eifrig, arbeitsam, dienstfertig, gesprächig, und mildthätig war. Plutarch erzählet, daß, als Eresus von den Tirannen, welche die Beherrschung ihres Vaterlandes an sich gerissen hatten, gedrucket wurde: so hätte Theophrast sich mit seinem Landsmann Phidias*) verbunden, und aus ihren Mitteln die Verbanneten bewafnet; die ihre Stadt wieder einnahmen, die Tirannen verjagten, und die ganze Insel Lesbos wieder in Freyheit setzten.



*) Dieß ist nicht der berühmte Bildhauer.

So seltene Eigenschaften erwarben ihm nicht allein die Gunst des Volks, sondern auch die Hochachtung und Freundschaft der Könige. Er war ein Freund Kassanders, der dem Arideus, einem Bruder Alexanders des Grossen, im Königreiche Macedonien gefolget war. Und Ptolomeus, ein Sohn des Lagus, und erster König von Aegypten, unterhielt mit ihm einen genauen Umgang. Er starb endlich alt und lebenssatt. Er hörete zu gleicher Zeit auf, zu arbeiten, und zu leben. Ganz Griechenland beweinete ihn, und das ganze Atheniensische Volk wohneten seinem Leichenbegängnisse bey.

Man erzählet von ihm, daß, als er in seinem hohen Alter nicht mehr zu Fusse habe gehen können: so hätte er sich in einer Sänfte durch die Stadt tragen lassen, damit ihn das Volk, welches ihn so lieb hatte, sehen könnte. Man saget auch, daß er auf seinem Sterbebette, als seine um dasselbe herumstehende Schüler ihn frageten? ob er ihnen nichts zu empfehlen hätte, folgende Rede gehalten habe:

„Das Leben verführet uns. Es verspricht uns in „dem Besitze des Ruhms grosses Vergnügen. Allein kaum hat man angefangen zu leben, so muß „man sterben. Oefters ist nichts unfruchtbarer, als „die Liebe zum Nachruhme. Seyd indessen zufrieden, meine Söhne! Wenn ihr die Hochachtung der „Menschen nicht achtet: so besparet ihr euch selbst „grosse Arbeiten. Wenn aber diese euren Muth „nicht niederschlagen: so ist es möglich, daß ihr den „Nachruhm zum Lohne davon traget. Erinnert euch „nur, daß es im Leben viel unnütze Dinge giebet, „und wenig, die zu einem wesentlichen Ziele abzwecken. Ich für mein Theil darf mich nicht mehr

„be-

„bedenken, was ich für eine Parthey ergreifen soll.
„Dazu ist nicht mehr Zeit. Ihr aber, die ihr mich
„überlebet, ihr könnet das, was ihr thun sollet, nicht
„reiflich genug überlegen.“ Dieß waren seine letzten
Worte.

Cicero saget im dritten Buche seiner Tusculanen *), daß Theophrast auf seinem Sterbebette sich über die Natur beklaget habe, daß sie den Hirschen und Krähen ein so langes Leben beygeleget, ungeachtet ihnen solches zu nichts nützte. Den Menschen hingegen, denen an einem langen Leben so viel gelegen wäre, ein so kurzes Ziel gesetzet hätte. Denn wenn die Menschen ihr Alter auf eine grössere Anzahl von Jahren hätten bringen können: so wären alle Künste und Wissenschaften zur Vollkommenheit gebracht worden, und die Menschen hätten es zu einer allgemeinen Kenntniß bringen können. Der heilige Hieronymus versichert an dem bereits angeführten Orte **), daß Theophrast, als er nach zurückgelegten hundert und sieben Jahren gefühlet habe, daß er sterben würde, sich beklaget hätte, daß er zu einer solchen Zeit das Leben verlassen müßte, da er erst anfienge, klug zu werden.

Er

*) Theophrastus moriens accusasse naturam dicitur, quod cervis & cornicibus vitam diuturnam, quorum id nihil interesset, hominibus, quorum maxime interfuisset, tam exiguam vitam dedisset, quorum si ætas potuisset esse longinquior, futurum fuisse, ut omnibus perfectis artibus, omni doctrina hominum vita erudiretur. Cap. 28.

**) Sapiens vir Græciæ Theophrastus, cum expletis centum & septem annis se mori cerneret, dixisse fertur, quod tum egrederetur e vita, quando sapere cœpisset. *Epist. ad Nepotianum.*

Er pflegte zu sagen, daß man seine Freunde nicht lieben müßte, um sie zu prüfen, sondern man müßte sie prüfen, um sie zu lieben. Zwischen Brüdern müßten die Freunde, so wie zwischen Freunden, alles gemein seyn. Man müßte sich ehe einem ungezäumten Pferde, als einem Menschen anvertrauen, der ohne Beurtheilung spreche. Die thörichtste Verschwendung wäre die Verschwendung der Zeit. Einsmals sagte er zu einem Menschen, der bey einem Schmause nicht ein Wort sprach: Wenn du ein geschickter Mann bist, so hast du unrecht, daß du nicht sprichst. Bist du es aber nicht, so weist du sehr viel. Dieß sind einige von seinen Lehren.

Was seine Schriften betrift, so sind solche unzählig. Kein einziger von den Alten hat mehr geschrieben, als Theophrast. Diogenes Laertius giebet ein Verzeichniß von mehr als zweyhundert Schriften über allerhand Materien, die er verfertiget hat. Der größte Theil derselben ist bey den trübseligen Zeiten verloren gegangen. Nur zwanzig Schriften sind uns von ihm übrig geblieben, die unter dem Titel: Die Werke des Theophrasts, zusammen gesammlet sind. Darunter befinden sich neun Bücher von der Geschichte der Pflanzen, und sechs von ihren Ursachen. Er hat von den Winden, vom Feuer, von den Steinen, vom Honig, von den Merkmalen des schönen Wetters, des Regens, und des Ungewitters, vom Geruche, vom Schweiße, vom Schwindel, von der Mattigkeit, von Schlapwerdung der Nerven, von der Ohnmacht, von den Fischen, die ausser dem Wasser leben, von den Thieren, die die Farben verändern, von den Thieren, die schnell geboren werden, von den Thieren, die

dem

dem Neide unterworfen sind, und Kennzeichen der Sitten geschrieben. Diese letzte Schrift allein, von welcher man hier eine Uebersetzung liefert, kann nicht allein von der Schönheit dererjenigen, die man eben angeführet hat, sondern auch von dem Werthe einer grossen Anzahl anderer, die nicht auf uns gekommen sind, ein Zeugniß ablegen.

Diejenigen, denen dieses moralische Werk wegen derer darinn vorkommenden Sachen, die den Zeiten, in welchen es geschrieben ist, gemäs, unsern heutigen Sitten aber nicht ähnlich sind, nicht gefallen sollte: können nichts nützlicheres und angenehmeres thun, als daß sie das Vorurtheil ablegen, welches sie vor ihre Sitten und Gebräuche hegen. Es stellet ihnen solches selbige nicht allein besser für, als alle übrige; sondern verleitet sie auch, daß sie alles das verachten, was selbigen nicht ähnlich ist. Es beraubet sie also des Vergnügens und Nutzens, so sie aus dem Lesen alter Schriftsteller schöpfen sollten.

Wir, die wir so neu sind, werden innerhalb einigen Jahrhunderten alt seyn. Die Geschichte unserer Zeit wird alsdann die Nachkommen belehren, daß die Bedienungen bey uns feil waren, das ist, daß die Macht die Unschuld zu beschützen, das Laster zu bestrafen, und jedermann Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so gut als eine Meyerey mit baarem Gelde bezahlet wurde; und daß die Finanzpächter, diese bey den Ebräern und Griechen so verachtete Leute, in grossem Ansehen standen. Man wird von der Hauptstadt eines grossen Königreichs sprechen hören, die weder öffentliche Plätze, noch Bäder, noch Springbrunnen, noch Amphitheater, noch Gallerien, noch Spatziersäle hatte, und doch eine bewun-

dernswürdige Stadt war. Man wird sich erzählen, daß man in dieser Stadt fast sein ganzes Leben damit zubrachte, daß man aus seinem Hause gieng, um sich in ein anderes einzusperren; daß die Häuser ehrbarer Frauens, die weder Kaufmannschaft trieben, noch Wirthshäuser hielten, einem jeden offen standen, der den Eintritt bezahlete, daß man daselbst wählen konnte, ob man Würfel, Karten, oder andere Spiele spielen wollte; daß man in diesen Häusern aß, und solche zu allerhand Gewerbe bequem waren. Man wird alsdenn wissen, daß das Volk nur auf den Strassen erschien, um solche eilig durchzulaufen; daß daselbst kein Umgang, keine Vertraulichkeit, sondern alles wild, und wegen des Geräusches der Wagens bestürzet war, denen man ausbeugen mußte, und die sich einander vorbeyjagten, gleich als bey einem Wettrennen zu geschehen pfleget. Man wird ohne Verwunderung hören, daß die Bürger zu Friedenszeiten, und bey allgemeiner Ruhe die Tempel, ihre Freunde und Frauens, mit Waffen umgürtet, besuchten, und fast keiner vorhanden war, der nicht an seiner Seite ein Gewehr trug, mit welchem er dem andern, auf einen Schlag, das Leben rauben konnte. Gesetzt, daß diejenigen, die nach uns kommen werden, an so seltsamen, und von den ihrigen so unterschiedenen Sitten, keinen Geschmack fänden; und daher unsere Nachrichten, Gedichte, Schauspiele und Satiren verachteten, würden wir sie nicht schon zum voraus beklagen können, daß sie sich durch ihre Verzärtelung, des Lesens so schöner, so wohlausgearbeiteter, und so regelmäßiger Werke beraubeten; und also die schönste Regierung, durch welche die Geschichte jemals ist bereichert worden, kennen zu lernen verabsäumeten.

Wir

Wir müssen den Büchern der Alten eben dieselbe Nachsicht angedeyen lassen, die wir von unsern Nachkommen erwarten. Wir müssen überzeuget seyn, daß die Menschen keine Gewohnheiten und Gebräuche haben, die in allen Jahrhunderten üblich sind; sondern, daß solche von Zeit zu Zeit sich verändern. Wir sind gar zu weit von denenjenigen entfernet, die ehemals gewöhnlich waren, und gar zu nahe bey denen, die jetzo im Schwange gehen, als daß wir solche aus dem gehörigen Gesichtspunkte beurtheilen könnten. Sonst würden uns weder unsere sogenannte artigen Sitten, und wohlanständige Gewohnheiten, noch unsere Pracht und Herrlichkeit, wider die einfältige Lebensart, so wenig der Athenienser, als der ersten Menschen, einnehmen. Sie waren groß an sich selbst, und ohne Absicht auf tausend äusserliche Dinge, die man hernach erfunden hat, um dadurch vielleicht diese wahre Grösse zu ersetzen, die nicht mehr vorhanden ist.

Die Natur zeigete sich bey ihnen in ihrer völligen Reinigkeit und Anständigkeit. Sie war noch nicht durch Eitelkeit, Pracht, und thörichten Ehrgeitz beflecket. Ein Mensch wurde von wegen seiner Stärke, oder wegen seiner Tugend, geehrt. Nicht Bedienungen und jährliche Gehalte, sondern sein Feld, seine Heerden, seine Kinder und Knechte machten ihn reich. Seine Speise war gesund und natürlich. Sie bestand in den Früchten der Erde, in der Milch seiner Kühe und Schaafe. Seine Kleidung war schlecht und einförmig von Fellen und Thierhäuten. Seine Vergnügungen waren unschuldig, eine reiche Aerndte, die Verheyrathung seiner Kinder, die Eintracht mit seinen Nachbaren, und der Friede in seinem Hause.

Nichts

Nichts ist unsern Sitten entgegen gesetzter, als alle diese Dinge. Allein die Entfernung der Zeiten machet uns solche angenehm; eben so, wie uns die Entlegenheit der Oerter, die verschiedenen Nachrichten, oder die Reisebeschreibungen von entfernten Ländern, und fremden Völkern, beliebt machet.

Sie geben uns Nachricht von einer Religion, Policey, Lebensart, von einer Art sich zu kleiden, zu bauen, und Krieg zu führen, von der man nichts wußte; und von Sitten, die wir nicht kannten. Diejenigen, die mit den unsrigen eine Aehnlichkeit haben, rühren uns; Andere, die von den unsrigen unterschieden sind, setzen uns in Erstauner; Alle aber belustigen uns. Die barbarischen Manieren und Gebräuche, so weit von uns entfernter Völker, sind uns nicht zuwider. Sie unterrichten uns vielmehr; ja wir werden durch ihre Neuigkeit so gar ergötzet. Es ist genug, daß diejenigen, von denen die Rede ist, Siamer, Chineser, Neger und Abyßinier sind.

Diejenigen, deren Sitten uns Theophrast in seinen Gemälden abschildert, waren Athenienser, und wir sind Deutsche. Wenn wir, nebst dem Unterschiede der Oerter und Himmelsgegend, auch die Länge der Zeit betrachten; wenn wir bedenken, daß dieses Buch vielleicht im letzten Jahre der hundert und funfzehnten Olympiade, und also dreyhundert und vierzehn Jahre vor der Christlichen Zeitrechnung geschrieben ist; folglich dieses Volk, welches allhier abgebildet wird, volle zweytausend Jahr vor uns gelebet hat: so werden wir uns wundern, daß wir uns selbst, unsere Freunde, Feinde, und Bekannten, darinnen abgebildet finden; und daß diese Aehn-

lichkeit zwischen Menschen so vollkommen sey, die durch so viele Jahrhunderte von einander abgesondert sind. In der That! die Menschen haben sich, so viel das Herz, und die Leidenschaften betrift, gar nicht geåndert. Sie sind noch so, wie sie damals waren, und wie Theophrast sie abzeichnet, eitel, falsch, schmeichelhaft, eigennůtzig, unverschåmt, beschwerlich, mistrauisch, verlåumderisch, zånkisch, aberglåubisch.

Es ist wahr, Athen war frey, und der Mittel-Punct einer Republick. Seine Bůrger waren einander gleich. Sie schåmeten sich einer des andern nicht. Sie giengen fast ohne Begleitung und zu Fusse, durch eine reinliche, friedliche, und geråumige Stadt. Sie giengen in die Kramladens, und auf die Mårkte, und kauften die nöthigen Sachen selbst ein. Sie durften ihre gewöhnliche Lebensart nicht veråndern, um etwa dem Hofe nachzueifern. Ihrer Sklaven hatten sie nur in den Bådern, bey Gastereyen, zu den innerlichen Hausangelegenheiten, und auf Reisen nöthig. Einen grossen Theil ihres Lebens brachten sie auf den öffentlichen Plåtzen, in den Tempeln, in der Schaubůhne, im Hafen, in der Halle, und mitten in einer Stadt zu, in der sie alle gleich viel zu befehlen hatten. Hier versammlete sich das Volk, um ůber die öffentlichen Angelegenheiten zu rathschlagen. Dort unterredete es sich mit den Fremden. Bald trugen die Weltweisen ihre Lehre vor; bald unterredeten sie sich mit ihren Schůlern. Diese Oerter waren zu gleicher Zeit der Schauplatz der Vergnůgungen, und der Geschåfte. Es war in diesen Sitten etwas einfåltiges und gemeines. Sie

kommen den unsrigen nicht bey. Ich gestehe es. Allein was für Menschen überhaupt waren die Athenienser! welche Stadt war Athen! welche Gesetze! welche Policey! welche Tapferkeit! welche Unterweisung! welche Vollkommenheit in allen Künsten und Wissenschaften! welche Artigkeit im gewöhnlichen Umgange, und in der Sprache! Theophrast, eben derselbe Theophrast, von dem eben so grosse Dinge sind gesaget worden, dieser anmuthige Redner, dieser Mann, der sich so unvergleichlich ausdruckte, wurde von einem gemeinen Weibe, von der er auf dem Markte Kräuter kaufte, für einen Fremden erkannt. Sie bemerkte, daß er kein Athenienser war, weil er, ich weis nicht worinn, wider die reine Attische Mund-Art verstieß. Cicero füget hinzu, daß dieser grosse Mann erstaunet wäre, als er gesehen hätte, daß, ungeachtet er in Athen so lange gelebet, und die Attische Sprache so vollkommen gesprochen, ja durch die vieljährige Gewohnheit, den Atheniensischen Accent völlig angenommen hatte, ihm dennoch dasjenige mangelte, was der gemeine Mann von Natur, und ohne Unterricht wüßte. Wenn man in diesem Werke Abschilderungen gewisser Sitten erblicket, die man nicht entschuldigen kann, und die uns lächerlich zu seyn scheinen: so muß man sich erinnern, daß sie dem Theophrast eben so vorgekommen sind, und daß er sie als Laster betrachtet habe. Er schilderte sie so natürlich ab, daß die Athenienser sich derselben schämeten, und sich besserten.

Um aber auch denenjenigen ein Genügen zu leisten, die alles das kaltsinnig betrachten, was den Fremden und Alten gehöret; und nur ihre eigene Sitten hoch-

schätzen: so füge ich solche diesem Werke bey. Ich glaubete, daß ich überhoben seyn konnte, dem Entwurfe dieses Weltweisen zu folgen. Theils, weil es allemal mislich ist, die Arbeit eines andern fortzusetzen; insonderheit, wenn solches ein alter, oder sonst berühmter Schriftsteller ist; theils weil die einzige Figur, welche man eine Beschreibung, oder Erzählung nennet, und die in diesem aus acht und zwanzig Hauptstücken bestehenden Werke, mit so gutem Erfolge angebracht ist, nicht den Beyfall erhalten mögte, wenn ein dem Theophrast bey weitem nicht gleich kommender Geist, sich derselben bedienen wollte.

Da ich mich hingegen erinnerte, daß sich unter der grossen Anzahl vom Diogenes Laertius angeführter Schriften dieses Weltweisen, eine befindet, welche den Titel führet, Sprüchwörter; das sind einzelne Abhandlungen, als Betrachtungen, und Anmerkungen; da ferner die älteste und fürtreflichste Sittenlehre in den göttlichen Schriften eben diese Benennung hat: so bin ich durch so grosse Muster angereizet worden, auf eben eine solche Art *) von den Sitten zu schreiben, in so weit meine Kräfte zureichen. Ich habe mich auch dadurch von meinem Vorhaben nicht abwendig machen lassen, daß bereits zwey moralische Werke in aller Leute Händen sind; und einige also, entweder aus Mangel der Aufmerksamkeit, oder aus Begierde zu tadeln, diese Betrachtungen vor eine Nachahmung derselben halten mögten.



*) Man verstehet dadurch diese gleichsam abgebrochene Schreibart, in welcher Salomo seine Sprüchwörter abgefasset hat; keinesweges aber die göttlichen Dinge, als bey welchen keine Vergleichung statt findet.

Das eine bedienet sich, vermöge der Absicht seines Verfassers, *) der Metaphysick zum Nutzen der Religion. Es lehret uns die Seele, ihre Leidenschaften, und Laster kennen; und handelt von den grossen und dringenden Bewegungsgründen sich zur Tugend zu wenden. Kurz, es will den Menschen zum Christen machen. Das andere **) ist aus der Feder eines durch den Umgang mit der Welt unterrichteten Mannes geflossen, dessen feiner Geschmack seinen Einsichten gleich war. Da er bemerket hatte, daß die Eigenliebe die Ursache aller menschlichen Schwachheiten ist: so greifet er selbige aller Orten, wo er sie findet, ohne Aufhören an. Dieser einzige Gedanke, der auf tausend verschiedene Arten gleichsam vervielfältiget ist, behält wegen der Wahl der Worte, und wegen der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, allemal die Anmuth eines neuen Gedanken.

Ich bin in dem Werke, welches der Uebersetzung der theophrastischen Karackteren beygefüget ist, keinem von diesen Wegen gefolget. Es ist von denen beyden Werken, deren ich eben erwähnet habe, ganz unterschieden. Es ist weder so erhaben, als das erste, noch so fein, als das andere. Es zielet nur dahin ab, den Menschen, durch einfältige, und bekannte Mittel, vernünftig zu machen; indem es ihn auf eine ungezwungene Art, und ohne grosse Ordnung prüfet, so, wie es das Alter, das Geschlecht, der Stand, die Laster, die Schwachheiten, und das Lächerliche, so denenselben ankleben, mit sich bringet.

Ich

*) Paskal.

**) Die Lebensregeln des Herzogs von Rochefaucault.

Ich habe mich mehr, als Theophrast, mit den Lastern des Verstandes, mit den Unarten des Herzens, und überhaupt mit dem Inneren des Menschen beschäftiget. Die Karaktere des Theophrasts lehren uns, durch tausend äusserliche Dinge, die sie uns am Menschen darstellen, durch seine Handlungen, Reden und Tritte, das Innere desselben kennen, und führen uns bis zur Quelle seiner Unordnung. Die neuern Karaktere hingegen entwickeln die Gedanken, Gesinnungen und Triebfedern der Menschen. Sie entdecken uns den Grund ihrer Bosheit und Schwachheiten. Sie machen, daß man mit leichter Mühe alles das vorher siehet, was sie zu sagen, oder zu thun fähig sind; und also über tausenderley lasterhafte, oder schnöde Handlungen, deren ihr Leben voll ist, nicht mehr erstaunet.

Ich muß bekennen, daß mir die Titel der Hauptstücke in beyden Werken, viel Schwierigkeiten gemacht haben. Wenn diejenigen, die man über die besonderen Abtheilungen des letzteren lieset, nicht gefallen: so bin ich zufrieden, daß man an deren Statt andere erwählet. Was aber die Titel in den Karakteren des Theophrasts betrift: so kann ich keinem diese Freyheit zugestehen. Ich bin nicht Herr über ein fremdes Gut. Ich habe dem Verstande des Verfassers folgen, und solche so übersetzen müssen, wie sie dem griechischen Ausdrucke am näheſten kamen, und dem Innhalte eines jeden Hauptstücks am gemäßesten waren. Dieß ist nicht so leicht, als man sich vielleicht vorstellet. Denn wenn man eine griechische Redensart Wort für Wort übersetzet: so kommt eine ganz andere Bedeutung heraus. Zum Beyspiele,

eine Ironie ist bey uns eine Spötterey, oder eine Figur in der Redekunst. Beym Theophrast hingegen, ist sie das Mittel zwischen der Betrügerey und Verstellung, und dennoch keines von beyden; sondern gerade das, was im ersten Hauptstücke beschrieben wird.

Die Griechen haben ferner zwo, oder drey ziemlich verschiedene Redensarten, um dadurch Sachen auszudrücken, die eben so verschieden sind. Wir aber können solche nicht leicht anders, als mit einem einzigen Worte geben. Diese Armuth unserer Sprache setzet uns in Verlegenheit. Man findet in diesem griechischen Werke dreyerley Arten des Geitzes, zwo Arten Schmeichler, zwo Arten beschwerlicher Menschen, und eben so viel Schwätzer. Die Karaktere dieser Personen, scheinen also einander ähnlich zu seyn, welches den Titeln nicht vortheilhaft ist. Ueberdem ist die Ausführung dem Titel nicht allemal gemäs, weil Theophrast, da er sich von dem Vorhaben, Gemälde zu schildern, dahin reissen lassen, durch den Karakter und die Sitten desjenigen, den er schildert, oder auf den er eine Satire machet, zu diesen Veränderungen ist bewogen worden.

Die Erklärungen, die man zu Anfange eines jeden Hauptstücks lieset, haben mir gleichfalls Mühe gekostet. Sie sind im Theophrast kurz und bündig, und sowohl dem Nachdrucke der griechischen Sprache, als der Schreibart des Aristoteles gemäs, der ihm die ersten Begriffe dazu geliefert hat. Ich habe bey Uebersetzung derselben etwas weitläuftiger

seyn

seyn müssen, um sie verständlich zu machen. Man findet auch in diesem Werke einige verstimmelte Stellen, die keinen völligen Verstand in sich fassen; jedoch leicht zu ergänzen gewesen sind. Es giebet ferner verschiedene Lesarten; Stellen, die unterbrochen sind, und auf verschiedene Art erkläret werden konnten. Ich bin daher, um den rechten Weg nicht zu verfehlen, den besten Auslegern gefolget.

Endlich, da dieses Werk nichts weiter ist, als eine blosse Unterweisung von den Sitten der Menschen; da es nicht sowohl abzielet, sie gelehrt, als vielmehr klug zu machen: so bin ich der Mühe überhoben gewesen, solches mit langen und lesenswürdigen Anmerkungen, oder mit gelehrten Auslegungen zu begleiten, die von dem Alterthume einen genauen Begriff machen. Ich habe mich begnüget, bey einigen Stellen, die solches, meiner Einsicht nach, nöthig hatten, kleine Noten anzubringen, damit diejenigen, die richtige Begriffe und Munterkeit besitzen, und denen nichts fehlet, als daß sie nicht viel gelesen haben, sich diesen Fehler nicht vorrücken, und bey Lesung dieser Karaktere nicht innehalten, noch einen Augenblick an dem Sinne des Theophrasts zweifeln dörfen.

# Theophrasts
# Kennzeichen der Sitten.

Ich habe mich oft gewundert, und ich kann, alles sorgfältigen Nachdenkens ungeachtet, jetzt noch nicht begreifen, woher es kommet, daß die Griechen einander in ihren Sitten so unähnlich sind, da sie doch alle auf gleiche Art erzogen werden, und ganz Griechenland unter einer Himmelsgegend lieget. Da ich nun, lieber Polikles, schon neun und neunzig Jahr alt bin: so habe ich lang genug gelebet, um die Menschen kennen zu lernen. Da ich überdem währendem meinem Leben, mit Leuten von allerhand Art, und Gemüthsbeschaffenheit umgegangen bin; da ich mich bemühet habe, die Tugendhaften sowohl, als die Lasterhaften zu erforschen: so scheinet es, daß ich die Kennzeichen aller beyden habe bemerken müssen. Ich werde mich dannenhero nicht begnügen, die Griechen überhaupt zu schildern; son-

dern

dern so gar dasjenige berühren, was einem oder dem andern besonders eigen ist, und was viele unter ihnen gemein haben. Unsere Kinder werden, wie ich glaube, durch dieses Werk gebessert werden. Es wird ihnen Muster vorstellen, denen sie folgen können. Es wird sie diejenigen kennen lehren, mit denen sie sich in Umgang einlassen, und deren Weisheit und Tugend nachzuahmen, sie sich bestreben sollen. Ich will mich also zur Sache selbst wenden. Es gebühret dir bey meinem Vortrage aufmerksam zu seyn, und die Wahrheit desselben zu untersuchen. Ich werde, ohne weitere Vorrede, von der Verstellung den Anfang machen. Ich werde erst dieses Laster an sich selbst erklären, und hernach die Art und Sitten eines solchen Menschen beschreiben.

## Das erste Hauptstück

## Von der Verstellung.*)

Es ist nicht so leicht, die Verstellung zu erklären. Will man sich an einer Beschreibung begnügen, so kann man sagen: Daß sie eine Kunst ist, seine Worte und Handlungen, aus einer bösen Absicht, auf Schrauben zu setzen. Ein Mensch, der sich verstellet, ist derjenige, der zu seinen Feinden gehet, mit ihnen



* Der Verfasser redet nicht von der Verstellung, die aus der Klugheit herkommet, sondern von der, welche die Griechen Ironie nannten.

spricht, und ihnen dadurch weis machen will, als ob er sie nicht hasse. Er lobet diejenigen öffentlich, und ins Gesicht, denen er heimliche Fallstricke leget; und wenn er sie gestürzet hat, so beklaget er ihr Schicksal. Er vergiebet es denen, die übel von ihm gesprochen haben. Er erzählet mit kaltsinnigen Geberden die entsetzlichsten Dinge, wodurch man seinen guten Namen hat schmälern wollen. Er bedienet sich der schmeichelhaftesten Worte, um diejenigen zu besänftigen, die sich über ihn beschweren, und wegen der Schmach, die er ihnen angethan hat, aufgebracht sind. Wenn ihn jemand eilig sprechen will, so schützet er Geschäfte vor, und bestellet ihn auf eine andere Zeit. Er hält in allem seinem Thun an sich, und saget: daß er sich bedenken wolle. Es hat seine Ursachen, wenn er saget: Bald daß er eben vom Lande zurück gekommen; bald daß er des Abends spät in der Stadt angelanget sey, und sich nicht recht wohl befinde. Denenjenigen, die von ihm Geld lehnen wollen, oder einem armen Freunde, der ihn um einen Vorschuß anspricht, antwortet er, daß er nichts löse, und niemals von Geld so entblößet gewesen sey. Gegen andere rühmet er seinen glücklichen Handel, wenn er in der That nichts absetzet. Er stellet sich, als ob er unachtsam gewesen sey, und eine Sache nicht gehöret habe, die man eben erzählet habe. Er will den Leuten weis machen, daß er eine Sache, auf die er eben die Augen richtete, nicht wahrgenommen habe. Er weis sich einer Begebenheit, von der er eben gesprochen hat, nicht zu erinnern. Allen, die von Geschäften mit ihm sprechen, antwortet er: Ich werde sehen. Einige Sachen weis er; andere sind ihm ganz unbewust; über einige erstaunet er; in andern versichert er, mit andern gleicher Meynung

nung

nung zu seyn; nachdem es sein Nutzen erfordert. Seine gewöhnliche Sprache ist: Ich glaube es nicht; ich begreife nicht, wie das zugehet; wo bin ich denn? Es scheinet, als ob ich nicht bey mir selbst bin! so hat ers mir nicht erzählet; dieß ist eine bewundernswürdige Sache, die allen Glauben übersteiget; erzähl dieß andern, aber mir nicht; soll ich dir glauben? Kann ich versichert seyn, daß er mir die Wahrheit gesaget hat? Zweydeutige und betrügliche Worte! vor welchen man sich, als vor dem Schädlichsten auf der Welt, hüten muß. Diese Art zu verfahren, kommt nicht aus einem aufrichtigen und redlichen Herzen her, sondern aus einem bösen Willen, oder von einem Menschen, der uns zu schaden suchet. Dergleichen Leute muß man mehr als Schlangen fliehen.

## Das zweyte Hauptstück

## Von der Schmeicheley.

Die Schmeicheley ist ein schändliches Gewerbe, welches blos dem Schmeichler nützlich ist. Ein Schmeichler ist derjenige, der, wenn er mit einem gehet, zu ihm saget: "Sieh nur, wie jedermann „dich ansiehet. Dieß wiederfähret nur dir allein. „Gestern wurde sehr viel Gutes von dir gesprochen, „und man konnte dein Lob doch nicht erschöpfen. „Es waren unser mehr, als dreyßig Personen „versammlet. Man kam von ungefehr auf die „Frage, wer wohl der redlichste Mann in der ganzen „Stadt sey? Alle mit einander nannten dich, und

„kein

„kein einziger versagte dir seine Stimme.„ Tausend dergleichen Sachen saget er ihm vor. Er ist gewohnt, seinem Gönner das kleinste Federchen vom Kleide abzulesen, und auf die Erde zu werfen. Wenn der Wind demselben Spreu in die Haare, oder in den Bart gewehet hat, so nimmt er solche ab, und saget mit einem freundlichen Gesichte: ‘ sieh nur, wie grau „dein Bart in zween Tagen geworden ist, da ich dich „nicht gesehen habe, da du doch, deinen Jahren nach, „trotz jemanden, schwarze Haare haben müßtest.„ Wenn sein Gönner zu reden anfänget, so leget er allen andern ein Stillschweigen auf, und nöthiget sie, dasjenige, was solcher vorbringet, blindlings zu billigen. Sobald derselbe zu reden aufhöret, so ruffet der Schmeichler aus: “Das war fürtreflich, so, daß „nichts darüber gehet! „ Trift es sich ein andermal, daß solcher einen frostigen Scherz vorgebracht hat, so unterlässet er doch nicht, ihm Beyfall zu geben, und diese elende Spötterey fortzusetzen. Ja, ob er gleich keine Lust zu lachen hat, so hält er sich doch das Schnupftuch vor den Mund, als wenn er sich nicht halten könnte, und doch nicht überlaut lachen wollte. Wenn er seinen Gönner auf der Straße begleitet, so ruffet er allen Vorbeygehenden zu, stehen zu bleiben, bis solcher vorbeygegangen sey. Er kaufet allerhand Früchte, träget sie ihm ins Haus, und theilet sie, in seiner Gegenwart, unter seine Kinder aus. Er küsset sie, und ruffet dabey aus: das sind allerliebste Kinder, die eines solchen Vaters würdig sind. Wenn sein Gönner sich einen engen Schuh anpresset, so saget er: Dein Fuß ist niedlicher, als alle Schuhe. Will selbiger einen guten Freund besuchen, so läufet der Schmeichler voraus, und meldet ihn an. Er kommet

met zurück, und saget ihm: "Ich habe von deiner „Ankunft schon Nachricht gegeben, und man machet „sich eine Ehre daraus, dich zu empfangen." Ein Schmeichler unternimmt alles, ohne sich zu bedenken. Er giebet sich mit den niederträchtigsten Dingen ab, und verrichtet so gar Weiberarbeit. Wenn er zu einem Schmause ist gebeten worden, so ist er von allen Gästen der Erste, der den Wein lobet. Bey Tafel setzet er sich neben den Wirth. In der That, saget er zu wiederhohlten malen zu ihm, du weist deine Freunde recht zu bewirthen. Er hebet eine Schüssel in die Höhe, zeiget sie den andern Gästen, und saget: Sehen sie wohl, was das ist? Er erkundiget sich bey dem Wirthe, ob ihn nicht friere, und ob er nicht einen wärmern Rock anziehen wolle? und ist bemühet, ihn auf das sorgfältigste zuzudecken. Er flistert ihm ohne Aufhören etwas ins Ohr. Wenn einer von der Gesellschaft ihn wornach fraget, so antwortet er demselben kaltsinnig, und ohne ihn anzusehen. In der Comödie reisset er die Polster dem Knechte, der solche austheilet, aus der Hand, und leget sie auf seines Gönners Platz, damit derselbe desto weicher sitzen möge. Ehe er aus dem Hause desselben gehet, so rühmet er den Baumeister, das Hausgeräthe, und die vortreflich angelegte Gärten. Wenn er das Bild desselben erblicket, worinnen ihm der Maler sehr geschmeichelt hat, so ist er über die ausnehmende Aehnlichkeit entzückt, und bewundert es, als ein Meisterstücke. Kurz! ein Schmeichler saget, und thut nichts von ungefehr. Alle seine Reden und Handlungen zwecken dahin ab, jemanden zu gefallen, und die Gewogenheit desselben zu erlangen.

## Das dritte Hauptstück
## Vom Plauderer.

Das Plaudern ist eine Gewohnheit, viel und ohne Ueberlegung zu sprechen. Wenn ein Mensch, der gerne reden mag, bey einem Unbekannten zu sitzen kommet, so lässet er sich alsbald mit ihm ins Gespräch ein. Er lobet ihm seine Frau, erzählet ihm seinen Traum, und rechnet ihm jedes Gericht vom gestrigen Abendschmause auf den Fingern her. Wenn er hernach vertrauter wird, so schilt er auf die gegenwärtige Zeiten, und versichert, daß unsere Alten ganz andere Leute gewesen wären, als wir. Er verfällt nachher auf die Waaren, die man auf dem Markte feil hat, auf den hohen Preis des Getreides, und auf die große Menge Fremden in der Stadt. Er erzählet, daß im Frühjahre, wenn die Bacchanalien *) den Anfang nehmen, das Meer wieder schiffbar werde, daß man sich, wenn GOtt ein wenig Regen gäbe, eine reiche Aerndte versprechen könnte; daß er künftiges Frühjahr seinen Acker selbst bauen wolle. Er klaget endlich, daß die Zeiten knapp wären, und man Mühe hätte, ehrlich durch die Welt zu kommen. Er erzählet diesem Fremden, daß Damipp der Ceres die schönste Kerze geopfert habe. **) Er fraget ihn, wie viel Säulen den Musicksaal unterstützten, und

den

*) Nemlich die ersten Bacchanalien, die in der Stadt gefeyert wurden.

**) Das Fest der Ceres wurde bey Nacht gefeyret, und die Athenienser eiferten um den Vorzug, wer die größte Kerze opfern würde.

den wie vielsten man heute schreibet? Wenn der andere die Geduld hat, ihn anzuhören, so wird er ihn niemals los. Er erzählet ihm, als eine Neuigkeit, daß das Fest der Ceres im August, die Apaturien *) im October, und die Bacchanalien **) im December auf dem Felde gefeyret werden. Bey solchen Schwätzern ist nur eine Partey zu ergreifen: Man muß für sie aus allen Kräften fliehen, wenn man wenigstens dem Fieber entgehen will; Denn wie kann man solche Leute dulden, die weder des andern Muße, noch seine Geschäfte zu unterscheiden wissen?

---

## Das vierte Hauptstück

## Vom tölpelhaften Wesen.

Das tölpelhafte Wesen ist eine gänzliche Unwissenheit des Wohlstandes. Ein Tölpel ist derjenige, der in eine öffentliche Gesellschaft gehet, wenn er eine Arzeney, den Leib zu reinigen, eingenommen hat; der eine wohlriechende Salbe von Timian und Meyeran nicht zu unterscheiden weis; der weite und grobe Schuhe träget; und immer laut schreyet, wenn er

*) Dieß heißt so viel, als das Fest der Betrügereyen. Es wurde dem Bacchus zu Ehren gefeyret. Man kann die in diesem Abschnitte von Theophrast abgeschilderte Sitten verstehen, ohne daß ich nöthig habe, den Ursprung dieses Festes zu erklären.

**) Die zweyten Bacchanalien wurden im Winter auf dem Felde gefeyret.

er reden soll. Seinen Freunden trauet er nicht auf ein Haar, da er doch mit seinen Knechten die wichtigsten Sachen überleget, und ihnen so gar erzählet, was in einer öffentlichen Versammlung ist gesprochen worden. Wenn er sitzet, so schläget er den Rock, auf eine unanständige Art, bis über das Knie auf. Er bewundert sein Lebenlang nichts. Die seltensten Dinge, die er begegnet, würdiget er keiner Betrachtung. Stößet ihm aber ein Ochs, ein Esel, oder ein alter Ziegenbock, auf, so bleibet er stehen, und kann sich an demselben nicht satt sehen. Wenn er zuweilen in die Küche kommet, so frißt er recht gierig von allem, was ihm vorkommt, und trinket ein großes Glas Wein auf einen Zug heimlich aus; damit es die Magd nicht sehe, mit der er doch in die Mühle gehet, und die kleinesten Angelegenheiten seines Hauses überleget. Er stehet vom Tische auf, um seinem Zugvieh eine Handvoll Heu vorzuwerfen. Er gehet selbst horchen, wer an der Thüre ist, wenn jemand, währendem Essen anklopfet. Er ruffet seinen Haushund, den er allemal bey Tische bey sich hat, hält ihn bey der Kehle, und saget: dieß ist mein Wächter, der auf mein Haus, und auf alle meine Leute, acht giebet. Wenn man ihm Geld auszahlet, so wirfet er bald dieses, bald jenes Stück, als zu leicht, oder nicht blank genug, aus, und man muß ihm solches auswechseln. Hat er jemanden einen Pflug, einen Korb, eine Sichel, oder einen Sack gelehnet, und es fället ihm im Schlafe ein, so kommet er wohl des Nachts, um sie zurück zu fordern. Wenn er auf der Straße gehet, so fraget er den ersten, den besten, der ihm begegnet: was kostet der eingesalzene Fisch? Ist das Pelzwerk theuer? Haben wir heute nicht Neulicht? Wenn er nicht weis, was

er erzehlen soll, so saget er, wie er geschwind hingehen wollte, sich barbieren zu lassen. Er singet im Bade; er machet seine Schuhe mit Nägeln fest; und wenn er den Weg gehet, so spricht er beym Archias*) an, um Poeckelfleisch einzukauffen, und träget solches über die öffentliche Straße selbst nach Hause.

---

## Das fünfte Hauptstück
## Vom Gefälligen.

Um die Neigung, die einige haben, jedermann zu gefallen, etwas genau zu beschreiben, so muß man sagen: daß sie in einer Art zu leben bestehet, da man nicht sowohl tugendhaft und ehrlich, als nur angenehm zu seyn, sich bestrebet. Wenn ein Gefälliger einem angesehenen Mann begegnet, so ziehet er den Hut ab, so bald er ihn nur erblicket. Sehet, ruffet er aus: das ist ein redlicher Mann! Er tritt ihn an, bewundert die geringste Kleinigkeit an ihm, und hält ihn mit beyden Händen fest, damit er ihm ja nicht entwische. Nachdem er einige Schritte mit ihm fortgegangen ist, so fraget er ihn: welchen Tag er die Ehre haben werde, ihn bey sich zu sehen? Endlich lässet er ihn, mit Lobsprüchen überhäufet, seiner Wege gehen. Wenn jemand ihn in einer Rechtssache zum Schiedsrichter



*) Archias war ein berühmter Kaufmann, der mit eingesalzenem Fleische handelte, welches die gewöhnliche Speise des Pöbels war.

erwählet, so darf solcher nicht hoffen, daß er ihm günstiger seyn werde, als seinem Gegenpart. Er will beyden zu gefallen leben, und gehet daher mit beyden gleich glimpflich um. Um sich die in der Stadt befindliche Fremde zu Freunden zu machen, so saget er ihnen: wie er bey ihnen mehr Billigkeit anträfe, als bey seinen Mitbürgern. Wird er zu Gaste gebeten, so fraget er, sogleich bey seiner Ankunft, den Wirth, wo seine Kinder seyn? So bald solche ankommen, so versichert er, wie sie dem Vater so ähnlich sehen, als wann sie ihm aus den Augen geschnitten wären. Er ruffet sie zu sich, küsset sie, lässet sie neben sich setzen, und tändelt mit ihnen. Wem gehöret, fraget er, dieses kleine Fläßchen, diese niedliche Art? *) Bisweilen lässet er sie auf seinem Schooße schlafen, ungeachtet ihm solches beschwerlich fället. Er lässet sich oft barbieren; er reiniget seine Zähne aufs sorgfältigste, und ziehet alle Tage ein anderes Kleid an. Er gehet niemals aus, ehe er sich mit wohlriechenden Oehlen gesalbet hat. In den öffentlichen Sälen siehet man ihn fast nirgends anders, als bey dem Tische der Geldwechsler; **) in den Schulen, an den Orten, wo die Jugend sich übet; ***) und in den Schauspielen, auf den vornehmsten Plätzen, nahe beym Prätor. Ein solcher Mensch kaufet niemals etwas für sich; allein nach Bizanz schicket er kost-

bare

*) Er zielet damit auf das Spielzeug, welches die Griechen ihren Kindern an den Hals zu hängen pflegten.

**) Hier versammleten sich die Vornehmsten.

***) Um von ihr, und allen denen, die sich daselbst befanden, gesehen zu werden.

bare Edelgesteine, nach Cicikus spartische Hunde, und nach Rhodus den fürtreflichen Hönig, vom Berge Hymete; und diese seine Geschäfte erzählet er der ganzen Stadt. Sein Haus ist beständig mit niedlichen Sachen angefüllet, die schön zu sehen sind, als Affen, Waldteufel, Tauben aus Sicilien, Würfeln von Ziegenknochen, Gläser zu Specereyen, gedrehete Stöcke, die man zu Sparta machet, und persische Tapeten. Er hat in seinem Hause so gar ein Ball-Haus, oder einen kleinen Kampfsplatz. Wenn er auf der Straße einen Weltweisen, Sophisten, Fechtmeister, oder Tonkünstler antrift, so bietet er ihm sein Haus an, sich darinnen in seiner Kunst zu üben. Unterdessen stellet er sich unter die übrigen Zuschauer. Wem, fraget er, meynet ihr wohl, daß dieses schöne Haus, dieser bequeme Kampfsplatz, gehöret? Sehet, fähret er fort, indem er auf einen in der Stadt viel vermögenden Mann weiset, dieß ist der rechte Herr, der darüber zu befehlen hat.

## Das sechste Hauptstück
## Von der Frechheit.

Ein frecher Mensch ist derjenige, der sich kein Bedenken machet, die schändlichsten Dinge zu sagen, und zu thun; der leichtsinnig schwöret, und vor Gerichte so viel Eide ableget, als man begehret; der seinen guten Namen verscherzet hat, und den man ungestraft mishandeln kann; der von

Natur ein Umtreiber, lüderlich, und ein Waghals ist. Er schämet sich nicht, nüchtern, in den unzüchtigsten Stellungen, und ohne Larve, auf der Schaubühne zu tanzen. Er sammlet an den Orten, wo die Seiltänzer ihre Bude aufgeschlagen haben, von den Zuschauern das Geld ein, und zanket sich mit denen, die mittelst eines Freyzettels umsonst zuzusehen fordern. Er hält einen Gasthof, er ist ein Hurenwirth, und ein Zöllner. Kurz! kein Gewerbe ist für ihn zu schändlich. Heute ist er ein öffentlicher Ausruffer, morgen ein Koch, oder Spieler. Er läßt seine Mutter vor Hunger sterben. Er wird wegen Diebstahls vor Gerichte geführet, und wohnet mehr im Gefängnisse, als in seinem Hause. Er ist einer von den Leuten, die den Pöbel um sich herum sammlen, die Vorbeygehenden an sich ruffen, sich gegen sie mit einer starken und heiser geschrienen Stimme beklagen, und mit Schimpfworten um sich werfen. Unterdessen, daß sich einige durch die Menge durchdrengen, um diese Leute zu sehen; und andere, die zufrieden sind, daß sie sie gesehen haben, sich fortmachen, ohne sie anzuhören; so erzählen dergleichen Leute diesem den Anfang, dem einen Theil, und jenem noch etwas mehr von einer gewissen Begebenheit, ohne, daß man aus ihnen klug werden kan; und dieß thun sie noch dazu an den Tagen der öffentlichen Versammlungen, wo der Zulauf des Volks groß ist, damit es ihnen ja nicht an Zeugen ihrer Frechheit fehle. Ein solcher Mensch hat jederzeit Processe, in denen er theils Kläger, theils Beklagter ist. Bald suchet er sich durch einen Meyneid davon loszumachen, bald erscheinet er vor Gerichte. Die zum Beweise gehörige Urkunden und Papiere träget er in ei-

einer Büchse *) im Busen, und einen Stoß Acten in den Händen. Er führet unter niederträchtigen Sachwaltern das Regiment, denen er auf Wucher Geld lehnet, und täglich von einem Dragma anderthalb Obolus **) Zinns nimmt. Er besuchet die Wirthshäuser, treibet sich auf dem Fischmarkte herum, und bringet auf diese Art dasjenige durch, was er mit seinem saubern Gewerbe verdienet. Mit einem Worte, ein solcher Mensch ist zanksüchtig, und beschwerlich. Wenn er den Mund aufthut, so verläumdet er. Er schreyet mit einer so starken Stimme, daß die Marktplätze und öffentliche Laden davon ertöneu.

---

# Das siebende Hauptstück vom Schwätzer.

Die Schwatzhaftigkeit ist eigentlich eine Unmäßsigkeit im Reden. "Du erzählest die Sache „nicht recht, saget ein solcher Großmaul zu Jeder„mann, der etwas erzählen will, niemand weis „sie so genau, als ich; ich will dir ein Licht in der „Sache geben, wenn du mich anhören willst.„ Fähret der andere zu sprechen fort, so fähret er auch fort: "Du hast dieß schon gesagt, vergiß dein Wort

 „nicht;

*) In dergleichen Büchsen, die von leichtem Kupfer verfertiget waren, verwahreten die Proceßführende ihre Urkunden und Papiere.

**) Ein Obolus war der sechste Theil eines Dragma.

„nicht; ja, so ists, jetzt bringest du mich wieder „auf die rechte Spur, wie gut ist es nicht, wenn „man sich einander verstehet; doch, was wollte ich „sagen? Ich habe etwas vergessen; ja, das ist recht; „ich wollte sehen, ob du die Sache eben so erzählen „würdest, wie ich sie gehöret habe.„ Durch diese, und dergleichen Zwischenreden, lässet er dem andern nicht Zeit, Othem zu hohlen. Wann er endlich, durch seine Schwatzhaftigkeit, alle diejenigen, die sich mit ihm besprechen wollen, bis aufs Leben verfolget hat, so dränget er sich in eine Gesellschaft solcher Personen, die sehr wichtige Sachen abzumachen haben, und treibet sie in die Flucht. Von hier gehet er in die öffentlichen Schulen,*) und an die Oerter, wo die Jugend in denen Leibesübungen unterwiesen wird. Er hält die Lehrmeister durch nichtswürdige Gespräche auf, und hindert die Jugend am lernen. Wenn Jemand sich merken lässet, daß er weggehen will, so folget ihm der Schwätzer bis in sein Haus nach. Wenn er von ungefehr gehöret hat, was in einer Rathsversammlung ist gesprochen worden, so posaunet er solches aller Orten aus. Er machet eine weitläuftige Beschreibung von der berühmten Schlacht,**) die unter der Regierungsverwaltung des Redners Ari-

*) Dieß war bey den Atheniensern ein Verbrechen, worauf, Kraft eines Gesetzes Solons, die Todesstrafe stund. Allein, zu den Zeiten Theophrasts wurde nicht mehr so genau darauf gehalten.

**) Nämlich von der Schlacht bey Arbela, und dem Siege Alexanders, worauf der Tod des Königes Darius folgte. Der Redner Aristophon bekleidete die vornehmste obrigkeitliche Würde, als die Zeitung davon nach Athen kam.

Aristophon vorfiel, und von dem blutigen Treffen, welches die Lacedämonier den Athheniensern, unter der Anführung Lisanders, *) lieferten. Ein andermal erzählet er, was für Beyfall seine öffentlich gehaltene Rede erhalten habe; er wiederholet dieselbe fast von Wort zu Wort, und ziehet zugleich auf das Volk los; da unterdessen die Zuhörer zum theile aus großem Verdrusse fortgehen, zum theile einschlafen, und keiner von ihnen ein einziges Wort von demjenigen behält, was er ihnen vorsaget. Mit einem Worte, ein Schwätzer hindert seinen Besitzer vor Gerichte recht zu sprechen, bey Tische zu essen, und im Schauspiele zuzusehen. Er bekennet ganz offenherzig, daß es ihm nicht möglich sey, still zu schweigen, sondern, daß seine Zunge sich im Halse bewegen müsse, wie ein Fisch im Wasser. Er will lieber für schwatzhafter gehalten werden, denn eine Schwalbe, als nicht sprechen. Er höret daher alle Spöttereyen, die man von ihme saget, kaltsinnig an. Seine eigene Kinder, wenn sie zu Bette gehen wollen, bitten ihn, daß er ein Mährgen erzähle, damit sie, wie sie sagen, einschlafen könnten.

---

## Das achte Hauptstück
## Vom Zeitungstragen.

Ein Zeitungsträger, oder Märchenerzehler, ist ein Mensch, der nach seinem Willkühr Gespräche und Begebenheiten erdichtet. Sobald er ei-



*) Dieses Treffen ist älter, als die Schlacht bey Arbela. Allein, es war dem ganzen Volke hinlänglich bekannt.

nem guten Freund begegnet, nimmt er eine ernsthafte Mine an, und fraget ihn lächelnd, wo kommst du her? Was erzählet man Gutes? Was saget man gutes Neues? Wie, fähret er fort, weißt du denn gar nichts Neues? Ich habe dir gleichwohl erstaunende Dinge zu erzählen; und ohne ihm zur Antwort Zeit zu lassen, fähret er fort, was sagest du denn? hast du in der Stadt nichts gehöret? Ich sehe wohl, daß du es noch nicht weißt, ich will dich also mit herrlichen Neuigkeiten beschenken. Er nennet hierauf einen Soldaten, oder den Sohn des Asteus, den Flötenspieler, oder Lykon, den Kriegs-Baumeister, kurz Leute, die eben vom Heere zurückgekommen sind, und ihm alles erzählet haben. Er berufet sich auf unbekannte Zeugen, die man nicht auffinden kann, um ihn seiner Lügen zu überführen. Er versichert also, diese Personen hätten ihm gesagt, wie der König, *) und Polisperkon **) die Schlacht gewonnen hätten, und Kassander ***) lebendig in ihre Hände gerathen wäre. Wenn Jemand ihn hierauf fraget, ist solches wohl zu glauben? Warum nicht! antwortet er, diese Zeitung ist bereits in der ganzen Stadt bekannt. An der Gewißheit ist nicht mehr zu zweifeln, und nach aller Leute Nachricht, ist die Schlacht sehr blutig gewesen. Er füget hinzu, wie er die Zeitung denenjenigen, die am Ruder der

Re-

*) Arideus, der Bruder Alexanders des Großen.

**) Der Feldhauptmann Alexanders.

***) Es war dieses ein falsches Gerücht, und Kassander der Sohn Antipaters, welcher dem Arideus und Polisperkon die Vormundschaft über Alexanders Kinder streitig machte, hatte über sie den Sieg erhalten.

Regierung säßen, aus den Augen gelesen hätte; und daß bey einer von diesen oberkeitlichen Personen, ein aus Macedonien zurückgekommener Mensch, der dabey gewesen wäre, und ihm alles erzählet hätte, fünf Tage lang wäre verborgen gewesen. Hierauf hält er auf einmal in seiner Erzählung inne, und fraget die Zuhörer, was denket ihr wohl von diesem Glücke? Armer Kassander! unglücklicher Prinz! rufet er mit einer kläglichen Stimme aus, so gehet das Schicksal mit uns um! denn Kassander war mächtig, und hatte ein starkes Heer bey sich. Das, was ich dir sage, fähret er fort, ist ein Geheimniß, welches du ja bey dir behalten mußt. Da er indessen in der ganzen Stadt herum läufet, und es allen erzählet, die es nur hören wollen. Ich muß gestehen, daß ich mich oft über dergleichen Leute wundere, und ihre Absicht nicht errathen kann. Denn ohne der Niederträchtigkeit zu erwähnen, die mit dem Lügen verknüpfet ist: so ist ihnen dieser Fehler oft nachtheilig gewesen. Es hat sich mehr, als einmal zugetragen, daß ihnen ihre Kleider im Bade sind gestohlen worden, unterdessen daß sie, durch ihre Zeitungen, eine grosse Menge Volks um sich herum versammleten. Andere, die in der Halle zu Wasser und zu Lande siegeten, haben eine Geldstraffe erlegen müssen, weil sie darüber vor dem Richter zu erscheinen versäumet hatten. Ja einige sind an eben dem Tage, da sie, wenigstens mit dem Munde, eine Stadt erobert hatten, des Abendessens darüber verlustig gegangen. Ich glaube nicht, das etwas elenderes seyn kann, als die Lebensart solcher Leute. Denn wo giebet es wohl einen Laden, eine Halle, einen öffentlichen Markt, wo sie nicht täglich diejenigen, die ihnen

zuhören, übertäuben, und sich selbst durch ihre Lügen verächtlich machen.

## Das neunte Hauptstück

## Von der Niederträchtigkeit des Geitzes.

Um dieses Laster recht kenntbar zu machen, muß man sagen, daß es eine Verachtung der Ehre, aus Liebe zu einem niederträchtigen Eigennutzen ist. Ein niederträchtiger Mensch schämet sich nicht, von Jemanden Geld zu borgen, dem er schon schuldig ist, und ungerechter Weise sein Geld vorenthält. An eben dem Tage, da er den Göttern geopfert hat, lässet er das Fleisch einsalzen, anstatt daß er einen Theil desselben zu Hause ehrerbietig aufessen sollte. Er selbst bittet sich den Abend bey einem guten Freunde zu Gast. Hier rufet er in Gegenwart aller Anwesenden seinem Bedienten, schneidet ein Stück Fleisch ab, und leget solches auf ein Viertheil vom Brode, da, saget er zu ihm, thu dir auch was zu gut. Er gehet selbst auf den Markt, um sich gesotten Fleisch zu kaufen; und damit er es um einen desto wohlfeilern Preis bekommen möge, so erinnert er den Kaufmann, wie er ihm ehemals einen Dienst geleistet habe. Er lässet hernach das Fleisch wägen, und häufet so viel auf, als er nur kann; oder wenn er von dem Verkäufer daran gehindert wird: so wirfet er wenigstens einige Knochen in die Wagschaale. Kann solche alles in sich halten, so ist

es gut; wo nicht, so raffet er vom Tische einige ausgeworfene schlechte Stücke weg, um sich gleichsam schadlos zu halten, lachet, und gehet weg. Ein andermal, wenn er von einigen Freunden Geld bekommen hat, um ihnen dafür Plätze im Schauspiele zu besorgen: so weis er es so zu machen, daß er frey mit eingehet, und den folgenden Tag seine Kinder, mit ihrem Hofmeister, umsonst hineinschicken kann. Alles stehet ihm an. Er will alles wohlfeil einkaufen; und bittet ganz kühnlich den ersten, der ihm begegnet, um eine Sache, die solcher eben gekauft hat. Wenn er an einem fremden Orte ist, so lehnet er sogar Heu und Stroh, und der andere muß ihm solches noch dazu, auf eigene Kosten, nach seinem Quartier schaffen. In einer Badstube gehet er oft an das erste Gefäß, so ihm vorkommet, schöpfet damit Wasser aus einer kupfernen Wanne, und giesset sich solches, mit größtem Geschrey des Baders, über den Leib. *) Itzt bin ich gewaschen, saget er, ohne daß ich Jemanden Dank schuldig bin. Damit wirfet er seinen Rock wieder um, und gehet seiner Wege.

---

## Das zehnte Hauptstück
## Von der Knauserey.

Die Knauserey ist eine übertriebene Sparsamkeit. Ein Knauser lässet sich alle Monate die Hausmiethe bezahlen. Er verabsäumet nicht, in eigener Person, um den halben Pfenning,

* Die ganz Armen pflegten sich auf solche Art zu baden, damit es ihnen nicht so viel kostete.

nig zu bitten, der an der letzten Bezahlung gefehlet hat. Andere, die sich noch so viel überwinden können, daß sie Jemanden zum Essen bitten, zählen ihren Gästen jedes Stück Brod in den Mund. Ein Knauser opfert unter allen Gästen der Diana am wenigsten. Was ihnen ein anderer noch so wohlfeil einkaufet, scheinet ihm zu theuer bezahlet zu seyn. Wenn ein Bedienter ihm einen Topf, oder eine Schüssel zerbricht: so ziehet er ihm solches von seinem Lohne ab. Wenn seine Frau einige Pfennige verlohren hat: so wird das ganze Haus umgekehret, und alle Winkel durchsucht. Wenn er etwas verkaufen will, so setzet er es hoch an, daß der Käufer dabey Schaden leiden muß. Niemand darf in seinem Garten einige Früchte abbrechen, oder über sein Feld gehen, und einige abgefallene Oliven, oder Palmzweige auflesen. Er siehet alle Tage nach seinen Grenzsteinen, und untersuchet, ob solche auch etwa verrücket, oder noch im vorigen Stande sind. Wann ihm eine ausstehende Schuld nicht am Verfalltage bezahlet wird, so fordert er Strafe für den Verzug, und nimmt Zinse vom Zinse. Wenn er gute Freunde zu Gast bittet, und solches nur geringe Leute sind, so bewirthet er sie mit einem einzigen Gerichte. Er gehet selbst auf den Markt, um zu einem Gastmale einzukaufen, kommet aber leer nach Hause, weil Niemand umsonst verkaufen will. Leyh Niemanden, sagt er zu seiner Frauen, Salz, Gerste, Mehl, Kümmel, Meyeran, Opferkuchen, Baumwolle, und Wolle. Denn diese Kleinigkeiten machen am Ende des Jahrs eine grosse Summe aus. Mit einem Worte, dieser Knauser ihre Geldbeutel sind verschimmelt, und ihre Schlüssel verrostet. Sie tragen Klei-

der,

der, die ihnen zu kurz und zu enge sind. Sie haben die allerkleinsten Gefäße, aus denen sie sich salben. Ihr Haupt ist bis auf die Haut abgeschoren. Um Mittagszeit gehen sie barfuß, um ihre Schuhe zu schonen. Sie bitten den Färber, dem sie ihr Kleid aufzufärben geben, die Kreide ja nicht zu schonen, damit das Zeug destoweniger flecke.

---

## Das eilfte Hauptstück
## Vom Unverschämten,
oder
## Von einem Menschen, der über nichts erröthet.

Die Unverschämtheit ist sehr leicht zu erklären. Sie bestehet in einem gar zu freyen, lasterhaften, und leichtfertigen Scherze. Derjenige zum Beyspiel ist unverschämt, der in dem Augenblicke, da eine ehrbare Frau auf ihn zukommet, eine natürliche Nothdurft erdichtet, um sich ihr in einer unanständigen Stellung zu zeigen. Im Schauspiele klatschet er in die Hände, wenn alle still sind, und fänget an zu zischen, wenn alle aufmerksam sind. Indessen, daß die ganze Versammlung ein tiefes Stillschweigen beobachtet, lieget er auf dem Rücken, und rülpset auf eine unanständige Art, so, daß die Zuschauer das Gesicht wegwenden, und ihre Aufmerksamkeit unterbrechen müssen. Er kaufet auf öffentlichem Markte Nüsse, Aepfel, oder andere Früchte, isset selbige, und plaudert mit der Obsthöckerinn. Er

rufet die Vorbeygehenden bey ihrem Namen, ungeachtet er sie kaum kennet; oder hält andere auf, die wegen nöthiger Geschäfte eilig fortgehen. Wenn er Jemanden vom Gerichte kommen siehet, der eine wichtige Sache verloren hat: so tritt er ihn an, und wünschet ihm Glück. Er kaufet selber ein, und miethet Weiber, die bey einem Gastmaale auf der Flöte spielen sollen. Er weiset denen, denen er begegnet, was er gekaufet hat, und nöthiget sie darauf zu Gaste. Er stehet vor der Bude eines Barbiers, oder Specereykrämers *) still, und verkündiget, daß er einen grossen Schmaus geben, und sich einen Rausch trinken werde. Er verkaufet sowohl Fremden, als auch seinen Freunden verfälschten Wein. Seine Kinder dörfen nicht in die Schauspiele gehen, ehe solche ihren Anfang genommen haben, und wenn man noch die Plätze bezahlet; sondern erst, wann sie bald aus sind, und wenn der Baumeister die Plätze umsonst weggiebet. **) Wird er mit andern Mitbürgern in Gesandschaft verschickt: so lässet er das Geld, welches ihm der Staat zur Bestreitung der Kosten gereichet hat, zu Hause, und lehnet solche von seinen Gesellschaftern. Er hat die Gewohnheit, daß er alsdann seinem Bedienten eine grössere Last aufbürdet, als solcher zu tragen vermag; und ihm noch dazu wenigern Lohn giebet, als sonsten. Wenn denen Gesandten in denen Städten Geschenke gegeben werden: so fordert er davon seinen Theil, um solchen zu ver-

*) Hier pflegten sich die Pflastertreter, und allerhand nichtswürdige Leute zu versammlen.

**) Der Baumeister, der die Schaubühne gebauet hatte, bekam von der Republick, an statt der Bezahlung, die Erlaubniß, die Plätze zu verkaufen.

verkaufen. Du kaufest mir allemal stinkend Oel, saget er zu seinem Sklaven, der ihn im Bade bedienet; er salbet sich daher aus eines andern Glase. Wenn seine Bedienten bisweilen einige Pfennige auf der Strasse finden: so fodert er ihnen seinen Theil ab, mit dem Sprüchworte: Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Er machet es noch ärger. Er theilet seinen Bedienten ihren Vorrath in einem gewissen Maaße aus, dessen Boden tief hinauf gehet, und gleichsam eine Piramide machet, und suchet noch so viel, als möglich ist, auf das sorgfältigste abzustreichen. Eben so, wenn er einem dreißig Minen bezahlen soll, so weis er es so zu machen, daß daran vier Dragma *) fehlen, die er in seinen Beutel stecket. Bey grossen Gastmälern, wo ganze Zünfte bewirthet werden, lässet er durch seine Bedienten, die die Tafel besorgen, die Ueberbleibsel der aufgetragenen Speisen aufsammlen. Er würde es ihnen nicht verzeihen, wenn sie ihm eine halb aufgegessene Rübe vorenthielten.

## Das zwölfte Hauptstück
## Von der Unbesonnenheit.

Die Unbesonnenheit ist eine gewisse Art, mit Leuten zu sprechen, und umzugehen, die allemal unbequem und beschwerlich ist. Ein unbesonnener Mensch ist derjenige, der in dem Augenblicke, da sein Freund mit eigenen Geschäften überhäu-

*) Ein Dragma war eine kleine Münze, deren hundert auf eine Athenienfische Mine giengen.

häufet ist, mit ihm von seinen Sachen reden will. Er will bey seiner Buhlerin des Abends essen, ob sie gleich das Fieber hat. Er bittet Jemanden, vor ihn gut zu sagen, eben da selbiger wegen einer Bürgschaft für einen Andern zu bezahlen ist verurtheilt worden. Er erscheinet, als Zeuge, in einer Sache, die eben abgeurtheilet ist. Er ziehet, bey einer Hochzeit, auf das Frauenzimmer los; und nöthiget Leute, die eben von einer weiten Reise gekommen sind, und sich nach der Ruhe sehnen, mit ihm spatzieren zu gehen. Er führet einem einen Käufer zu einer bereits verkauften Sache zu, der mehr geben will. Mitten in einer Versammlung stehet er auf, eine Begebenheit zu erzählen, die Jedermann schon gehöret hat, und so gut weis, als er selbst. Er bemühet sich, einen Andern in einer Sache auf seine Seite zu ziehen, die solcher nicht gerne siehet, es sich aber nicht merken lassen darf. Wenn Jemand nach vollbrachtem Opfer einen Schmaus geben soll,*) so gehet er zu ihm hin, und bittet ihn um einen Theil der angerichteten Speisen. Ein andermal, wenn ein Herr, in seiner Gegenwart, einen Sklaven züchtigt, so erzählt er, daß er einen Knecht gehabt habe, der sich deswegen aufgehänget hätte, weil er ihm hätte Prügel geben lassen. Ja er ist geschickt, zwo Personen, die sich mit einander versöhnen wollen, aufs neue zusammen zu hetzen, wenn sie ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeit erwählen.

*) Die Griechen hatten die Gewohnheit, daß sie an dem Tage, da sie ein Opfer gebracht hatten, entweder ihre Freunde zu Gast nöthigten, oder einem jeden derselben einen Theil des Opfers schickten. Es war also unbesonnen, daß man seinen Theil zu zeitig forderte, da man noch zum Schmause eingeladen werden konnte.

len. Er machet sich kein Bedenken, wenn er Lust zu tanzen bekommt, mitten beym Essen einen Nüchternen dazu aufzufordern. *)

## Das dreyzehnte Hauptstück

## Von der übertriebenen Dienstfertigkeit.

Die übertriebene Dienstfertigkeit scheinet eine Verstellung in unsern Gesprächen und Handlungen zu seyn, um dem Andern sein Wohlwollen zu erkennen zu geben. Die Sitten eines solchen dienstfertigen Menschen bestehen darinn, daß er Geschäfte über sich nimmt, denen er nicht gewachsen ist, und aus welchen er sich mit Ehren nicht wieder heraus wickeln kann. In einer Sache hingegen, die Jedermann vor billig erkennet, und die keine Schwierigkeit findet, hält er sich bey einem kleinen Umstande sehr lange auf, damit er hernach den Andern beystimmen könne. Bey einem Gastmale lässet er mehr Wein einschenken, als die Gäste auszutrinken im Stande sind. Er mischet sich in eine Streitigkeit, die in seinem Beyseyn vorfället, auf eine solche Art, daß dieselbe dadurch noch hitziger wird. Er pfleget sich auf einem Wege, den er selbst nicht weis, zum Wegweiser anzubieten, und hernach kann er sich nicht herausfinden. Er gehet zu seinem Feldherrn, und



*) Dieß geschah bey den Griechen erst nach dem Essen, wenn die Tafel aufgehoben war.

und fraget ihn, wenn er sein Heer in Schlachtordnung stellen solle? welchen Tag man ein Treffen liefern werde? und ob er ihm nicht auf morgen einige Befehle zu ertheilen hätte? Ein andermal kommt er zu seinem Vater, und saget ihm ins Ohr, meine Mutter ist schon zu Bette gegangen. Wenn er zu einem Kranken kommet, dem der Arzt den Wein verboten hat: so räth er ihm an, daß er versuchen mögte, ob solcher ihm schädlich sey. Wenn er höret, daß eine Frau in der Stadt gestorben ist: so bietet er sich an, ihr die Grabschrift zu setzen. Er lässet darinnen ihren Namen, den Namen ihres Mannes, ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Vaterlandes, und ihrer Vorfahren einätzen, mit der Beyschrift: Sie waren alle tugendhaft. Wenn er zuweilen genöthiget ist, vor dem Richter einen Eid abzulegen: so saget er, indem er sich durch die Umstehenden durchdränget: dieß ist nicht das erstemal, daß ich schwören soll.

## Das vierzehnte Hauptstück
## Von der Dummheit.

Die Dummheit ist eine Trägheit der Seele, die sich in allen unsern Handlungen und Gesprächen äussert. Ein dummer Mensch ist derjenige, der bey Zahlpfennigen sitzet, rechnet, und abziehet, und gleichwohl diejenigen, die ihm zusehen, fraget, wie hoch sich die Summe belaufe? Er ist auf einen bestimmten Tag vor den Richter geladen worden, um sich gegen seinen Kläger zu vertheidigen; er

ver-

vergißt es, und reiset aufs Land. Er schläfet in einem Schauspiele ein, und wachet nicht ehe auf, als bis solches zu Ende ist, und alle Zuschauer weggegangen sind. Wenn er des Abends zu viel gegessen hat, und des Nachts zu Stuhl gehen will: so läufet er auf die Straße, geräth an des Nachbars Hund, und wird von selbigem gebissen. Das, was man ihm eben gegeben, und er selber verwahrt hat, suchet er, und kann es nicht wieder finden. Man meldet ihm den Tod eines Freundes, und bittet ihn zum Leichenbegängnisse. Er nimmt ein trauriges Gesicht an, und mit weinenden Augen lässet er dem Todten Glück wünschen. Er nimmt Zeugen zu Hülfe, wenn seine Schuldner ihn bezahlen. Er schilt auf seinen Bedienten, daß er ihm keine Gurken gekaufet hat, da es doch im kältesten Winter ist. Wenn es ihm einmal einfället, daß seine Kinder sich im Laufen, oder Ringen, üben sollen, so dörfen sie nicht eher aufhören, als bis sie vor Müdigkeit nicht mehr können. Er kochet selbst Linsen, und salzet sie aus Versehen zweymal, daß sie also nicht zu essen sind. Er rühmet den sanften Regen, wenn es vom Himmel stromweis geußt. Wenn man ihn von ungefehr fraget, wie viel Todten er habe begraben gesehen? so antwortet er, da er an Geld, oder andere Sachen gedacht hat: so viel, als wir beyde uns wünschen.

## Das funfzehnte Hauptstück
## Vom trotzigen Wesen.

Das trotzige Wesen ist eine gewisse Härte, und, wenn ich sagen darf, eine Wildheit, die sich

in unsern Manieren, Reden, und in unserm Umgange äussert. Wenn man einen trotzigen Menschen fraget, wo dieser oder jener geblieben ist? so antwortet er: was gehet mich das an. Grüsset man ihn, so danket er nicht. Wenn er etwas zu verkaufen hat, so zeiget er zwar seine Waare; allein, er würdiget einen keiner Antwort, wenn man sich nach dem Preise erkundiget, sondern fraget den Käufer, ob er was daran auszusetzen habe? Er ziehet die Frömmigkeit dererjenigen höhnisch auf, die an grossen Festtagen Opfer in den Tempel schicken. Fürwahr, saget er ihnen: euch wird von den Göttern nichts umsonst gegeben. Er ist unerbittlich gegen denjenigen, der ihn, ohne Vorsatz, angestossen, gedränget, oder auf den Fuß getreten hat. Einem armen Freunde, der ihn um einen Vorschuß bittet, schläget er anfänglich alles ab, nachher bringet er ihm etwas aus freyen Stücken, und saget ihm ins Gesicht: daß es ihm auch auf diesen Verlust nicht ankäme. Wenn er sich von ungefehr an einen Stein stösset, so vermaledeyet er solchen. Wenn man einen Augenblick säumet, sich an dem abgeredeten Orte einzufinden, so gehet er fort, ohne auf den andern zu warten. Er will, wenn ihn die Reihe trift, bey einem Gastmale, weder singen, noch etwas ablesen,*) noch tanzen. Er giebet selbst den Göttern kein gut Wort.

Das

*) Die Griechen lasen bey Tische einige Stellen aus ihren besten Dichtern ab, und nach vollbrachter Mahlzeit tanzten sie mit einander.

# Das sechszehnte Hauptstück.
## Vom Aberglauben.

Der Aberglaube scheinet nichts anders, als eine unanständige Furcht vor die Gottheit zu seyn. Ein abergläubischer Mensch ist derjenige, der, wenn er sich die Hände gewaschen, und mit Weyhwasser *) gereiniget hat, den ganzen Tag mit einem Lorbeerblatte im Munde herum gehet. Wenn er eine Wiesel über den Weg laufen siehet, so gehet er nicht eher aus der Stelle, bis ein anderer darüber gegangen ist; wenigstens schmeisset er drey kleine Steinchens über den Weg. Wenn er in seinem Hause eine Schlange gewahr wird, so säumet er nicht, daselbst einen Altar aufzurichten. So bald er an den Ecken der Strassen Steine siehet, welche die Andacht des Volks geheiliget hat, so nahet er sich denselben, begiesset sie mit dem Oehle, so er bey sich träget, und bezeiget ihnen mit gebeugtem Knie seine Ehrerbietung. Wenn ihm eine Ratze seinen Mehlsack zerfressen hat, so läufet er zum Wahrsager, der ihm den Rath giebet, solchen ausflicken zu lassen. Allein, der Abergläubische, der über eine so ausserordentliche Begebenheit erschrocken ist, getrauet sich nicht, diesen Sack weiter zu brauchen, sondern verkaufet denselben. Er pfleget das



*) Wasser, in welchem man einen vom Opfer genommenen glühenden Brand ausgelöschet hatte. Es stand in einem Kessel vor der Thüre des Tempels. Man wusch sich damit entweder selbst, oder ließ sich vom Priester waschen.

Haus, worinnen er wohnet, alle Augenblicke zu reinigen. Er hütet sich aufs sorgfältigste, sich auf einen Grabstein zu setzen, einem Leichenbegängnisse beyzuwohnen, und eine Sechswöchnerinn zu besuchen. Wenn er im Schlafe einige Gesichter hat, so läuft er zu den Traumdeutern, Wahrsagern und Auguren, um von ihnen zu erfahren, welcher Gottheit er opfern soll. Er ist sehr sorgfältig, alle Monate, mit seiner Frauen, oder, wenn die nicht Zeit hat, mit Amme und Kindern, die Priester des Orpheus zu besuchen, und sich in ihren Geheimnissen unterrichten zu lassen. Wenn er an einen Kreutzweg kommet, so bespritzet er sich den Kopf mit Wasser, um sich zu reinigen. Zuweilen nimmt er seine Zuflucht zu den Priesterinnen, die ihn auf eine andere Art reinigen, indem sie ihm einen kleinen Hund, oder eine Meerzwiebel, um den Leib binden. Wenn er einen Menschen siehet, der unsinnig ist, oder das schwere Gebrechen hat, so speyet er voller Abscheu in seinen eigenen Busen.

---

## Das siebenzehnte Hauptstück

## Von der Unzufriedenheit.

Die Unzufriedenheit machet, daß man niemals mit jemanden zufrieden ist, und sich ohne allen Grund über ihn beschweret. Wenn jemand einen Schmaus giebet, und einem Menschen von dieser

Gemüths-

Gemüthsart ein Gerichte schicket, *) so muß er, statt der Danksagung, Vorwürfe anhören. Ich war gewiß nicht würdig, sagt dieser Staarkopf, an deinem Tische zu essen. Alles, und so gar die Liebkosungen seiner Buhlerinn sind ihm verdächtig. Ich zweifle sehr, saget er zu ihr: ob deine Küsse dir von Herzen gehen. Er zürnet auf den Himmel, sowohl, wenn es eine Zeitlang nicht geregnet hat, als auch, wenn der Regen ein wenig anhält. Er findet einen Beutel auf der Straße; ich weis, leider! noch nicht, saget er: wie einem Menschen zu Muthe ist, der einen Schatz findet. Er kaufet einen Sklaven vor Spottgeld, um den er dem Herrn fast die Seele aus dem Leibe gequälet hat; und nachher saget er: ich bin gewiß betrogen! würde man wohl eine Sache, die keinen Fehl hat, so wohlfeil gelassen haben? Man wünschet ihm zu der Geburt eines Sohnes Glück; wenn ihr mir alles sagen wollet, versetzet er, so vergesset nicht hinzuzufügen, daß die Hälfte meines Vermögens zugleich verrechnet ist. Wenn ein solcher unzufriedener Mensch von seinen Richtern alles erhält, was er verlanget hat, und seinen Proceß gewinnet, so beklaget er sich doch über seinen Advokaten, daß solcher mehr, als einen seiner Hauptgründe, ausgelassen hätte. Seine Freunde strecken ihm, in einer sehr dringenden Noth, ein Stück Geld vor. Nun, saget man ihm, sey gutes Muths! wie kann ich das seyn, antwortet er, wenn ich bedenke, daß ich dieses Geld denenjenigen, die es mir vorgeschossen haben, wieder geben, und ihnen noch dazu für diese Wohlthat danken muß.



*) Dieß war eine Gewohnheit der Juden, und anderer Morgenländer, der Griechen und Römer.

# Das achtzehnte Hauptstück
## Vom Mistrauen.

Das Mistrauen ist ein Wahn, der alle Leute in unsern Gedanken zu Betrügern machet. Ein mistrauischer Mensch ist derjenige, der einem Bedienten, welcher auf den Markt einzukaufen gegangen ist, einen andern nachschicket, der nachfragen muß, wie theuer er ein jedes bezahlet. Das Geld, so er zuweilen auf Reisen bey sich führet, zählet er alle Viertelmeilen über. Wenn er mit seiner Frauen im Bette lieget, so fraget er solche, ob sein Geldkasten zugeschlossen, die Schatulle versiegelt, und die Hausthüre zugeriegelt sey? Und ungeachtet sie ihn dessen alles versichert, so stehet er doch voller Unruhe auf, gehet im Hemde, und barfuß, mit der Lampe in der Hand, allenthalben herum, und besiehet alles, bis er endlich mit grosser Mühe einzuschlafen sich entschliessen kann. Er nimmt Zeugen mit, wenn er seine Zinsen einfordert, damit seinen Schuldnern nicht die Lust ankomme, ihm die Schuld abzuläugnen. Wenn er seinen Rock färben lässet: so schicket er solchen nicht zum besten Färber, sondern zu dem, der ihm deswegen die sicherste Bürgschaft stellet. Wenn jemand goldene oder silberne Trinkgeschirre von ihm lehnen will, so schläget er es gemeiniglich ab, oder lässet sie doch nicht ehe verabfolgen, als bis er sie gewogen hat. Er schicket demjenigen, der solche fortträget, jemanden nach, und den Tag darauf lässet er sie sogleich zurück fordern. Der Sklave, der ihn begleitet, muß nicht hinter ihm, sondern vor ihm gehen, damit er nicht etwa davon laufe. Einem

Menschen, der etwas auf Rechnung von ihm kaufen will, antwortet er, laß es liegen, ich habe mehr zu thun, als dich mahnen zu lassen.

---

## Das neunzehnte Hauptstück
## Von der Unsauberkeit.

Die Unsauberkeit ist eine Sorglosigkeit vor den Leib, die bey Andern Eckel verursachet. Ein unsauberer Mensch ist derjenige, der mit langen Nägeln, und wenn er den Aussatz hat, oder an den Blattern krank lieget, unter die Leute gehet. Er glaubet sich zu entschuldigen, wenn er solches für Erbschaden ausgiebet, die sein Vater und Großvater schon gehabt hätten. Er hat einen offenen Schaden an den Füßen, Warzen und andere Unreinigkeiten an den Händen, die er durch keine Arzeney zu heben suchet, sondern sich so lange damit schleppet, bis diese Krankheiten unheilbar geworden sind. Er ist auf dem ganzen Leibe so rauch, wie ein Bär. Er hat schwarze und zerfressene Zähne, so daß man ohne Eckel mit ihm nicht umgehen kann. Dieß ist noch nicht alles. Er speyet aus, oder schnaubet sich die Nase, indem er isset. Er redet mit vollem Munde, und trinket auf eine unanständige Art. Im Bade salbet er sich mit stinkendem Oehle, und erscheinet auf öffentlichem Markte mit einem alten und schmutzigen Rocke. Wenn er mit seiner Mutter zu den Wahrsagern gehet: so stösset er Flüche aus. Wenn er opfert, so lässet er die Schaale aus der Hand fallen,

und lachet darüber, als wenn er wer weis was gethan hätte. Wenn er die Flötenspieler höret, so klatschet er in die Hände, oder suchet ihnen auf eine läppische Art nachzusingen. Bey einem Concert wird ihm die Zeit lang, und er fraget, ob es nicht bald aus ist? Wenn er bey Tische ausspeyen will, so trift er den Bedienten, der hinter ihm stehet, und ihm eben zu trinken reichet.

## Das zwanzigste Hauptstück
## Vom abgeschmackten Menschen.

Denjenigen nennet man einen abgeschmackten Menschen, der dem Andern, ohne ihm Nachtheil zu erwecken, verdrüßlich fället. Er störet einen guten Freund, den er besuchen will, im ersten Schlafe. Er hält einen Menschen, der eben zu Schiffe gehen will, auf, und nöthiget ihn, mit ihm am Ufer spatzieren zu gehen. Er reisset ein kleines Kind von der Brust der Säugamme, die es eben stillet, und tändelt mit selbigem. Er erzählet bey Tische, daß er, vor ein paar Tagen, eine Abführung eingenommen, die von oben und unten gewürket hätte, und daß viel schwarze Galle von ihm abgegangen wäre. Er fraget seine Mutter, in anderer Leute Gegenwart, an was für einem Tage sie mit ihm niedergekommen sey? Er erzählet, daß das Wasser aus seiner Cisterne frisch sey; daß er in seinem Garten schöne und feine Unterfrüchte habe; und daß sein Haus, gleich einem Gasthofe, Jedermann offen stünde.

Wenn er gute Freunde bey sich hat, so suchet er einen Schmarutzer, der alle Tage bey ihm lieget, bey ihnen bekannt zu machen. Er redet ihm zu, aufgeräumt zu seyn, und der Gesellschaft die Zeit zu vertreiben.

---

## Das ein und zwanzigste Hauptstück
## Von der thörichten Eitelkeit.

Die thörichte Eitelkeit ist eine Leidenschaft, sich durch die geringste Kleinigkeiten in Ansehen zu bringen, oder in den nichtswürdigsten Gegenständen eine große Ehre, und einen Vorzug zu suchen. Wenn sich ein solcher eiteler Mensch auf einem Schmause befindet, so dränget er sich beym Wirthe zu sitzen. Er gelobet dem Apollo die Haare seines neugebornen Sohnes, und wenn solcher zu mannbaren Jahren gekommen ist: so führet er ihn selbst nach Delphos,*) schneidet ihm die Haare ab, und hänget sie im Tempel auf. Er hat einen Mohren. Er bezahlet seine Rechnungen in lauter neugeprägten Münzen. Wenn er einen Ochsen opfert, so hänget er die Hörner dieses Thieres, mit Blumen und Bändern gezieret, an einem solchen Orte seines Hauses auf, wo sie allen Vorbeygehenden in die Augen fallen, damit die ganze Stadt wissen möge, daß

er

*) Die Athenienser, oder Leute, die bescheidener waren, begnügten sich, daß sie, in Gegenwart ihrer Verwandten, ihrem zu mannbaren Jahren gekommenen Sohne die Haare abschneiden liessen, und solche dem Herkules, oder einem andern Gotte, opferten, der in der Stadt einen Tempel hatte.

er einen Ochsen geopfert habe. Wenn er von einem Aufzuge zu Pferde zurück kommet: so schicket er, durch seinen Knecht, seine ganze Ausrüstung nach Hause. Er selbst aber gehet, in seinem Staasrocke, den ganzen Tag auf dem Markte spatzieren. Wenn ihm sein Schooshund stirbet, so setzet er selbigem ein Grabmaal, mit der Aufschrift: Er war von maltesischer Art. Wenn er dem Aeskulap einen Ring opfert: so machet er denselben, durch die vielen Blumenkränze, die er von Zeit zu Zeit daran aufhänget, bald unbrauchbar. Er salbet sich alle Tage mit wohlriechenden Oehlen. Sein Rathsherrnamt wartet er mit grossem Fleisse ab, damit er dem Volk davon Rechenschaft ablegen könne. Wenn seine Zeit um ist, so erscheinet er in der Versammlung des Volks, in einem weislichen Kleide, und mit Blumen gekrönet. Wir können euch versichern, Athenienser! saget er: daß wir währendem unserm Amte der Cybele geopfert, und ihr die Ehrenbezeigungen erwiesen haben, welche der Mutter der Götter gebühren. Ihr könnet euch also auf den Beystand derselben verlassen. Wenn er darauf nach Hause gekommen ist: so erzählet er seiner Frauen sehr weitläuftig, wie ihm alles glücklich von statten gegangen wäre.

## Das zwey und zwanzigste Hauptstück Vom Geize.

Der Geitz ist eine Ehrvergessenheit, wenn es darauf ankommet, die geringsten Ausgaben zu vermeiden. Wenn ein solcher Mensch im Trauer-

spiele

spiele den Preis davon getragen hat: so opfert er dem Bachus einen Blumenkranz, oder eine Binde von Baumrinde; und lässet auf ein so kostbares Geschenk seinen Namen einätzen. Wenn bey schweren Zeiten der Republick eine ausserordentliche Auflage in Vorschlag gebracht wird, so stehet er auf, und schweiget still, *) oder schleichet sich gar heimlich fort. Wenn er seine Tochter ausstattet, und der Gewohnheit gemäs ein Opferthier schlachtet: so verkaufet er das Uebrige, was nicht den Göttern geheiliget wird. **) Er miethet Bediente, die auf der Hochzeit aufwarten, und sich selbst beköstigen müssen. Wenn er Hauptmann über eine Galeere ist: so schläfet er, um sein Bette zu schonen, so gut, als das übrige Schifsvolk auf Matten, die er von seinem Steuermanne lehnet. Er kauffet sich selbst das Nöthige in die Küche ein, und träget es im Busen, oder unter dem Rocke nach Hause. Wenn er seinen Rock zum Schneider schicket, um die Flecken auszumachen, so muß er zu Hause bleiben, weil er keinen andern anzuziehen hat. Er gehet, so viel als möglich ist, einem armen Freunde, der ihn um einen Vorschuß bittet, aus dem Wege, und bieget in eine andere Strasse aus. Er hält seiner Frauen keine Magd, sondern, so oft sie ausgehet, dinget er eine vor Geld, die sie begleiten muß. Des Morgens, wenn er aufgestanden ist, kehret er selbst

sei-

*) Diejenigen, die in dergleichen Auflage willigten, standen auf, und erkläreten sich zu einer gewissen Summe. Die aber nichts dazu beytragen wollten, standen auf, und schwiegen still.

**) Es wurden nur die Keulen, und das Eingeweide, den Göttern geopfert.

seine Stube aus, und machet sein Bette. Er träget einen Mantel, der kahl, schmutzig, und voller Flecken ist, und da er sich selbst davor schämet, so kehret er ihn allemal um, wenn er vor ehrliche Leute kommt.

## Das drey und zwanzigste Hauptstück
## Von der Pralerey.

Ich glaube nicht, daß man einen richtigern Begrif von der Pralerey geben könne, als wenn man saget, daß sie eine Leidenschaft ist, mit einem Gute, oder Vorzuge groß zu thun, so man nicht besitzet. Ein Großpraler ist derjenige, der sich im Pyreus*) aufhält, und den Fremdem erzählet, daß er viel Geld auf der See habe. Er spricht mit ihnen von den grossen Vortheilen des Seehandels, worinnen selbige bestehen, und insonderheit was er dabey gewonnen habe. Wann er auf der Reise einen Gefährten antrift, so erzählet er, wie er unter Alexandern gedienet, und wie viel mit Edelsteinen besetzte Gefässe er erbeutet habe. Er behauptet, wider diejenigen, die anderer Meynung sind, daß es in Asien weit fürtreflichere Künstler gebe, als in Europa. Bey einer andern Gelegenheit rühmet er sich, wie er vom Antipater**) einen Brief bekommen habe, der ihm berichtet, daß er selb dritter in Mace-

*) So hieß der Hafen zu Athen.

**) Einer von den Feldobersten Alexanders des Grossen, dessen Geschlecht eine Zeitlang in Macedonien regierte.

Macedonien eingerücket wäre. Er erzählet, daß er zwar von der Regierung die Erlaubniß erhalten hätte, so viel Holz, als ihm beliebte, zollfrey auszuführen; sich aber dieser Freyheit bloß deswegen nicht bediene, um die Mißgunst des Volks zu vermeiden. *) Er füget hinzu, wie er bey einer grossen Theurung der Lebensmittel, unter die armen Bürger zu Athen mehr als fünf Talente ausgetheilet hätte. Wenn er mit ganz unbekannten Leuten davon spricht: so ersuchet er sie, mit Zahlpfennigen die Anzahl dererjenigen zusammen zu rechnen, gegen welche er sich mildthätig bewiesen hat. Ungeachtet er nun mehr als sechshundert Personen nennet, so giebet er doch einer jeden einen besondern Namen, und lässet bey jedem die Summe beysetzen; so, daß beym Zusammenrechnen zehn Talente, und also noch einmal so viel herauskommet, als er selbst geglaubet hat. In diese Rechnung, saget er, bringe ich nicht einmal die Galeeren, die ich auf meine Kosten ausgerüstet, und die öffentlichen Bedienungen, die ich der Republick zum besten, umsonst verwaltet habe. Er gehet zu einem berühmten Roßteuscher, lässet sich die schönsten Pferde vorführen, und bietet darauf, als wenn er sie kaufen wollte; und wenn er auf dem Jahrmarkte die Buden besuchet, so lässet er sich ein Kleid von zwey Talenten zeigen; und schilt auf seinen Bedienten, daß er den Beutel mit Gold bey sich zu stecken vergessen habe. Er wohnet zur Miethe. Dem ungeachtet versichert er einem, der solches nicht weis, daß

er

*) Da die Fichten, Tannen, Cypressen und anderes Holz, so zum Schifbau gebraucht wurde, in Athen sehr rar war, so stand auf die Ausführung desselben eine grosse Abgabe.

er dieses Haus von seinem Vater geerbet habe, solches aber verkaufen müsse, weil es vor die vielen Fremden, die bey ihm abtreten, viel zu klein sey.

## Das vier und zwanzigste Hauptstück Vom Stolze.

Der Stolz ist eine Leidenschaft, die da verursachet, daß ein Mensch nichts auf der Welt hochschätzet, als sich selbst. Ein stolzer Mensch höret denjenigen nicht, der ihn auf der Strasse antritt, um von einer gewissen Sache mit ihm zu sprechen; sondern saget ihm, ohne still zu stehen, und nachdem der andere ihm eine Zeitlang hat nachgehen müssen, daß er nach dem Essen zu ihm kommen könne. Wenn er Jemanden eine Gefälligkeit erwiesen hat: so rücket er ihm solches auf öffentlicher Strasse, und in Gegenwart aller Leute vor. Er wird niemals einen andern zuerst anreden. An statt, daß er die Kaufleute und Handwerker sogleich abfertigen sollte: so bestellet er sie den andern Tag frühe, wann er aufstehet. Auf der Strasse gehet er mit niedergeschlagenen Augen, ohne mit Jemanden von den Vorübergehenden ein Wort zu sprechen. Wenn er sich einmal so weit erniedriget, daß er seine Freunde zu Gaste bittet, so schützet er allerhand Ursachen vor, um nicht mit ihnen zu essen, sondern träget einem seiner vornehmsten Hausgenossen auf, sie zu bewirthen. Er stattet bey keinem Menschen einen Besuch ab, ohne sich vorher anmelden zu lassen. Wenn er bey Tische ist, oder sich ankleidet: so lässet er sich von keinem

Menschen sprechen. Er giebet sich nicht die Mühe, seine Rechnungen selbst nachzusehen, sondern befiehlet seinem Bedienten, solche nachzurechnen, und zu bezahlen. Er kan es nicht über sein Herz bringen, an Jemanden zu schreiben: ich bitte, mir das Vergnügen zu machen, oder mir die Gefälligkeit zu erzeigen; sondern er schreibet: ich schicke diesen Menschen, um dieß oder jenes abzuhohlen; anders soll es nicht, und ich verlange es ohne Aufschub.

---

## Das fünf und zwanzigste Hauptstück
## Von der Furchtsamkeit.

Die Furchtsamkeit bestehet in einem niedergeschlagenen Gemüthe, beym Anblicke einer wirklichen oder eingebildeten Gefahr. Ein furchtsamer Mensch ist derjenige, der, wenn er auf der See ist, ein Vorgebürge für ein verunglücktes Schiff ansiehet. Bey der geringsten Bewegung der Wellen fraget er sehr ängstlich: ob auch alle, die auf dem Schiffe sind, vor Antretung ihrer Reise, geopfert haben? *) Wenn der Steuermann das Schiff drehet, um die Klippen zu vermeiden, und solches, dem Ansehen nach, einen andern Lauf nimmt, so erkundiget er sich, ob man sich auch verirret, und was man von den Göttern zu hoffen, oder zu fürchten habe? **) Er erzählet dem,



*) Die Alten pflegten nicht gerne mit einem ruchlosen Menschen zu reisen. Sie opferten vor ihrer Abreise bald dieser, bald jener Gottheit, damit selbige ihnen günstig seyn mögte.

**) Sie fragten die Götter durch Opfer, oder durch den Vogelflug um Rath. Sie bedienten sich dazu auch des Eingeweides der Thiere.

der bey ihm sitzet, einen ängstlichen Traum, den er gehabt hat; und für eine üble Vorbedeutung hält. Er kleidet sich bis aufs Hemde aus, um sich, auf den Nothfall, desto besser durch Schwimmen retten zu können; und bittet das Schiffsvolk, ihn ans Land zu setzen. Dienet eine solche feige Memme im Felde, so ruffet er, wenn er das Geringste gewahr wird, seine Spießgesellen, um zu sehen, wie sie sich anstellen; er saget: es ist schwer zu unterscheiden, ob es Feinde oder Freunde sind. Wenn er aber, wegen des Geschreyes, daran nicht mehr zweifeln kann, und er einige bereits fallen siehet, so giebet er bey den Umstehenden vor, daß er in der Eile seine Waffen vergessen hätte, und laufet nach seinem Gezelte. Wenn er hier sicher ist, so schicket er seinen Knecht aus, um zu sehen, wie es mit dem Feinde stehe. Unterdessen versteckt er sein Gewehr unter das Kopfküssen, und bringet so lange mit suchen zu, als möglich ist. So bald er aber siehet, daß man einen Verwundeten ins Lager bringet, so läufet er auf ihn zu, spricht ihm guten Muth ein, verbindet ihn, machet ihm die Wunde mit einem Schwamm rein, und verjaget die Fliegen. Kurz! er thut alles, ausser sich mit dem Feinde schlagen. Indessen, daß er beym Kranken im Gezelte sitzet, bläset der Trompeter zur Schlacht Geh an den Galgen! ruffet er aus, du machest ja ein Lärm, daß der arme Mensch dafür nicht schlafen kann. Er gehet von seines Freundes Wunden ganz blutig denenjenigen zufrieden entgegen, die aus der Schlacht zurück kommen, und erzählet ihnen, mit was für Lebensgefahr er einen Kameraden gerettet habe. Er überredet die Bekannten und Landesleute des Kranken, daß sie ihn besuchen, und erzählet einem

Jeden, wie er ihn mit seinen Händen ins Gezelt getragen habe.

## Das sechs und zwanzigste Hauptstück
## Von den Grossen in einer Republick.

Die größte Leidenschaft dererjenigen, die in einer Republick, die vornehmsten Ehrenstellen bekleiden, ist nicht sowohl die Begierde nach Reichthum, und ansehnlichen Einkünften, als vielmehr die Ungeduld, sich zu erheben, und eine unumschränkte Gewalt über das Volk zu erwerben. Wenn das Volk sich versammlet, um sich zu berathschlagen, welchem Bürger man die Sorge auftragen soll, der vornehmsten oberkeitlichen Person, in Anordnung eines öffentlichen Festes, oder Schauspiels, beyzustehen, so stehet ein solcher Mensch auf, und versichert, daß sich keiner zu diesem Geschäfte so gut schicke, als er. Er ist nicht zufrieden, daß viele das Regiment führen. Aus dem ganzen Homer weis er nichts weiter, als diese einzige Zeile

Die Völker sind beglückt, wenn Einer sie beherrscht.

Seine gewöhnliche Sprache ist, wir müssen uns der Menge erwehren; wir wollen eine besondere Berathschlagung halten, wo man das Volk nicht dazu lässet; wir müssen so gar suchen, solchem den Weg zu den oberkeitlichen Bedienungen zu versperren. Wenn er von einem seines gleichen beleidiget zu seyn glaubet, so saget er: das kann ich nicht vertragen, entweder

er, oder ich, muß die Stadt räumen. Er gehet am hellen Mittag, aufs zierlichste geputzet, spatzieren, stösset diejenigen, die ihm zu nahe kommen, trotzig aus dem Wege; und saget zum ersten, der ihm begegnet: wie es unerträglich wäre, länger in der Stadt zu leben. Er erzählet, wie viel ihm die streitenden Parteyen vor Gerichte zu schaffen machen; wie er sich vor Schaam nicht zu bergen wisse, wenn in einer öffentlichen Versammlung ein übelgekleideter, oder schmutziger Mensch bey ihm säße; und wie kein einziger Redner in der Republick vorhanden wäre, der ihm nicht verhaßt sey. Er füget hinzu, wie Theseus der Urheber alles dieses Uebels wäre.*) Solche und dergleichen Reden führet er sowohl gegen die Fremde, als auch gegen diejenigen, die mit ihm in ein Horn blasen.

---

## Das sieben und zwanzigste Hauptstück
## Vom späten Unterricht.

Ich werde einige von denen Unbequemlichkeiten anführen, denen solche Personen ausgesetzet sind, die die Wissenschaften und Leibesübungen in ihrer Jugend vernachläßigen, und solches im Alter, durch eine oft unnütze Arbeit, nachhohlen wollen. Ein sechszigjähriger Greis lernet Gedichte auswendig. Er will solche

*) Theseus hatte dadurch den Grund zur athenienſischen Republick geleget, daß er alle Bürger für gleich erklärete.

solche bey einem Gastmale hersagen, allein, sein Gedächtniß verlässet ihn, und er verstummet. Er lernet von seinem eigenen Sohne, wie man sich im Kriege rechts und links schwenken muß. Er reitet auf einem fremden Pferde aus, da er solchem aber die Sporen giebet, und es herumtummeln will, so fället er herunter, und bricht bald Hals und Bein entzwey. Er pfleget sich den ganzen Tag im Pfeilwerfen und Bogenschiessen, mit seinem Knechte um die Wette, zu üben. Er will von ihm lernen, und ihn auch zugleich meistern, als wenn es jener nicht besser verstünde. Wenn er nackend aus dem Bade kommet, so machet er die Stellungen eines Kämpfers nach. Da er solches aber nicht gewohnt ist, so thut er es auf eine unanständige Art, und machet sich lächerlich.

---

## Das acht und zwanzigste Hauptstück

## Von der Verläumdung.

Die Verläumdung ist eine Neigung der Seele, von allen Menschen das Schlimmste zu sprechen. Wenn man einen Verläumder fraget: wer dieser oder jener Mensch ist? so fänget er sein Geschlechtsregister, wie ein Genealogist, vom Stamme an. Sein Vater, saget er endlich, hieß Sosias,*) er dienete beym Heere, unter dem Namen Sosi-

 strates,

*) Sosias war ein Sklaven-Name.

strates, nachher ließ man ihn frey, und nahm ihn in eine von den Zünften der Stadt auf.*) Seine Mutter war eine edle Thracierinn; **) denn die thracischen Weiber, füget er hinzu, rühmen sich alle eines alten Adels. Von so ehrlichen Aeltern hat nichts anders, als ein solcher Schelm und Bösewicht gebohren werden können. Er kommet wieder auf seine Mutter: Sie war eine von den Weibern, saget er, die auf der Landstrasse den vorbeygehenden jungen Leuten auflauerte, und sie entführte. Wenn in einer Gesellschaft von einem Abwesenden übel gesprochen wird, so menget er sich sogleich ins Gespräch. Ich bin deiner Meynung, saget er: dieser Mensch ist mir verhaßt, und ich kann ihn nicht leiden. Seine Gesichts-Bildung ist garstig, und es ist kein grösserer Schelm auf dem Erdboden zu finden. Bedenket nur, er giebet seiner Frauen zu einer Mahlzeit nicht mehr, als drey Pfennige, und mitten im Winter muß sie sich mit kaltem Wasser waschen. Wenn Jemand von den Anwesenden aufstehet, und weggehet, so spricht er von selbigem fast in eben den Ausdrücken. Er redet von seinen Bluts- und Muthsfreunden Böses, und selbst die Todten finden in ihrem Grabe keine Freystatt vor seine Zunge.

Ab-

*) Die Athenienser waren in verschiedene Zünfte getheilet.

**) Dieß ist spottweise zu verstehen; denn die thracischen Weiber kamen nach Athen, und dieneten für Mägde.

# Abschilderungen
## der
# Sitten dieser Zeit.

Admonere voluimus non mordere; prodesse non laedere; consulere moribus hominum non officere.

ERASMUS.

# Abschilderungen
## der
# Sitten dieser Zeit.

Ich gebe hiemit der Welt dasjenige wieder, was ich ihr schuldig bin. Sie hat mir den Stoff zu diesem Werke geliehen. Es ist also billig, daß ich ihr solches erstatte, nachdem ich es mit aller Aufmerksamkeit auf die Wahrheit vollendet habe, der ich fähig bin, und die sie von mir verdienet. Sie kann sich [illegible] nehmen, dieses Gemählde zu betrachten, welches ich nach dem Leben von ihr geschildert habe; und sich bessern, wenn sie einige von denen von mir berührten Fehlern an sich wahrnimmt. Dieß ist der einzige Entzweck, den sich ein Schriftsteller vorsetzen muß; aber auch der Vortheil, den er sich am wenigsten versprechen darf. Da die Menschen des Lasters niemals überdrüßig werden: so muß man auch nie ermüden, ihnen solches vorzurücken. Sie wür-

den vielleicht noch schlimmer seyn, wenn sich keine Tadler und Sittenrichter fänden. Daher prediget man, daher schreibet man. Der Redner und Schriftsteller können ihre Freude nicht bergen, wenn sie Beyfall erhalten. Sie sollten aber über sich selbst erröthen, wenn sie durch ihre Reden und Schriften nichts weiter gesucht hätten, als Lobsprüche. Denn ausserdem, daß die Aenderung der Sitten, und die Besserung ihrer Zuhörer oder Leser, der sicherste und unverdächtigste Beyfall ist: so muß die Unterrichtung des menschlichen Geschlechts die einzige Absicht unsers redens und schreibens seyn. Gefället man dabey: so darf man sich solches nicht gereuen lassen, wenn es anders dazu dienet, daß die Wahrheiten, die den Leser unterrichten sollen, bey ihm sich einschmeicheln und angenehm machen. Wenn sich demnach in ein Buch gewisse Gedanken und Betrachtungen eingeschlichen haben, die weder so feurig und lebhaft, noch von einem so glücklichen Schwunge sind, als die übrigen: so kann der Leser solche verwerfen, wenn sie gleich nur in der Absicht angebracht zu seyn scheinen, um eine Abwechselung zu treffen, und den Verstand nicht zu ermüden, sondern ihn auf das Folgende aufmerksamer zu machen; und der Verfasser muß sie verbannen, wo sie nicht anders deutlich, allgemein, lehrreich, und dem gemeinen Manne, den man beyleibe nicht vergessen muß, begreiflich seyn. Dieß ist eine Regel. Hier ist noch eine andere, an deren Beobachtung mir sehr viel gelegen ist. Man muß den Titel meines Buchs niemals aus den Augen setzen; sondern sich bey Lesung desselben beständig erinnern, daß es Zeichnungen enthält, welche die Sitten dieser Zeit abbilden. Ich habe zwar oft die Urbilder

vom

vom französischen Hofe, und von meinen Landsleuten entlehnet. Allein dem ungeachtet muß man meine Arbeit nicht auf einen Hof, oder auf ein Land allein einschränken. Sonst würde mein Werk von seiner Allgemeinheit, und von seinem Nutzen sehr viel verliehren; und sich von dem Plane entfernen, den ich mir vorgesetzt habe, nämlich die Menschen überhaupt zu schildern; und auf den sich sowohl die Ordnung der Abtheilungen, als eine gewisse versteckte Folge der Betrachtungen, die selbige ausmachen, beziehet. Nach dieser so nöthigen Vorsicht, deren Folgen man von selbst leicht einsehen wird, kann ich allem Verdrusse, allen Klagen, allen boshaften Auslegungen, allem Tadel, allen frostigen Spöttern, und allen übelgesinnten Lesern, auf das feyerlichste widersprechen. Man muß lesen, und hernach schweigen, oder nur das, was man gelesen hat, und weder mehr, noch weniger, erzählen können. Es ist jedoch noch nicht genug, daß man solches thun kann; man muß es auch thun wollen. Ein achtsamer und gewissenhafter Schriftsteller ist berechtiget, von gewissen Leuten die Erfüllung dieser Bedingungen, als die einzige Belohnung seiner Arbeit, zu fordern. Ich zweifle, daß er sonst fortfahren werde, zu schreiben, wenn er anders seine eigene Zufriedenheit dem Nutzen Anderer, und dem Eifer für die Wahrheit vorziehet. Ich gestehe ganz frey, daß ich seit dem Jahre 1690. und vor der fünften Auflage dieses Werks, bey mir angestanden habe, ob ich, meinem ungeduldigen Verlangen gemäß, mein Buch vollständiger machen, und demselben durch Hinzufügung neuer Gemählde, ein besseres Ansehen geben; oder mich davon aus Furcht für diejenigen abschrecken lassen sollte, die vielleicht fragen

möge

mögten, werden denn diese Gemählde niemals alle seyn? werden wir von diesem Schriftsteller nichts anders zu sehen bekommen? Vernünftige Personen stelleten mir vor, daß diese Materie wichtig, nützlich, angenehm, und unerschöpflich wäre. "Wir wün„schen Ihnen ein langes Leben, sagten sie zu mir, „und daß Sie in dieser Arbeit, ohne sich stöhren zu „lassen, Zeitlebens fortfahren mögten. Sie können „nichts bessers vornehmen, und es wird kein Jahr „vorbeygehen, da Ihnen die Thorheiten der Men„schen nicht Stoff zu einem neuen Bändchen geben „werden." Andere stelleten mir, nicht ohne Grund, den Eigensinn des gemeinen Haufens, und die Leichtsinnigkeit der Welt vor, mit der ich doch grosse Ursache habe zufrieden zu seyn. Sie unterliessen nicht, mir zu verstehen zu geben, wie seit dreißig Jahren, beynahe kein einziger aus einer andern Absicht lese, als des Lesens halber. Wenn man ihnen also die Zeit vertreiben wollte: so müßte man auf neue Sachen, und auf einen neuen Titel bedacht seyn. Sie fügten hinzu, wie diese Unart die Buchladen, und vielleicht auch die Welt, mit frostigen und eckelhaften Büchern überschwemmet hätte, die ohne Schreibart, Erfindung, Regeln, und ohne die geringste Richtigkeit abgefasset wären, den guten Sitten und dem Wohlstande zuwider liefen; die flüchtig geschrieben, und eben so eilfertig, ja noch dazu blos ihrer Neuigkeit wegen, gelesen würden. Wenn ich also nichts weiter wüßte, als ein vernünftiges Buch zu vermehren: so würde es am rathsamsten seyn, daß ich ruhig bliebe. Ich machte mir damals diese beyde entgegen gesetzte Vorschläge zu nutz; und suchte solche in einer klugen Mäßigung zu vereinigen. Ich

trug

trug kein Bedenken, mein Werk mit einigen neuen Anmerkungen zu vermehren; ungeachtet es bereits bey der zweyten Ausgabe um die Hälfte stärker geworden war. Damit aber die Leser nicht verbunden wären, das, was sie schon gelesen hatten, noch einmal zu lesen: so war ich so sorgfältig, daß ich diese zweyte Vermehrung mit einem besondern Zeichen am Rande bemerkte. Ich glaubte so gar, daß es nicht undienlich seyn würde, die ersten Zusätze durch ein anderes Merkmal kenntlich zu machen, damit man sehen könnte, wie mein Werk nach und nach vermehret worden; und der Leser das, was er lesen wollte, desto weniger verfehlen mögte. Ja damit man nicht fürchten dörfte, daß die Zusätze ins unendliche fortgehen würden: so versprach ich zugleich, in dieser Art nichts mehr zu schreiben. Man wird mich zwar beschuldigen, daß ich mein Wort schlecht gehalten habe, indem die folgenden drey Ausgaben, mit einer beträchtlichen Anzahl neuer Anmerkungen, sind vermehret worden. Allein da ich alle Unterscheidungs-Zeichen der Zusätze weggelassen habe: so wird man daraus erkennen, daß ich nicht sowohl die Absicht gehabt, dem Leser etwas neues zu liefern; als vielmehr ein in die Sittenlehre einschlagendes Buch der Nachwelt ausgearbeiteter, vollständiger, und regelmäßiger zu hinterlassen. Im übrigen habe ich keine Maximen vortragen wollen. Es sind solches Gesetze der Sittenlehre, und ich habe weder Ansehen noch Geschicklichkeit genug, mich zum Gesetzgeber aufzuwerfen. Ja ich würde wider die gewöhnliche Natur der Maximen verstossen haben, welche so kurz seyn müssen, als Orakelsprüche. Verschiedene von meinen Anmerkungen sind so; andere hingegen sind weitläuftiger. Man denket

die

die Sachen auf mancherley Art, und drucket auch selbige durch eine verschiedene Wendung aus, als durch einen Sinnspruch, durch einen Beweis, durch eine Metaphore, oder eine andere Figur, durch eine Gegeneinanderhaltung, durch ein Gleichniß, durch eine ganze Geschichte, durch eine blosse Anspielung, durch eine Beschreibung, durch ein Gemählde. Daher kommet es, daß einige von meinen Anmerkungen lang, und andere kurz gerathen sind. Ueberdem begehren diejenigen, die Maximen vortragen, daß man ihnen auf ihr Wort glauben soll. Ich hingegen will mir gerne nachsagen lassen, daß meine Betrachtungen schlecht gerathen sind, wenn man es nur besser machet.

---

## Das erste Hauptstück

# Von den Werken des Witzes.

Es ist alles gesagt; und da seit länger denn siebentausend Jahren Menschen gewesen sind, die gedacht haben: so kommet man zu spät. Das Beste und Schönste in der Sittenlehre ist schon erörtert. Man muß sich daher begnügen, von demjenigen eine Nachlese zu halten, was die Alten und die Geschicktesten unter den Neuern, übrig gelassen haben.

Man muß sich nur bemühen, richtig zu denken, und zu schreiben, ohne sich zu bestreben, den andern seinen Geschmack und seine Denkungsart beyzubringen. Dieß würde ein gar zu grosses Unternehmen seyn.

Es wäre handwerksmäßig, wenn man ein Buch so, als eine Uhr, verfertigen wollte. Zu einem Schriftsteller wird mehr erfordert, als blos Verstand. Ein in oberkeitlichen Bedienungen stehender Mann hatte sich, durch seine Verdienste, den Weg zu der höchsten Ehrenstelle gebahnet. Er war ein munterer Kopf, und in Geschäften sehr erfahren. Allein, ein moralisches Werk, welches er drucken ließ, gerieth so lächerlich, daß es dadurch selten geworden ist.

Es ist nicht so leicht, sich durch ein vollkommnes Werk, einen grossen Namen zu erwerben, als einem mittelmäßigen Werke, durch den Ruhm, den man schon erlanget hat, Beyfall zu verschaffen.

Ein satyrisches Werk, oder ein Werk, welches Handlungen der Menschen enthält, wird für ein Meisterstück gehalten, wenn es gleich nur mittelmäßig gerathen ist; so lange man es guten Freunden unter der Hand, Bogen-weise mittheilet. Allein, die Druckerpresse ist die Klippe, an der es zerscheitert.

Wenn man von vielen moralischen Werken den Vorbericht an den Leser, die Zueignungsschrift, die Vorrede, das Register, und die Bewilligung zum Drucke, wegnehmen wollte: so würden kaum so viel Blätter übrig bleiben, daß sie den Namen eines Buchs verdieneten.

In gewissen Dingen ist das Mittelmäßige unerträglich, als in der Dichtkunst, Tonkunst, Malerey, und in öffentlichen Reden.

Was für eine Marter ist es nicht, eine frostige Rede, die brüstend hergebethet wird, oder ein mittelmäßiges

siges Gedicht anzuhören, das mit allem Nachdrucke eines elenden Dichters abgelesen wird.

Gewisse Dichter bringen in ihren Schauspielen eine lange Reihe prächtig klingender Verse an, die stark und erhaben zu seyn, und fürtrefliche Gedanken zu enthalten scheinen. Das Volk höret solche mit starrem Auge, und offenem Munde, begierig an. Es glaubet, daß sie ihm gefallen, und bewundert sie desto mehr, je weniger es davon verstehet. Es hat nicht Zeit, sich zu besinnen, und kann für Entzücken seinen Beyfall kaum durch Händeklatschen an den Tag legen. In meinen jüngern Jahren glaubte ich, daß diese Stellen, sowohl für die Schauspieler, als Zuschauer klar und verständlich wären, und die Verfasser selbst sie verstünden. Ich maß mir die Schuld bey, daß ich solche, ungeachtet aller meiner Aufmerksamkeit, nicht verstand. Ich bin aber nachher meines Irrthums überführet worden.

Bisher hat man noch nicht ein Meisterstück des Witzes gesehen, an welchem viele zusammen gearbeitet hätten. Homer verfertiget die Ilias, Virgil die Aeneis, Livius seine Geschichte, und der römische Redner seine Reden.

In der Kunst giebet es einen Grad der Vollkommenheit, so, wie in der Natur der Güte und Reife. Wer denselben kennet und liebet, der hat einen vollkommenen Geschmack. Wer hingegen solchen nicht kennet, und darunter entweder zu viel, oder zu wenig thut, dessen Geschmack ist mangelhaft. Es giebet also einen guten und schlechten Geschmack, und

man

man hat Grund, wenn man über diese Materie streitet.

Bey den Menschen findet man ungleich mehr Witz, als Geschmack; oder, um es deutlicher zu geben, man findet wenige Menschen, die Witz, und zugleich einen sichern Geschmack, und eine scharfsinnige Urtheilskraft besitzen.

Das Leben der Helden hat die Geschichte bereichert, und die Geschichte hat die Thaten der Helden verschönert. Ich weiß also nicht, ob die Geschichtschreiber denenjenigen, die ihnen einen so edlen Stoff geliefert haben, oder diese grosse Männer ihren Geschichtschreibern mehrern Dank schuldig sind.

Auf einander gehäufte Beynamen sind schlechte Lobeserhebungen. Die Thaten selbst, und die Art, wie man solche erzählet, machen das rechte Lob aus.

Die ganze Kunst eines Schriftstellers bestehet darinn, daß er gute Erklärungen zu geben, und schöne Gemälde zu zeichnen wisse. Moses, wenn man ihn gleich nur als einen Schriftsteller betrachtet, Homer, Plato, Virgil, Horaz, haben nur wegen ihrer Ausdrücke und Bilder, den Rang vor andern Schriftstellern behauptet. Wenn man natürlich, stark und nett schreiben will, so muß man Wahrheiten ausdrücken.

Mit der Schreibart hätte man so, wie mit der Baukunst verfahren sollen. Man hat die Gothische Ordnung, welche von der Barbarey, bey Erbauung

der Tempel und Palläste, war eingeführet worden, gänzlich verbannet, und die Dorische, Jonische und Korinthische Ordnung wieder hergestellet. Das, was man nur an den Trümmern des alten Roms und Griechenlands sah, ist wieder neu geworden, und ertheilet unsern Gebäuden ein prächtiges Ansehen. Eben so kann man auch im Schreiben nicht anders zur Vollkommenheit gelangen, und, wenn es seyn kann, die Alten übertreffen, als wenn man ihnen nachahmet.

Wie viel Jahrhundert sind verflossen, ehe die Menschen, in den Künsten und Wissenschaften, den Geschmack der Alten wieder erreichen; und sich wieder zum Ungekünstelten und Natürlichen gewöhnen können.

Die Alten und die Geschicktesten unter den Neuern, sind gleichsam unsere Nahrung. Man suchet das Beste aus ihren Werken heraus; man entlehnet von ihnen soviel, als man nur kann, und füllet seine Schriften damit an. Wenn man endlich selbst ein Schriftsteller geworden ist, und keiner fremden Hülfe nöthig zu haben sich einbildet: so lehnet man sich wider sie auf; man mishandelt sie, und machet es wie die Kinder, die ihre Säugamme schlagen, nachdem sie von der guten Milch derselben getrunken, und stark geworden sind.

Ein gewisser neuer Schriftsteller *) beweiset gemeiniglich auf zweyerley Arten, daß die Neuern den Vor-

*) Perrault.

Vorzug vor den Alten verdienen, nämlich durch Gründe und durch Beyspiele. Die Gründe nimmt er von seinem besondern Geschmacke her, und die Beyspiele ziehet er aus seinen Schriften.

Er bekennet, daß in den Alten, so ungleich und fehlerhaft sie auch sind, schöne Stellen vorkommen. Er führet solche an, und man findet sie so schön, daß man blos ihrentwegen seine Beurtheilung lieset.

Einige andere geschickte Männer *) fällen den Ausspruch zum Vortheile der Alten. Allein sie sind verdächtig, und scheinen Richter in ihrer eigenen Sache zu seyn; indem ihre Werke völlig nach dem Geschmacke der Alten eingerichtet sind. Man will also ihren Ausspruch nicht gelten lassen.

Billig sollte man seine Werke solchen Personen vorlesen, welche die gehörige Geschicklichkeit besitzen, solche zu verbessern, und zu schätzen.

Es ist eine Pedanterey, wenn man wegen seiner Schriften, weder guten Rath noch Verbesserungen annehmen will.

Ein Schriftsteller muß sowohl die Lobsprüche, als die widrigen Urtheile, die man von seinem Werke fället, mit gleicher Bescheidenheit ertragen.

Unter allen verschiedenen Redensarten, womit man einen Gedanken ausdrücken kann, ist nur eine



*) Racine und Despreau.

einzige die gehörige und beste. Man besinnet sich zwar im sprechen, oder schreiben, nicht allemal darauf. Indessen ist sie doch vorhanden. Alle übrige sind in Betrachtung derselben nur schwach, und leisten einem witzigen Manne, der verständlich seyn will, kein Genügen.

Ein guter Schriftsteller, der auf Verfertigung seiner Werke gehörige Sorgfalt wendet, erfähret oft, daß die Redensart, die er lange suchte, ohne sie zu finden, auf die er sich aber endlich besinnet, gerade die ungekünstelste und natürlichste ist, die ihm, dem Anscheine nach, ohne alle Mühe, sogleich hätte einfallen sollen.

Diejenigen, deren abwechselnde Gemüthsart auch in ihr Schreiben einen Einfluß hat, mögen ihre Arbeiten gerne umschmelzen. Da ihr Geschmack nicht immer einerley ist; sondern sich nach den vorkommenden Umständen verändert: so werden sie derjenigen Redensarten und Ausdrücke bald überdrüßig, die sie sonst am liebsten zu gebrauchen pflegten.

Eben dieselbe Richtigkeit des Verstandes, vermöge welcher wir gute Sachen schreiben, bringet uns auch die Furcht bey, ob unsere Werke auch gut genug gerathen wären, daß sie gelesen zu werden verdieneten.

Ein mittelmäßiger Geist glaubet unvergleichlich, ein grosser Geist hingegen vernünftig zu schreiben.

“ Man

"Man hat mich genöthiget, saget Arist, meine „Werke dem Zoilus vorzulesen. Ich habe es gethan. „Sie setzten ihn anfangs in Entzückung. Er lobte „sie in meiner Gegenwart sehr bescheiden, ehe er noch „Zeit hatte, sie schlecht zu finden. Allein seit dem hat „er sie gegen keinen gelobet.„ Ich entschuldige ihn, und begehre von einem Schriftsteller nichts mehr. Ich beklage ihn sogar, daß er schöne Sachen hat anhören müssen, die er nicht gemacht hat.

Diejenigen, die ihr Stand von der Eifersucht eines Schriftstellers befreyet, sind entweder aus Leidenschaft, oder wegen nöthiger Geschäfte, bey fremden Arbeiten zerstreuet und kaltsinnig. Fast niemand ist wegen der Verfassung seines Verstandes, Herzens, oder Glücks, im Stande, des Vergnügens zu geniessen, welches ein vollkommenes Werk verursachet.

Das Vergnügen zu tadeln, raubet uns das Vergnügen, von sehr schönen Sachen lebhaft gerühret zu werden.

Viele Leute sehen die Schönheit einer Handschrift ein, die man ihnen vorlieset. Allein sie können sich zum Vortheile derselben nicht ehe erklären, als bis sie sehen, wie solche, nachdem sie ist gedruckt worden, von der Welt aufgenommen wird; und was für ein Urtheil die Kenner davon fällen. Sie wollen ihren Beyfall nicht aufs Spiel setzen; sondern von der Menge, und vom grossen Haufen mit fortgerissen werden. Alsdenn sagen sie, wie sie die Ersten gewesen wären, die diesem Werke Beyfall gegeben hätten, und die Welt also ihrer Meynung sey.

Diese Leute lassen die schönsten Gelegenheiten vorbeystreichen, uns zu überzeugen, daß sie Fähigkeiten und Einsichten besitzen; daß sie das Gute gut, und das Bessere besser zu nennen wissen. Ein schönes Werk fället ihnen in die Hände. Es ist die erste Arbeit des Verfassers, der sich noch keinen grossen Namen erworben hat, auch nichts besitzet, wodurch er die Welt, zu seinem Vortheile, zum Voraus einnehmen könnte. Es kommet auch nicht darauf an, daß man, den Grossen zugefallen, oder um ihnen zu schmeicheln, den Schriften dieses Menschen Beyfall geben darf. Eiferer! man begehret nicht von euch, daß ihr voller Entzückung ausrufen sollet: Dieß ist ein Meisterstück des Verstandes! weiter kann es keiner bringen! die menschliche Sprache kann nicht weiter gehen! Man wird künftighin vom Geschmack eines Menschen nur darnach urtheilen, nachdem er an diesem Werke Geschmack findet. Dieß sind übertriebene und eckelhafte Redensarten, die nach einem Gehalte, oder nach der Schule riechen, und selbst demjenigen schädlich sind, das lobenswürdig ist, und das man loben will. Warum saget ihr nicht schlecht weg: dieß ist ein gutes Buch? Ihr saget es zwar! aber wenn? Wenn ganz Frankreich, die Einheimischen sowohl, als die Ausländer es sagen; wenn es in ganz Europa nachgedruckt, und in fremde Sprachen übersetzet ist. Allein alsdenn ist es nicht mehr Zeit.

Einige von denen, die ein Werk gelesen haben, führen daraus gewisse Stellen an, die sie nicht völlig verstehen, und noch dazu durch alles das ganz verändern, was sie von dem ihrigen hinzusetzen. Diese

so

so zerstümmelte und verunstalte Stellen, die nichts anders sind, als ihre eigene Gedanken und Ausdrücke, setzen sie dem Tadel aus, und behaupten, daß sie schlecht sind. Jedermann gestehet ihnen solches zu. Allein die Stellen, die diese Kunstrichter anzuführen glauben, und doch in der That nicht anführen, verlieren dadurch nichts von ihrer Schönheit.

Was sagen sie von dem Buche des Hermodors? Es ist schlecht, antwortet Anthim, ja so schlecht, daß es nicht verdienet, ein Buch zu heissen, noch daß die Welt davon spricht. Aber haben sie es gelesen? Nein, erwiedert Anthim. Warum setzet er nicht hinzu, daß Fulvia und Melania solches verwerfen, ohne daß sie es gelesen haben; und daß er ein guter Freund von beyden ist.

Arsenes betrachtet von dem Gipfel seines Witzes die Menschen. In dieser weiten Entfernung bemerket er sie, und erstaunet, daß sie so klein sind. Da er von gewissen Leuten, die sich versprochen haben, einander zu bewundern, gelobet, gerühmet, und bis an den Himmel erhoben wird: so glaubet er, ungeachtet der wenigen Verdienste, die er hat, daß er alles besitzet, was man nur haben kann, was er aber niemals erlangen wird. Er ist mit lauter hohen Gedanken beschäftiget, und angefüllet; und giebet sich daher kaum die Mühe, einige Machtsprüche hören zu lassen. Sein Karackter erhebt ihn weit über die Urtheile der Menschen. Er überlässet gemeinen Seelen die Verdienste eines ordentlichen und einförmigen Lebens. Er darf von seiner Unbeständigkeit keinem andern Rede und Antwort geben, als einer klei-

nen Anzahl vertrauter Freunde, die solche vergöttern. Diese allein wissen zu urtheilen, zu denken, zu schreiben. Diese allein sollten schreiben. Er würde kein ander Werk auf der Welt, wenn solches gleich noch so gut ist aufgenommen, und von allen rechtschaffenen Leuten gebilliget worden, lesen, geschweige gar seines Beyfalls würdigen. Diese Abschilderung wird ihn eben so wenig bessern. Er wird sie auch nicht lesen.

Theokrin weis sehr viel unnütze Dinge. Er hat allemal besondere Meynungen. Er siehet nicht sowohl auf die Gründlichkeit, als auf die Lehrart. Er hält blos sein Gedächtniß in beständiger Uebung. Er ist tiefsinnig und höhnisch. Es scheinet, als ob er beständig innerlich über diejenigen lachet, die ihm, seiner Meynung nach, nicht gleich kommen. Ich lese ihm von ungefähr mein Werk vor. Er höret es an. Wenn ich es ausgelesen habe: so spricht er von seinem Werke. Was saget er denn von dem ihrigen, werden sie mich fragen? Ich habe es schon gesagt, er spricht von seinem Werke.

Ein Werk mag noch so vollständig seyn: so würde doch unter den Händen der Kritick nichts davon übrig bleiben, wenn der Verfasser desselben allen Kunstrichtern folgen wollte; indem ein Jeder derselben diejenigen Stellen verwirfet, die ihm am wenigsten gefallen.

Es ist eine auf die Erfahrung gegründete Wahrheit, daß man gegen zehn Personen, die aus einem Werke einen Gedanken, oder Ausdruck, wollen ausge-

gelöschet wissen, eine gleiche Anzahl anderer findet, die auf Beybehaltung desselben dringet. Warum soll man, sagen sie, diesen Gedanken weglassen? Er ist neu, er ist schön, und der Schwung ist unvergleichlich. Jene hingegen versichern, daß sie diesen Gedanken entweder gar nicht gebrauchet, oder ihn wenigstens anders würden eingekleidet haben. Es ist ein gewisser Ausdruck in ihrem Werke, sagen Einige, der sehr wohl angebracht ist, und die Sache nach dem Leben schildert. Dieses Wort, sagen Andere, ist auf ein Gerathewohl hingesetzet, und drucket das nicht aus, was sie vielleicht damit haben sagen wollen. Alle diese Leute sprechen von demselben Schwunge, und von demselben Worte. Alle sind Kenner, und werden dafür gehalten. Was für einen Weg könnte ein Schriftsteller alsdenn erwählen, als daß er der Meynung derer folget, die ihm Beyfall geben.

Ein ehrbarer Schriftsteller ist nicht verbunden, sich den Kopf mit allen den Ausschweifungen, Zoten und elenden Spötterenen, zu zerbrechen, die man aus seinem Werke herausklauben könnte: noch sich um die ungeschickten Auslegungen zu bekümmern, die man von einigen Stellen desselben machen mögte; und am wenigsten solche deswegen auszumärzen. Er ist überzeuget, daß, so sorgfältige Achtsamkeit man auch auf seine Ausdrücke wendet, der frostige Scherz elender Spötter ein unvermeidliches Uebel sey, und daß öfters die besten Sachen ihnen zu nichts anders dienen, als daß sie darinnen eine Thorheit anzutreffen vermeynen.

Wenn man gewissen lebhaften und entscheidenden Köpfen glauben soll: so ist es noch zu viel, daß man

Worte brauchet, um seine Gedanken auszudrucken. Man müßte mit ihnen durch Zeichen sprechen, oder sich, ohne zu reden, erklären können. So grosse Mühe man sich auch giebt, sich kurz zu fassen; so berühmt man auch deswegen ist: so ist man für sie doch noch zu weitläuftig. Man müßte ihnen alles errathen lassen, und nur für sie allein schreiben. Sie verstehen eine Periode, wenn sie nur das Anfangswort derselben lesen; und ein ganzes Hauptstück, wenn sie nur eine Periode wissen. Man lieset ihnen eine einzige Stelle vor, und sogleich wissen sie den Inhalt des ganzen Werks. Ein Gewebe von Räthseln würde für sie ein angenehmes Buch zu lesen seyn. In ihren Augen ist es ein grosser Verlust, daß diese ungestalte und zerstümmelte Schreibart, die ihnen so sehr gefället, selten ist, und sehr wenige Schriftsteller sich dazu bequemen. Die Gleichnisse von einem Flusse, der in seinem Laufe schnell, aber gleich und einförmig ist; oder von einer Feuersbrunst, die vom Winde fortgetrieben, sich weit und breit in einem Walde ausbreitet, und Eichen und Fichten verzehret, bringen ihnen keinen Begrif von der Beredsamkeit bey. Man zeige ihnen aber ein Kunstfeuer, welches sie in Verwunderung setzet, und einen Bliz, der sie blendet: so werden sie einem dafür alles Gute und Schöne schenken.

Was für ein grosser Unterschied ist zwischen einem schönen, und einem vollkommenen, oder regelmäßigen Werke. Ich weis nicht, ob man bereits ein Werk von dieser letzten Art hat. Vielleicht fället es den seltenen Geistern nicht so schwer, das Grosse und Erhabene anzubringen, als alle und jede Fehler zu vermei-

meiden. Der Cid erhielte gleich Anfangs einen allgemeinen Beyfall, und Jedermann bewunderte denselben. Er vermochte mehr, als Macht und Staatsklugheit, die sich vergebliche Mühe gaben, solchen zu unterdrücken. Er vereinigte zu seinem Besten, die sowohl an Meynungen, als Denkungs-Art, unterschiedene Menschen, nemlich die Grossen, und das Volk. Alle bemüheten sich, ihn auswendig zu wissen, und es also den Schauspielern, die solchen aufführeten, zuvor zu thun. Mit einem Worte, der Cid ist eines von den schönsten Gedichten, die man machen kann; und die beste Beurtheilung, die man jemals von einem Werke gemachet hat, ist die Beurtheilung des Cids.

Wenn unser Geist bey Lesung eines Werks erhoben wird, wenn solches uns edle und großmüthige Empfindungen einflösset, so dörfen wir, zu Beurtheilung desselben, keine andere Regeln suchen. Es ist schön, und kommet von einem Meister her.

Kapis wirfet sich zum Richter der schönen Schreib-Art auf. Er glaubet, so schön zu schreiben, wie Bouhours und Rabutin. Er widerspricht der Stimme des ganzen Volks, und behauptet, daß Damis ein schlechter Schriftsteller sey. Damis giebet der Menge nach, und bekennet mit der Welt ganz offenherzig, daß Kapis frostig schreibet.

Das Amt eines Zeitungsschreibers bestehet darinn, daß er der Welt bekannt mache, wie dieses oder jenes Buch zum Vorschein gekommen, bey diesem oder jenem mit solcher Schrift, und auf schönes Papier ge-

gedruckt, sauber eingebunden sey, und so und so hoch verkaufet werde. Er muß sogar das Schild des Buchführers wissen, der solches verleget hat. Allein, seine Thorheit gehet so weit, daß er es beurtheilen will.

Das Erhabene eines Zeitungsschreibers bestehet in einem leeren Gewäsche über die Staatsangelegenheiten.

Ein Zeitungsschreiber hat eine Neuigkeit erfahren; er gehet also ruhig zu Bette. Während der Nacht wird die Unwahrheit derselben entdecket; und er muß sie bey seinem Erwachen, zu seinem grossen Leidwesen, wieder fahren lassen.

Der Weltweise bringet sein Leben damit zu, daß er die Menschen betrachtet. Er strenget seinen Verstand an, um die Fehler und das Lächerliche derselben aufzudecken. Wenn er ja seinen Gedanken einigen Schwung giebet, so thut er es nicht aus Eitelkeit, die sonst den Schriftstellern so gewöhnlich ist, sondern um die Wahrheit, die er erfunden hat, in das gehörige Licht zu setzen, damit sie den Eindruck mache, der seiner Absicht gemäs ist. Indessen glauben einige Leser, daß sie ihn reichlich belohnen, wenn sie mit einer Amtsmiene versichern, daß sie sein Werk gelesen, und vielen Verstand darinn gefunden hätten. Jedoch, da er durch seine Arbeiten, und Nachtwachen, ihren Beyfall und ihr Lob nicht gesucht hat, so betrachtet er solche mit gleichgiltigen Augen. Seine Absichten sind weit erhabener, und der Endzweck, den er sich vorgesetzet hat, ist weit

edler. Er fodert von den Menschen etwas grössers und selteners, als Lobsprüche und Belohnungen. Er will sie bessern.

Thoren lesen ein Buch, und verstehen es nicht. Mittelmäßige Geister glauben es, vollkommen zu verstehen. Grosse Geister verstehen es zuweilen nicht gänzlich. Sie finden dasjenige dunkel, was dunkel ist, und deutlich, was deutlich ist. Witzlinge wollen dasjenige dunkel finden, was doch nicht dunkel ist, und das nicht verstehen, was doch sehr verständlich ist.

Ein Schriftsteller giebet sich vergebliche Mühe, wenn er sich durch sein Werk Bewunderungen zuzuziehen suchet. Thoren bewundern es zuweilen; allein, sie sind Thoren. Verständige Leute haben den Saamen aller Wahrheiten, und aller Gesinnungen bey sich. Ihnen ist nichts neu. Sie bewundern wenig; sie geben nur Beyfall.

Ich weis nicht, ob man jemals mehr Witz, Schwung, Annehmlichkeit, und eine bessere Schreib-Art, in Briefen wird anbringen können, als man in den Briefen Balzacs und Voiture findet. Von Empfindungen hingegen sind sie leer; als welche zu ihrer Zeit noch nicht gebräuchlich waren, sondern dem Frauenzimmer ihren Ursprung zu dancken haben. Das schöne Geschlecht hat es in dieser Art zu schreiben viel weiter gebracht, als wir. Sie finden ohne Mühe einen gewissen Schwung, und Ausdrücke, die bey uns Früchte eines langen Nachdenkens, und einer mühsamen Arbeit sind. Sie sind in der

Wahl der Redensarten sehr glücklich, und wissen solche so gehörig anzubringen, daß dieselben, so bekannt sie auch sind, alle Reitzungen der Neuigkeit an sich haben, und nur zu dem Gebrauche gewidmet zu seyn scheinen, zu welchem sie sie anwenden. Nur sie können es dahin bringen, daß man in einem einzigen Worte einen ganzen Gedanken findet. Nur sie verstehen die Kunst, einen feinen Gedanken fein auszudrücken. Nur sie wissen, auf eine unnachahmliche Weise, Sachen so genau mit einander zu verbinden, daß sie ganz natürlich auf einander zu folgen scheinen, da sie doch nur durch den Zusammenhang verknüpfet sind. Wenn sie allemal rein und regelmäßig schrieben, so wollte ich behaupten, daß die Briefe, die man von einigen unter ihnen hat, das Fürtreflichste wären, was wir in unserer Sprache aufweisen können.

Terenzen fehlete weiter nichts, als daß er nicht so frostig geschrieben hätte. Wie rein, wie richtig, wie artig, wie zierlich, wie malerisch schreibet er nicht! Molieren fehlete nichts weiter, als daß er die Sprache des Pöbels vermieden, und reiner geschrieben hätte. Was für Feuer, was für ungekünsteltes Wesen, was für eine Quelle von angenehmen Scherze, was für natürliche Sitten, was für Bilder, und was für eine Geißel des Lächerlichen, findet man nicht in seinen Schriften! Allein, was für einen Mann hätte man nicht aus diesen zween Schauspiel-Schreibern machen können!

Ich habe den Malherbe und Theophil gelesen. Beyde kannten die Natur; nur mit dem Unter-

schie-

schiede, daß der Erste, mit einem vollen und einförmigen Style, das Edle, Schöne, Ungekünstelte, und Einfältige derselben, auf einmal zeiget. Er schildert die Natur ab, oder entwirfet die Geschichte derselben. Der Andere hingegen beobachtet nicht die geringste Wahl und Richtigkeit, sondern schreibet frey, und ungleich. Bald überhäufet er seine Beschreibungen, lässet sich in gar zu viele Kleinigkeiten ein, und zergliedert gleichsam die Natur. Bald erdichtet er, vergrössert und übertreibet die Wahrheit, und machet also aus der Natur einen Roman.

Ronsard und Balzac hatten, ein jeder in seiner Art, Gutes und Schlechtes genug, um nach ihrem Muster sehr grosse Männer, sowohl in der Dichtkunst, als in ungebundener Schreibart, zu bilden.

Marot scheinet, wegen seines Schwunges, und wegen seiner Schreibart, jünger zu seyn, als Ronsard. Zwischen ihm und uns ist beynahe kein anderer Unterschied, als daß man bey ihm einige veraltete Wörter antrift.

Ronsard, und die Schriftsteller, die zu seiner Zeit lebten, haben der guten Schreibart mehr geschadet, als genutzet. Sie haben sie auf dem Wege zur Vollkommenheit aufgehalten, und sie der Gefahr ausgesetzet, solchen auf ewig zu verfehlen. Es ist zu bewundern, daß Marots so leichte und natürliche Werke aus Ronsarden, der sonst voller Einfälle und Begeisterung ist, keinen grössern Dichter gemacht haben, als er und Marot waren. Noch mehr aber ist zu bewundern, daß auf einen Belleau, Jodelle und

Du-

Dubartas, sobald ein Racan und Malherbe folgte, und also unsere kaum verdorbene Sprache wieder ausgebessert wurde.

Marot und Rabelais sind nicht zu entschuldigen, daß sie ihre Schriften mit so viel Zoten beschmutzet haben. Beyde hatten Witz und natürliche Geschicklichkeit genug, daß sie selbiger entbehren, und sogar solche Leser vergnügen konnten, die nicht sowohl einen Schriftsteller zu bewundern, als nur zu lachen suchen. Rabelais insonderheit ist unbegreiflich. Man mag sagen, was man will, sein Buch ist ein unauflösliches Räthsel, und ein Hirngespinst. Es gleichet einem Frauenzimmer, das schön von Gesicht ist, allein Drachenfüße und einen Drachenschwanz hat; ja gar einem noch ungestalterm Thiere. Man findet darinnen einen ungeheuren Mischmasch von feiner und sinnreicher Sittenlehre, und von ärgerlichen Zoten. Seine schlechten Stellen sind mehr, als arg, und können nur den niedrigsten Pöbel vergnügen. Seine schöne Stellen hingegen sind auserlesen, und so fürtreflich, daß sie auch den zärtlichsten Lesern gefallen müssen.

Zween Schriftsteller *) haben in ihren Werken den Montagne getadelt. Ich spreche ihn eben so wenig, wie sie, von allen Fehlern frey. Es scheinet aber, daß beyde ihn ganz und gar verachten. Der Eine denket nicht genug, um an einem Schriftsteller Geschmack zu finden, der viel denket. Der Andere denket gar zu fein, als daß ihm ein Schriftsteller gefallen könnte, der so natürlich denket.

Ei.

*) Nicole und Malebranche.

Eine ehrbare, sorgfältige und anständige Schreibart erhält sich sehr lange. Man lieset noch den Amiot und Coefteau. Wer lieset aber ihre Zeitgenossen? Balzac scheinet, in Absicht auf seine Redensarten und Ausdrücke, jünger zu seyn, als Voiture. Wenn aber der Letzte, in Absicht auf seinen Schwung, Witz und auf sein Naturell altfränkisch ist, und mit unsern heutigen Schriftstellern keine Aehnlichkeit hat, so kommet solches daher, weil es diesen weit leichter gewesen ist, ihn nicht zu achten, als ihm nachzuahmen; und weil die kleine Anzahl derer, die ihn zu ihrem Muster erwählen, ihn nicht erreichen können.

H*** G*** will noch weniger, als nichts sagen. Es giebet viele andere Werke, die diesem gleich sind; und eben so viel Arten der Erfindungen, sich durch ein thörichtes Buch zu bereichern, als Thoren, die solches kaufen. Man kennet den Geschmack des Pöbels nicht, wenn man Bedenken träget, zuweiln läppische Einfälle anzubringen.

Man siehet wohl, daß die Oper ein Entwurf eines grossen Schauspiels ist. Sie machet uns davon einen Begriff.

Ich weis nicht, woher es kommet, daß mir in der Oper, ungeachtet ihrer vollständigen Musick, und des recht königlichen Aufwandes, dennoch die Zeit lang wird.

In der Oper giebet es einige Stellen, die uns bewegen, nach andern zu verlangen. Zuweiln kann

man sich nicht enthalten, das Ende des ganzen Schauspiels zu wünschen, weil entweder die Vorstellung, oder die Schaubühne mangelhaft ist, oder weil die Sachen uns nicht gnug rühren.

Die Oper kann man nicht ein Gedicht nennen, denn sie bestehet bloß aus Versen; auch nicht ein Schauspiel, nachdem die Maschinen, durch die gute Wirthschaft Amphions und seiner Mitgehülfen, sind abgeschaffet worden. Sie ist ein Concert, wo der Sänger durch den Schall der Instrumenten unterstützet wird. Man irret sich, und verräth seinen schlechten Geschmack, wenn man glaubet, daß die Maschinen blos ein Zeitvertreib der Kinder sind, und nur für die Marionettenbude gehören. Sie erheben und verschönern die Fabel. Sie erhalten die Zuschauer in einem angenehmen Irrthume, worinn eben das ganze Vergnügen des Schauspiels bestehet, und solches bewundernswürdig machet. Wenn Berenice oder Penelope aufgeführet wird, so hat man die Vorstellung eines Fluges oder Triumphwagens, und die Veränderung der Auszierung nicht nöthig. Zu den Opern aber werden solche unumgänglich erfordert. Eben dieß ist bey diesem Schauspiele das sonderbarste, daß es den Verstand, die Augen und die Ohren, beständig in einer gleichen Bezauberung erhalten muß.

Diese geschäftigen Leute haben die Schaubühne, die Auszierungen, die Tänze, die Verse, die Musick, kurz! das ganze Schauspiel, bis auf den Saal, wo solches aufgeführet wird, ich meyne das Dach und die vier Wände desselben, eingerichtet. Wer sollte

wohl

wohl zweifeln, daß man das Wunder des Labyrints, die Wasserjagd, und die bezauberte Tafel, nicht ebenfalls ihrer Erfindung zu danken hätte? Aus der vielen Mühe, die sie sich geben, und aus der zufriedenen Geberde, mit welcher sie den glücklichen Erfolg dieser Dinge loben, sollte man solches beynahe schlüßen. Wenn ich mich indessen irre, wenn sie zu diesem so prächtigen und artigen Feste, welches so lange gewähret, und wozu ein Einziger den Entwurf und die Kosten hergegeben hat, nicht das geringste beygetragen haben, so bewundere ich zwo Sachen. Die Ruhe und Gelassenheit dessen, der alles angeordnet hat, und die Geschäftigkeit und Unruhe derer, die dabey nichts gethan haben.

Die Kenner der Schauspiele, oder die solches zu seyn sich dünken, behaupten, daß sie eine rathschlagende und entscheidende Stimme haben. Sie rücken gegen einander ins Feld, und theilen sich in verschiedene Parteyen. Jede von diesen wird von einem ganz andern Bewegungsgrunde, als von dem Nutzen des gemeinen Wesens, oder von der Billigkeit angetrieben, ein gewisses Gedicht, oder eine Musick zu bewundern, und alle andere zu verspotten. Sie schaden, durch die Hitze, mit welcher sie ihre vorgefaßten Meynungen vertheidigen, sowohl der gegenseitigen, als ihrer eigenen Partey. Sie schrecken die Dichter und Tonkünstler durch tausend Widersprüche ab, und hemmen das Wachsthum der Künste und Wissenschaften; indem sie dieselben der Früchte berauben, welche sie aus dem Nacheifer und aus der Freyheit ziehen könnten; da die fürtreflichsten Meister sich bestreben würden, ein jeder in seiner Art,

und nach seinem Vermögen, die schönsten Werke zu liefern.

Woher kommet es, daß man sich kein Bedenken machet, in der Schaubühne zu lachen, und sich gleichwohl schämet, daselbst zu weinen? Ists etwa nicht so natürlich, sich durch das Mitleidenswürdige rühren zu lassen, als das Lächerliche aus vollem Halse zu belachen? Fürchtet man etwa seine Gesichtszüge dadurch zu sehr zu verstellen? Geschiehet solches durch ein unmäßiges Lachen nicht mehr, als durch einen bittern Schmerz? Und wendet man nicht das Gesicht weg, sowohl wenn man lachet, als wenn man weinet, sobald man sich in Gesellschaft grosser Herren, oder solcher Personen befindet, denen man Ehrerbietung schuldig ist? Kommet es uns etwa so schwer an, den andern sehen zu lassen, daß man weichherzig ist? Fürchtet man sich eine gewisse Schwachheit zu zeigen, von der man sich, da sie einen erdichteten Gegenstand hat, gleichsam hat berücken lassen? Ich mag mich nicht auf ernsthafte Personen, oder starke Geister, beruffen, die sowohl ein übertriebenes Gelächter, als die Tränen, für eine Schwachheit halten, und sich beydes verbieten. Allein, was erwartet man von einem Trauerspiele? Etwa daß es uns zum Lachen bewegen soll? Sind die Bilder der Wahrheit in einem Trauerspiele nicht so stark, als in einem Lustspiele? Muß nicht die Seele sowohl in diesem, als in jenem bis zum Wahren dringen, ehe sie sich rühren, oder erschüttern lässet. Ist es so leicht, sie zu befriedigen? Wird dazu nicht noch das Wahrscheinliche erfordert? Da es uns nicht wunderlich vorkommet, wenn der ganze Schauplatz, bey einer Stelle in einem Lust-

spie-

Spiele, in ein allgemeines Gelächter ausbricht; da solches vielmehr anzeiget, daß diese Stelle lustig und sehr natürlich ist: so ist auch die äusserste Mühe, die sich ein jeder giebet, seine Tränen zurück zu halten, und solche unter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen, ein sicherer Beweis, wie es die natürliche Wirkung des erhabenen tragischen sey, daß man gerne, und gleichsam miteinander um die Wette weinen mögte. Es würde uns solches keine weitere Mühe machen, als die Tränen abzutrocknen. Ja, wenn man sich einmal vereiniget hätte, denselben den Lauf zu lassen, so würde man erfahren, wie man Ursach habe, in der Schaubühne sich mehr vor langer Weile, als vors weinen zu fürchten.

Ein Trauerspiel beklemmet uns gleich von Anfang das Herz. Es lässet uns in seiner ganzen Folge keine Zeit, uns zu erhohlen, und wieder zu uns selbst zu kommen. Wenn es uns ja einige Ruhe vergönnet, so geschiehet es nur darum, um uns in neue Abgründe und Unruhen zu stürzen. Es erreget durch Hülfe des Mitleidens Schrecken, oder umgekehret, durch Schrecken Mitleiden. Es führet uns durch Tränen, Seufzer, Ungewisheit, Hofnung, Furcht, Erstaunen und Entsetzen, bis zur Entwickelung. Ein Trauerspiel ist also nicht ein Gewebe von artigen Empfindungen, von zärtlichen Liebeserklärungen, von verliebten Unterredungen, von angenehmen Abschilderungen, und von buhlerhaften Ausdrücken, die oft sehr geschickt sind, uns zum Lachen zu bringen. Der letzte Auftritt stellet uns Aufrührer vor, die keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben

wollen. Es wird darinnen Blut vergossen, und ein Unglücklicher muß das Leben lassen.

Es ist nicht genug, daß die Sittenlehre der Schau-Bühne nicht schlecht ist; sie muß auch anständig und lehrreich seyn. Das Lächerliche kann so niederträchtig und grob, oder so abgeschmackt und gleichgiltig seyn, daß es dem Dichter nicht erlaubet ist, solches seiner Aufmerksamkeit zu würdigen; noch dem Zuschauer möglich, sich daran zu ergötzen. Ein Bauer, oder ein Trunkenbold, geben einem Possenreisser Stoff zu vielen Auftritten. Allein, da dergleichen Gegenstände beym wahren Komischen kaum gebraucht werden können, so sind sie noch weniger geschickt, den Stoff, oder die Haupthandlung, zu einem Lustspiele abzugeben. Diese Karacktere, saget man, sind natürlich. Nach dieser Regel wird man also ehestens einen Lakeyen, der da pfeifet, einen Kranken im Schlafrocke, und einen Trunkenen, der da schläfet, oder speyet, auf die Schaubühne bringen. Denn was ist natürlicher? Einem weibischen Menschen ist nichts natürlicher, als daß er spät aufstehet, einen grossen Theil des Tages vor dem Nacht-Tische zubringet, sich im Spiegel beschauet, sich mit wohlriechenden Sachen räuchert, Schönpflästerchens aufleget, Liebesbriefe empfänget, und beantwortet. Man bringe ihn auf die Schaubühne. Je länger man ihn seine Rolle spielen lässet, desto natürlicher und ähnlicher wird er zwar seinem Urbilde werden; allein desto frostiger und abgeschmackter wird er auch den Zuschauern vorkommen.

Es

Es scheinet, daß die Romanen und Schauspiele eben so nützlich werden könnten, als schädlich sie jetzt sind. Man findet darinnen so grosse Beyspiele der Beständigkeit, Tugend, Zärtlichkeit, und des Uneigennutzens, so schöne und vollkommene Karacktere, daß, wenn eine junge Person nachher ihre Augen auf alles das richtet, was um sie ist, so findet sie nichts, als unwürdige Gegenstände, die mit dem, was sie eben bewundert hat, in keine Vergleichung gestellet werden können. Ich wundere mich daher, wenn sie sich davon im geringsten rühren lässet.

Corneille ist in seinen schönen Stellen so fürtreflich, daß man ihm nicht gleich kommen kann. Er hat alsdenn einen eigenthümlichen und unnachahmlichen Karackter. Allein, er ist ungleich. Seine ersten Schauspiele sind trocken und matt: und liessen uns nicht hoffen, daß er es dereinstens so weit bringen würde. Seine letzten Stücke hingegen machen, daß man nicht begreifen kann, wie er wieder so tief hat fallen können. In einigen seiner besten Stücke findet man Fehler wider die Sittenlehre, die man nicht entschuldigen kann; eine gar zu weitläuftige Schreibart, welche die Vorstellung aufhält, und matt machet; Unachtsamkeiten in den Versen und Ausdrücken, die man sich von einem so grossen Manne nicht vorstellen kann. Das fürnehmste, was man bey ihm antrift, ist sein erhabener Witz. Er hat solchem die glücklichsten Verse, die man irgendwo lesen kann; die Anordnung seiner Schaubühne, die er zuweilen, wider die Regel der Alten, zu weit treibet; und endlich seine Entwickelungen zu danken. Er unterwirfet sich nicht allemal dem Geschmacke

der Griechen, und ihrer erhabenen Einfalt. Er fand hingegen ein Belieben, die Schaubühne mit Begebenheiten zu überhäufen, aus denen er sich aber mehrentheils sehr glücklich heraus zu ziehen wußte. Man muß insonderheit die vielen Abwechselungen, und die wenige Aehnlichkeit in den Entwürfen, bey der so grossen Anzahl von ihm verfertigter Gedichte, bewundern. In den Werken des Racine scheinet eine grössere Aehnlichkeit zu herrschen, und alle mehr auf eins hinaus zu laufen. Er ist gleich, einförmig, und allemal, sowohl in den Entwürfen, als in der Anordnung seiner Stücke, einerley. Sie sind richtig, regelmäßig, der gesunden Vernunft gemäs, und natürlich. Er ist reich an Reimen, seine Verse sind richtig, zierlich, vollständig, und wohlklingend, Er ahmet den Alten aufs genaueste nach, und beobachtet die Nettigkeit und Einheit derselben aufs sorgfältigste. Selbst das Grosse und Bewundernswürdige hat ihm so wenig, als Corneillen das Rührende und Pathetische gefehlet. Kann wohl etwas zärtlicher seyn, als der Cid, der Polieukt, und die Horazier? Was für eine Hoheit bemerket man nicht im Mithridat, im Porus, und im Burrhus? Selbst die bey den Alten so beliebten Affeckten, welche die tragischen Dichter, auf der Schaubühne, so gerne zu erregen pflegeten, und die man Schrecken und Mitleiden nennet, sind diesen beyden Dichtern nicht unbekannt gewesen. Orest in der Andromacha des Racine, und Phädre von eben demselben Verfasser, können so, wie Oedipus, und die Horazier des Corneille ein Zeugniß davon ablegen. Wenn es indessen erlaubet wäre, eine Vergleichung zwischen ihnen an-

zustellen; und dadurch zu bestimmen, was einem jeden von ihnen eigen gewesen ist, und uns in ihren Werken am mehresten in die Augen fället, so könnte man sagen: daß Corneille uns seinen Karackteren und Begriffen unterwirfet; Racine hingegen sich nach den unsrigen richtet. Jener schildert die Menschen, wie sie seyn sollen; dieser wie sie sind. Bey dem Ersten findet man mehr bewunderns- und nachahmenswürdiges; bey dem Andern mehr von dem, was man an Andern beobachtet, und an sich selbst gewahr wird. Der Eine erhebet, setzet in Erstaunen, bemeistert sich unserer, und lehret. Der Andere gefället, beweget, rühret, nimmet ein. Jener entdecket das Edle, Schöne und Herrschende der Vernunft. Dieser das Zärtliche und Schmeichelhafte der Leidenschaften. Bey Jenem findet man Fürschriften, Grundregeln, und Lehren. Bey diesem Geschmack und Empfindungen. Bey den Werken des Corneille ist man beschäftigt; bey den Werken des Racine hingegen wird man weichhertzig, und zärtlich Corneille ist stärker in der Sitten-Lehre, und Racine in der Natur. Es scheinet, daß der Eine dem Sophokles nachgeahmet, und der Andere sich den Euripides zum Muster vorgesetzet hat.

Die Fertigkeit, die Einige besitzen, lange und allein zu sprechen, welche dabey mit heftigen Geberden, mit durchdringender Stimme, und mit einer starken Lunge verknüpfet ist, nennet der Pöbel Beredsamkeit. Die Schulgelehrten wollen solche nur in einem rednerischen Vortrage finden. Sie machen keinen Unterscheid zwischen der Beredsamkeit, und ei-

einer Menge zusammen gestoppelter Zierrathen, prächtig klingender Wörter, und abgezirkelter Perioden.

Es scheinet, daß die Vernunftlehre eine Kunst sey, Andere von einer Wahrheit zu überzeugen. Die Beredsamkeit hingegen eine Gabe der Seele, vermöge welcher wir uns des Verstandes und Herzens Anderer bemeistern; so, daß wir ihnen alles, was wir wollen, einflössen und überreden können.

Die Beredsamkeit hat sowohl in den gewöhnlichen Gesprächen, als in allen Arten der Schriften, statt. Da, wo man sie suchet, findet man sie selten, und öfter da, wo man sie nicht suchet.

Die Beredsamkeit verhält sich zum Erhabenen so, wie das Ganze zu seinem Theile.

Was ist denn das Erhabene? Es scheinet, daß man solches noch nicht erkläret habe. Ist es eine Figur der Redekunst? Entstehet es aus den Figuren, oder wenigstens aus einigen derselben? Sind alle Arten der Schriften des Erhabenen fähig, oder sind nur die grossen Gegenstände dazu geschickt? Wird zu einem Hirtenliede mehr, als Natur, und zu freundschaftlichen Briefen, so, wie zum gewöhnlichen Umgange, mehr als Zärtlichkeit erfordert? Ist das Natürliche und Zärtliche nicht selbst das Erhabene, in solchen Werken, die, um vollkommen zu seyn, nichts mehr erfordern? Ich frage noch einmal, was ist das Erhabene, und wo findet es statt?

Gleichbedeutende Wörter sind verschiedene Redensarten und Ausdrücke, die einerley Sache anzeigen. Der Gegensatz ist eine Gegeneinanderhaltung zwoer Wahrheiten, die einander in das gehörige Licht setzen. Die Metaphore, oder die Vergleichung, entlehnet von einer fremden Sache ein sinnliches und natürliches Bild einer Wahrheit. Die Hyperbel übertreibet eine Wahrheit, um sie dem Verstande recht begreiflich zu machen. Das Erhabene schildert nur die Wahrheit ab; allein, es wählet sich einen edlen Gegenstand. Es schildert sie darinn ganz und gar ab, sowohl ihre Ursachen, als ihre Wirkungen. Es ist ein Abdruck, oder vielmehr das würdigste Bild der Wahrheit. Mittelmäßige Geister finden niemals den rechten Ausdruck, sondern gebrauchen gleichbedeutende Wörter. Junge Leute werden von dem Gegensatze geblendet, und bedienen sich desselben. Leute, die einen richtigen Verstand haben, und an ähnlichen Bildern ein Belieben finden, fallen ganz natürlich auf Gleichnisse und Vergleichungen. Lebhafte Geister, die voller Feuer sind, und von ihrer weitläuftigen Einbildungskraft weit über alle Schranken der Regeln und Richtigkeit fortgetrieben werden, können sich an der Hyperbel nicht genug ergötzen. Allein, zum Erhabenen sind nur die Fürtreflichsten unter den größten Geistern geschickt.

Ein jeder Schriftsteller sollte, um richtig zu schreiben, sich an die Stelle seiner Leser setzen, und seine eigene Arbeit als eine Sache prüfen, an der er gar keinen Antheil hat, sondern die ihm ganz neu ist, und von dem Verfasser seiner Beurtheilung unterworfen worden. Alsdann kann er versichert seyn,

daß

daß er verständlich ist, nicht, weil er sich selbst versteht, sondern weil er wirklich verständlich ist.

Man schreibet, damit man verstanden werde. Also muß man wenigstens schöne Sachen zu verstehen geben. Die Sprache muß rein seyn, und die Ausdrücke müssen sich zur Sache schicken. Doch dieß ist nicht genug. Diese gehörige Redensarten müssen edle, lebhafte, und gründliche Gedanken ausdrücken, die einen schönen Verstand in sich halten. Man misbrauchet die Reinigkeit und Deutlichkeit der Sprache, wenn man solche zu einer trocknen und unfruchtbaren Materie anwendet, die abgeschmackt, unnütz, und abgedroschen ist. Was ist dem Leser damit gedienet, daß er nichtswürdige und kindische Dinge, abgeschmackte und gemeine Sachen, leicht und ohne Mühe begreifet, und nicht sowohl wegen eines Gedankens des Verfassers ungewis ist, als vielmehr für das Werk desselben einen Eckel verspüret.

Wenn man in gewissen Schriften tiefsinnig ist, einen gekünstelten Schwung, und eine gar zu grosse Zärtlichkeit anbringet: so geschiehet solches, wegen der guten Meynung, die man von seinen Lesern hat.

Bey Lesung solcher Bücher, die von Anhängern einer Partey, oder einer geheimen Verbindung sind geschrieben worden, ist man der Unbequemlichkeit ausgesetzet, daß man selten darinn die Wahrheit antrift. Die Begebenheiten sind verstellet, und die beyderseitigen Gründe nicht in ihrer völligen Kraft, noch mit gehöriger Richtigkeit angeführet. Man muß, welches die größte Geduld endlich ermüdet,

ei-

eine große Anzahl harter und anzüglicher Redensarten lesen, mit welchen diese erhabene Männer sich einander belegen; und also wegen eines streitigen Lehrpunktes, oder wegen einer zweifelhaften Begebenheit, einen persönlichen Zank mit einander anfangen. Dergleichen Schriften haben indessen das besonders, daß sie weder den bewundernswürdigen Abgang, den sie eine Zeitlang haben, noch die gänzliche Vergessenheit verdienen, in welche sie gerathen, wenn das Feuer gelöschet und die Zerrüttung gestillet ist. Sie sind wie Kalender vom vorigen Jahre.

Der Ruhm, oder die Verdienste gewisser Leute bestehen darinn, daß sie schön schreiben, und Anderer, daß sie gar nicht schreiben.

Seit zwanzig Jahren schreibet man regelmäßig. Man ist ein Sklave der Wortfügung. Man hat die Sprache mit neuen Wörtern bereichert; das Joch der lateinischen abgeschüttelt, und ein reines Französische eingeführet. Man hat beynahe den rednerischen Wohlklang wieder gefunden, den Malherbe und Balzac zuerst gefunden, die folgenden Schriftsteller aber wieder vernachläßiget hatten. Man hat endlich so viel Ordnung und Nettigkeit in der Sprache eingeführet, als solche nur erlauben wollen; und dieß wird uns unvermerkt auch dahin bringen, daß wir witzig schreiben werden.

Es giebet gewisse Künstler und geschickte Männer, deren Witz eben so weitläuftig ist, als die Kunst und Wissenschaft, die sie treiben. Sie erstatten ihr, durch ihre Geschicklichkeit und Erfindungen, dasjeni-

nige reichlich, was sie von ihr und ihren Grundsätzen entlehnet hatten. Sie verlassen die Kunst, um sie edler zu machen: Sie entfernen sich von den Regeln derselben, wenn solche sie nicht zum Großen und Erhabenen führen. Sie gehen allein und ohne Führer. Sie steigen sehr hoch und dringen weit durch; allein sie sind jederzeit sicher; und werden durch die glücklichen Vortheils, die sie zuweilen aus der Unregelmässigkeit ziehen, noch mehr aufgemuntert. Leute von einem richtigen, sittsamen und gemäßigten Witze, können es solchen Männern nicht gleich thun. Sie bewundern sie nicht, sie verstehen sie nicht einmal, und können sich also noch weniger entschlüssen, ihnen nachzuahmen. Sie bleiben in ihrer Sphäre ganz richtig. Sie schwingen sich bis zu einer gewissen Höhe, die ihrer Fähigkeit und Einsicht Schranken setzet. Sie dringen nicht weiter, weil sie nichts mehr vor sich sehen; sie sind höchstens die Ersten in der zweyten Klasse, und im Mittelmäßigen fürtreflich.

Es giebet gewisse untere und niedere Geister, wenn ich sie so nennen darf, die nichts weiter zu seyn scheinen, als eine Sammlung, ein Register und ein Vorrathshaus der Werke Anderer. Sie sind Ausschreiber, Uebersetzer, Sammler. Sie denken nicht, sondern sagen, was Andere gedacht haben. Ja, da die Wahl der Gedanken eine Erfindung ist, ihr Geschmack aber schlecht und unrichtig ist: so sind sie mehr bedacht, viele, als fürtrefliche Sachen zusammen zu tragen. Sie haben nichts eigenes; sie wissen nichts mehr, als was sie gelernet haben; und sie lernen, was die ganze Welt nicht wissen will; nemlich eine leere, trockene, von aller Anmuth und von

al-

allem Nutzen entblößte Wissenschaft, die weder zum Umgange, noch zu den gewöhnlichen Unterredungen tauget, und einer Münze gleichet, die im Handel und Wandel nicht gilt. Man erstaunet über ihre Belesenheit, und verspühret zugleich über ihre Werke und Gespräche einen Eckel. Dieß sind diejenigen Leute, welche von den Großen und vom Pöbel mit den Gelehrten verwechselt, von klugen Leuten aber für Pedanten gehalten werden.

Oft wird die Critick nicht als eine Wissenschaft, sondern als ein Handwerk getrieben, zu welchem mehr Gesundheit, als Verstand, mehr Arbeitsamkeit, als Fähigkeit, mehr Gewohnheit, als Genie erfordert wird. Wenn solche Leute sich damit abgeben, die mehr Belesenheit, als Urtheilskraft besitzen, und wenn sie sich dabey auf gewisse Stücke erstrecket, so verdirbet sie sowohl den Leser, als den Schriftsteller.

Solchen Schriftstellern, die nur zum abschreiben geboren sind, und sich, aus gar zu großer Bescheidenheit, ein Muster vorsetzen, nach welchem sie ihre Arbeiten einrichten wollen; solchen rathe ich aus gutem Herzen, daß sie dazu nur solche Werke erwählen, in welchen Witz, Einbildungskraft, ja gar Gelehrsamkeit anzutreffen ist. Wenn sie es gleich ihren Urbildern nicht gleich thun: so werden sie sich wenigstens denselben nähern, und es dahin bringen, daß man sie lieset. Dagegen müssen sie sich sorgfältig hüten, solchen Schriftstellern nachzuahmen, die aus einem innerlichen Triebe schreiben, die Sprache des Herzens reden, welches ihnen selbst die Ausdrücke und Zierrathen an die Hand giebet, und das, was

sie auf dem Papier ausdrücken, so zu sagen aus ihrem Inneren ziehen. Dieß sind gar zu gefährliche Muster für diejenigen, die sich unterstehen, ihnen zu folgen; indem solche dadurch mehrentheils ins Frostige, Niederträchtige und Lächerliche fallen. Fürwahr! ich würde über einen Menschen lachen, der in allem Ernste den Ton meiner Stimme nachahmen, und sich bemühen wollte, mir von Gesichte gleich zu seyn.

Ein geborner Christ und Franzose ist in der Satire eingeschränket. Die grossen Gegenstände sind ihm verboten. Zuweiln machet er von ihnen den Anfang, und wendet sich hernach zu geringern Dingen, die er durch sein schönes Genie und durch seine schöne Schreibart zu erheben weis.

Man muß die leere und kindische Schreibart vermeiden, aus Furcht, dem Dorillas und H. ndburg gleich zu werden. In gewissen Schriften hingegen kann mans wagen, gewisse Ausdrücke und versetzte Redensarten anzubringen, die lebhaft schildern; und diejenigen bedauren, die nicht einsehen, was für ein Vergnügen es ist, solche zu gebrauchen und zu verstehen.

Wer bey Verfertigung seiner Schriften nur auf den Geschmack seiner Zeiten siehet, der ist mehr für seine Person, als für seine Schriften besorget. Man muß allemal nach der Vollkommenheit streben. Alsdenn wird uns die Nachwelt die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die uns zuweilen von unsern Zeitgenossen versaget wird.

Da

Da muß man nichts lächerliches zu finden vermeynen, wo nichts lächerliches vorhanden ist. Denn dadurch verdirbet man seinen Geschmack, und sowohl seine, als anderer Urtheilskraft. Wo es aber ist, da muß man es sehen, es mit Anständigkeit, und auf eine solche Art aufzudecken suchen, die angenehm und zugleich lehrreich ist.

Horaz und Despreau haben solches schon gesaget. Das weiß ich. Ich sage es aber auch. Kann ich nicht eine Wahrheit denken, die sie gedacht haben, und die Andere nach mir denken werden.

---

# Das zweyte Hauptstück.

## Von den persönlichen Verdiensten.

Wer sollte wohl, wenn er gleich die seltensten Gemüthsgaben, und die fürtreflichsten Verdienste besitzet, von seinem geringen Werthe nicht überzeuget werden, wenn er betrachtet, wie er bey seinem Absterben eine Welt hinterlässet, die seinen Abgang nicht einmal inne wird, und in welcher sich sich so viel Leute finden, um seine Stelle zu ersetzen.

Bey vielen hat nur blos ihr Name etwas zu bedeuten. Betrachtet man sie in der Nähe: so wollen sie weniger, als nichts sagen. Von weiten blenden sie uns.

So überzeuget ich auch bin, daß ein Jeder von denen, die man zu den verschiedenen Bedienungen erwählet, nach seinen Kräften, und nach seinem Berufe, das Seinige thut; so getraue ich mir doch zu behaupten, daß auf der Welt viele bekannte, und unbekannte Personen seyn mögen, die man nicht befördert, die es aber noch besser machen würden. Das bewundernswürdige Glück gewisser Leute, die ein bloßer Zufall befördert hat, und von denen man eben nicht große Dinge erwarten durfte, hat mich auf diese Meynung gebracht.

Wie viel fürtrefliche Männer sind gestorben, die die schönsten Gaben besaßen, ohne daß man von ihnen gesprochen hat? Wie viel leben noch, von denen man nicht spricht, und auch nicht sprechen wird.

Was für entsetzliche Mühe kostet es nicht einem Menschen, der weder Herolde seiner Verdienste, noch einen geheimen Anhang hat, durch welchen er sich in die Höhe schwingen könnte, sondern verlassen ist, und zu seiner ganzen Empfehlung nichts weiter besitzet, als Verdienste, durch die Dunkelheit in der er sich befindet, durchzubrechen, und bis zur Bekanntschaft eines Gecken zu dringen, der in Ansehen stehet.

Die Verdienste eines andern wird fast Niemand von selbsten gewahr.

Die Menschen sind gar zu sehr mit sich selbst beschäftiget, als daß sie Zeit hätten, Andere zu erforschen, und kennen zu lernen. Dahero kommet es,

daß

daß man, ungeachtet seiner großen Verdienste, und seiner noch größern Bescheidenheit, lange Zeit unbekannt bleibet.

Manchem mangelt es an Geschicklichkeit, und an großen Gaben; manchem fehlet es nur an Gelegenheit. Einige verdienen wegen dessen, was sie gethan haben, und Andere, wegen dessen, was sie würden gethan haben, gelobet zu werden.

Leute, die Verstand haben, sind nicht so selten zu finden, als solche, die sich ihres Verstandes bedienen, oder den Verstand anderer anzuwenden, und solchen zu gebrauchen wissen.

Es giebet mehr Handwerksgeräthe, als Handwerksleute; und unter diesen letzten mehr schlechte, als fürtrefliche. Was denket man von demjenigen, der mit der Säge hobeln, und mit dem Hobel sägen will?

Keine Handthierung auf der Welt ist beschwerlicher, als sich einen großen Namen zu erwerben. Man stirbet, wenn man kaum mit dem ersten Grundrisse von seinem Werke fertig ist.

Egesipp hält um eine Bedienung an. Was soll man mit ihn anfangen? Soll man ihm beym Finanz-Wesen, oder beym Kriegsheere, anbringen? Dieß ist gleich viel. Der Eigennutzen allein muß den Ausschlag geben. Er ist eben so geschickt, mit Geld umzugehen, und eine Rechnung zu führen, als das Gewehr zu tragen. Seine Freunde sagen: er ist zu

allem geschickt, das heißt, er hat zu einer Sache nicht mehr Geschicklichkeit, als zur andern; oder um es mit andern Worten zu geben, er tauget zu nichts. So gehet es. Die mehresten Menschen denken in ihrer Jugend nur an sich selbst; und werden durch Trägheit oder Wollüste verdorben. Wenn sie älter werden: so stehen sie in dem falschen Wahne, daß da sie unbrauchbar geworden, und an den Bettelstab gerathen sind, der Staat verbunden sey, sich ihrer anzunehmen, und sie zu versorgen Sie machen sich die sehr wichtige Regel selten zu nutz, daß die Menschen die ersten Jahre ihres Lebens anwenden sollen, es durch ihre Wissenschaften und Arbeiten dahin zu bringen, daß der Staat ihrer Einsichten, und ihrer Hülfe nicht entbehren könne, sondern sie als einen höchstnöthigen Theil des ganzen Gebäudes betrachten, und also seines eigenen Nutzens halber bedacht seyn müße, ihr Glück zu machen, oder sie weiter zu befördern.

Wir müßen uns bestreben, uns zu einer Bedienung vollkommen geschickt zu machen. Das Uebrige gehet uns nichts an, dafür müßen andere sorgen.

Man muß sich entweder durch solche Dinge empor schwingen, die nicht im geringsten von Andern, sondern einzig und allein von uns selbst abhangen, oder man muß der Begierde sich empor zu schwingen, entsagen. Diese Lehre ist unschätzbar. Sie gleichet in der Ausübung einer nie versiegenden Quelle. Sie ist den Geringen, den Tugendhaften, und denen, die Verstand haben, sehr nützlich. Sie machet sie zu Herren ihres Glücks, oder ihrer Ruhe. Den Großen hingegen ist sie schädlich. Sie würde die Zahl derer-

jenigen, die ihnen die Aufwartung machen, oder vielmehr die Zahl ihrer Sklaven vermindern. Sie würde sie um ihren Troz, und um einen Theil ihres Ansehens bringen; und sie nöthigen, sich an ihrer leckerhaften Tafel, und an ihrem glänzenden Aufzuge zu begnügen. Sie würde sie des Vergnügens berauben, welches sie daran finden, daß sie sich bitten, flehen, überlaufen, und andere warten lassen; daß sie etwas abschlagen, oder versprechen, und nicht halten. Sie würde ihrer Neigung hinderlich seyn, die sie zuweilen daran haben, daß sie Thoren empor heben, und Verdienste, wenn sie solche ja haben kennen gelernet, unterdrücken. Sie würde die geheimen Verbindungen, die listigen Ränke, die Niederträchtigkeit, Schmeicheley, und Betrügerey vom Hofe verbannen. Sie würde aus einem ungestümmen, und durch Bewegungen und Ränke beunruhigten Hofe, ein Lustspiel, oder Trauerspiel machen, bey welchem kluge Leute nur Zuschauer seyn würden. Sie würde den verschiedenen Ständen der Menschen eine gehörige Würde ertheilen, und auf dem Gesichte derselben die Heiterkeit ausbreiten. Sie würde die Freyheit derselben vermehren; und sowohl die natürliche Geschicklichkeit, als den Fleiß und die Fertigkeit in der Arbeit erwecken. Sie würde sie zum Nacheifer, zur Ruhmbegierde, und zur Liebe zur Tugend anreizen. Sie würde aus den niederträchtigen, unruhigen, unnützen, und oft dem Staate zur Last gereichenden Höflingen, kluge Haushälter, oder fürtrefliche Hausväter, redliche Richter, oder große Feldherren, Redner, oder Weltweise machen; und ihnen keine andere Unbequemlichkeit verursachen, als daß sie ihren Erben vielleicht wenigere Schätze, aber destomehr fürtrefliche Beyspiele hinterließen.

Es gehöret viel Standhaftigkeit und ein großer Geist dazu, wenn man allen Ehrenstellen und Würden entsagen, sein Leben in Ruhe zubringen, und sich aller Geschäfte entschlagen will. Fast Niemand hat Verdienste und Kenntniße genug, diese Rolle mit gehörigem Anstande zu spielen, und die Zeit ohne dasjenige zuzubringen, was der Pöbel Geschäfte nennet. Dem Müßiggange des Weisen fehlet indessen nichts, als ein besserer Name. Man dörfte nur, das Nachsinnen, Reden, Lesen, und die Ruhe, arbeiten nennen.

Ein verdienstvoller Mann, der in Ehrenstellen sitzet, ist wegen seiner Eitelkeit niemals beschwerlich. Er trotzet nicht sowohl auf die Ehrenstelle, die er bekleidet. Er wird vielmehr durch eine größere Ehrenstelle gedemüthiget, die er nicht besitzet, aber zu verdienen glaubet. Er ist unruhig, aber nicht stolz. Er verachtet nicht die Andern; er denket nur an sich selbst.

Einem verdienstvollen Manne kommet es schwer an, den Großen beständig seine Aufwartung zu machen. Es hat dieß aber eine ganz andere Ursache, als man gemeiniglich dafür hält. Ein solcher Mann besitzet eine große Bescheidenheit; und diese erlaubet ihm nicht zu denken, daß er den Großen das geringste Vergnügen verursachet, wenn er ihnen alle Augenblicke entgegen kommet, sich ihren Augen darstellet, und sich ihnen aller Orten zeiget. Er glaubet vielmehr, daß er ihnen dadurch beschwerlich fället. Alle Gründe, welche ihm die Gewohnheit, und seine Schuldigkeit, an die Hand geben, können ihn kaum bewegen, sich ihnen von Zeit zu Zeit zu zeigen. Derjenige hingegen, der von sich selbst eine gute Meynung

heget, und vom gemeinen Haufen ein Ruhmräthiger genennet wird, mag sich ihnen gerne zeigen. Er machet den Großen mit so viel größerer Zuversicht seine Aufwartung; weil er sich nicht einbilden kann, daß sie von seiner Person anders denken können, als er von sich selbst denket.

Ein ehrliebender Mann belohnet sich selbst, wegen der genauen Beobachtung seiner Pflicht, durch das Vergnügen, welches er daran findet. Er betrachtet die Lobsprüche, Hochachtung und Dankbarkeit, die ihm zuweilen fehlschlagen, mit gleichgiltigen Augen.

Wenn es mir erlaubet wäre, zwischen zween ganz ungleichen Ständen eine Vergleichung anzustellen: so wollte ich sagen, daß ein beherzter Kriegsmann, bey Erfüllung seiner Pflichten eben so denket, als ein Schieferdecker: Weder dieser noch jener setzet sein Leben muthwillig in Gefahr. Sie lassen sich aber auch durch die Gefahr nicht abschrecken. Sie betrachten den Tod, als eine mit ihrem Gewerbe verknüpfte Unbequemlichkeit, niemals aber als eine Hinderniß. Daher bildet sich jener damit, daß er in den Laufgräben gewesen ist, ein Aussenwerk erobert, oder eine Festung erstiegen hat, eben so wenig ein, als dieser damit, daß er auf hohe Dächer gestiegen, oder auf der Spitze der Thürme geklettert ist. Beyde sind nur bedacht, das Ihrige zu thun; da indessen ein Pralhans sich alle Mühe giebet, daß die Leute von ihm sagen sollen, wie er das Seinige gethan habe.

Was der Schatten bey den Gemälden wirket, das wirket die Bescheidenheit bey den Verdiensten.

Sie ertheilet ihnen die rechte Stärke und Schönheit.

Ein schlechtes äusserliches Ansehen ist gleichsam das Kleid gemeiner Menschen. Es ist nach ihrem Körper abgemessen und zugeschnitten. Für diejenigen hingegen ist es ein Schmuck, die ihr Leben durch große Thaten berühmt gemacht haben. Sie gleichen einem schönen Frauenzimmer, welches den Putz vernachläßiget, und dadurch desto reizender wird.

Gewisse Leute, die wegen eines Unternehmens, oder wegen eines Werks, welches ihnen eben nicht mislungen ist, mit sich selbst zufrieden sind; und gehöret haben, daß die Bescheidenheit grossen Männern wohl anstehet, unterstehen sich, bescheiden zu seyn; ahmen das Einfältige und Natürliche nach, und gleichen Leuten von mittelmäßiger Grösse, die sich bücken, wenn sie durch eine Thüre gehen, aus Furcht, daß sie sich nicht stossen mögten.

Ihr Sohn stammlet; lassen Sie ihn also ja kein Redner werden. Ihre Tochter liebet die Welt; machen Sie also aus ihr keine Vestalinn. Xantus ihr Freygelassener ist zaghaft und furchtsam; säumen Sie also nicht, ihn aus dem Kriege zurück zu rufen. Ich will ihm forthelfen, sagen Sie. Gut! überhäufen sie ihn mit Schätzen, Gütern, Würden, und Ehrenstellen. Bedienen Sie Sich der Zeit. Wir leben in einem Jahrhunderte, wo ihm diese Dinge mehr Ehre bringen, als die Tugend. Wie? Sie fürchten, daß Ihnen solches zu viel kosten werde? Ist dieß ihr Ernst Krassus? Wissen Sie nicht, daß sie nur einen

Trop-

Tropfen Wasser aus der Tyber schöpfen? um Xantus, ihren Liebling, reich zu machen; und also den schimpflichen Folgen vorzubeugen, die aus einer übel erwählten Lebensart auf ihn zurückfallen würden.

Bey Erwählung seiner Freunde muß man einzig und allein auf die Tugend sehen, ohne sich in eine Untersuchung ihres guten oder schlechten Glücks einzulassen. Wenn man sich für fähig hält, daß man sie auch in Widerwärtigkeit nicht verlassen werde: so kann man kühnlich und zuversichtlich, auch alsdenn seine Freundschaft fortsetzen, wenn sie zu dem höchsten Glücke gelanget sind.

Da es so gewöhnlich ist, daß man von seltenen Sachen gerühret wird, wie kommet es denn, daß die Tugend uns so wenig rühret.

Wenn es ein Glück ist, von vornehmer Herkunft abzustammen: so ist es nicht ein minderes Glück, solche Eigenschaften zu besitzen, daß die Andern sich nicht einmal erkundigen, ob man von vornehmer Herkunft sey.

Es lassen sich von Zeit zu Zeit gewisse seltene und ausgesonderte Menschen blicken, deren Tugenden uns blenden, und deren erhabene Eigenschaften einen bewundernswürdigen Glanz von sich werfen; gleich denen ungewöhnlichen Sternen, die man nicht kennet, und von denen man noch weniger weis, wo sie bleiben, wenn sie verschwinden. Sie haben weder Ahnherren noch Nachkommen. Sie allein machen ihr ganzes Geschlecht aus.

Ein richtiger Verstand lehret uns unsere Pflichten kennen, und zeiget uns unsere Verbindlichkeit, solche zu erfüllen. Ereignet sich dabey Gefahr: so flösset er uns Herzhaftigkeit ein, oder ersetzet solche.

Wenn man in einer Kunst fürtreflich ist, und solche zu der Vollkommenheit bringet, deren sie fähig ist: so entfernet man sich in gewisser Maaße von derselben, und schwinget sich bis zu dem edelsten und erhabensten. Vignon ist ein Maler, Colasse ein Tonkünstler, und der Verfasser des Piramus, ein Dichter. Mignard aber ist Mignard, Lully ist Lully, und Corneille ist Corneille.

Ein Mensch, der frey ist, und keine Frau hat, kann sich, wenn er einigen Verstand besitzet, über sein Glück erheben, sich in die Welt wagen, und mit den angesehensten Leuten in gleichem Range gehen. Einem Verheyratheten aber gehet solches nicht leicht von statten. Es scheinet, daß der Ehestand einen Jeden in seinen gehörigen Stand setzet.

Nach den persönlichen Verdiensten ertheilen hohe Ehrenstellen und Würden den Menschen den grössesten Glanz und Vorzug; und wer kein Erasmus seyn kann, muß trachten, Bischof zu werden. Einige überhäufen sich, um ja ihren Ruhm recht auszubreiten, mit Ordensbändern, Erzbischofthümerm, und Purpur. So gar die dreyfache Krone würde ihnen nöthig seyn. Was hat aber Benignus nöthig, Kardinal zu seyn?

"Das

"Das Gold, saget man, glänzet auf den Kleidern „Philemons.„ Gut! es glänzet auch in den Laden der Kaufleute. „Er ist beständig in schöne Zeuge „gekleidet. Sind denn diese Zeuge in den Kram„laden, und im ganze Stücke nicht so schön? „Ja! „aber die Stückerey und Einfassung ertheilen den„selben einen neuen Pracht.„ Ich lobe also die Arbeit des Künstlers. „Wenn man ihn fraget, was „die Uhr ist: so ziehet er eine Uhr heraus, die ein „Meisterstück ist. Das Stichblat an seinem Degen „bestehet aus einem Onixe. Er träget am Finger „einen grossen Diamanten, der fürtreflich spielet. Es „mangelt ihm nichts von allen den artigen Kleinig„keiten, die man, sowohl zum Staate, als zum Ge„brauche, bey sich führet; uud er sparet nichts, um so „geputzet zu erscheinen, als ein junger Mensch, der „eine alte Frau geheyrathet hat.„ Ich werde endlich neugierig. Man muß so schöne Sachen wenigstens sehen. Schicken sie mir also die Kleider und Edelgesteine des Philemons. Die Person selbst mag ich nicht sehen.

Du irrest dich, Philemon, wenn du glaubest, daß man dich wegen deiner glänzenden Kutsche, wegen der sechs Böster, die dich fortziehen, und wegen der grossen Anzahl nichtswürdiger Kerls, die dir folgen, höher schätzet. Man entfernet diesen fremden Aufzug von dir; man dringet bis zu deiner Person; und siehet, daß du ein Geck bist.

Dem, der viele Bedienten hält, reiche Kleider hat, und einen prächtigen Aufzug machet, muß man es zuweilen verzeihen, daß er sich einbildet, von vorneh-

me-

merer Geburt zu seyn, und mehr Verstaud zu haben, als Andere. Er lieset solches denen, die mit ihm sprechen, aus den Augen, und erkennet es aus ihrem Betragen.

Ein Mann, der einen langen Mantel von Seide, oder Holländischem Tuche, eine breite Scherfe, die ihm hoch am Leibe sitzet, Schuhe und Platmützen von feinem Korduan, einen schönen und wohlgestalten Kragen, und gekräuselte Haare träget; der ein frisches Aussehen hat, und sich überdem einiger metaphysischen Erklärungen erinnert; der das Licht der Ehre zu erklären, und genau zu bestimmen weis, wie man GOtt siehet; ein solcher Mann heisset bey Hofe, und oft auch in der Stadt ein Doctor. Ein demüthiger Mann hingegen, der beständig in seiner Studier-Stube sitzet, und sein ganzes Leben überdenket, suchet, erforschet, lieset, und schreibet, heißt ein gelehrter Mann.

Bey uns ist ein Soldat tapfer, und ein Mann von der Feder gelehrt. Weiter gehen wir nicht. Bey den Römern hingegen war ein Mann von der Feder tapfer, und der Soldat gelehrt. Ein Römer war also beydes, sowohl ein Soldat, als ein Gelehrter.

Ein Held scheinet nur zu einer Handthierung, nemlich zum Kriege, ein grosser Mann hingegen zu allem geschickt zu seyn; sowohl zur Feder, als zum Degen, zu Staatssachen, und zum Hofmanne. Beyde zusammen aber sind nicht soviel werth, als ein frommer Mann.

Es ist sehr schwer, den Unterschied zwischen einem Helden, und einem grossen Manne, im Kriege genau zu bestimmen. Alle Eigenschaften, die zu einem Soldaten erfordert werden, bilden sowohl jenen, als diesen. Indessen scheinet es, daß der Erste jung, kühn, tapfer, in Gefahren standhaft, und unerschrocken seyn; der Andere hingegen einen erhabenen Verstand, eine weitläuftige Fähigkeit, eine grosse Vorsichtigkeit, und eine lange Erfahrung besitzen müsse. Vielleicht war Alexander nur ein Held, Cäsar aber ein grosser Mann.

Aemil brachte alle die Eigenschaften mit auf die Welt, welche die größten Männer nicht anders erlangen, als durch viel Regeln, Nachdenken, und Uebung. Er durfte in seinen ersten Jahren nur den Gaben folgen, die ihm die Natur verliehen hatte; und sich seinem Genie überlassen. Er that und wirkete bereits, ehe er es noch wußte, oder er wußte vielmehr, was er niemals gelernet hatte. Wird man wohl glauben, daß verschiedene Siege, die er erfochte, die Spiele waren, wovon er sich in seiner Kindheit ergetzete? Die Thaten, die er in seiner Jugend verrichtet hat, würden hinlänglich seyn, einen alten Feldherrn berühmt zu machen, der sein ganzes Leben über ausserordentlich glücklich gewesen wäre, und eine grosse Erfahrung erworben hätte. Er ließ nachher keine Gelegenheit vorbeygehen, die sich zu neuen Siegen darbot. Ja, seine Tapferkeit und sein Glücks-Stern wußten solche Gelegenheiten herbeyzuschaffen, die nicht vorhanden waren. Er ist sowohl wegen der Thaten, die er gethan hat, als wegen derer, die er hätte thun können, bewundernswürdig. Man be-

betrachtete ihn, als einen Mann, der nicht fähig war, dem Feinde zu weichen, und unter der überlegenen Anzahl, oder unter den Hindernissen zu erliegen; als einen Geist erster Größe, der voller Einsichten war, sich allezeit zu helfen wußte, und da noch alles sah, wo kein Anderer mehr was sah; als einen Mann, der, wenn er sich an der Spitze eines Heeres befand, ein sicherer Vorbote des Sieges, der allein mehr als viele Heere werth, groß im Glücke, und noch grösser in Widerwärtigkeiten war. Eine aufgehobene Belagerung, ein Rückzug, haben ihn berühmter gemacht, als seine Triumphe, ja berühmter, als seine gewonnene Schlachten, und eroberte Städte. Seine Bescheidenheit war so groß, als sein erworbener Ruhm. Er sagte, ich floh, mit eben derselben Freymüthigkeit und Anmuth, als, wir schlugen den Feind. Er hatte sich dem Staate, seiner Familie, und dem Haupte derselben gewidmet. Er war aufrichtig gegen GOtt, und gegen die Menschen. Er bewunderte die Verdienste so, als wenn sie ihm nicht so eigen und so bekannt gewesen wären. Kurz! er war ein rechtschaffener, aufrichtiger, und großmüthiger Mann, dem nichts, als die geringeren Tugenden fehleten.

Die Kinder der Götter sind, wenn ich so sagen darf, von den Regeln der Natur befreyet, und eine Ausnahme von denselben. Sie erwarten von der Zeit, und von den Jahren fast nichts. Die Verdienste kommen bey ihnen dem Alter zuvor. Sie kommen bereits unterrichtet auf die Welt; und sind vollkommene Menschen, ehe gemeine Menschen die Kindheit zurück geleget haben.

Die Kurzsichtigen, ich will sagen, die eingeschränkte, und in ihre kleine Sphäre eingeschlossene Geister, können nicht begreifen, wie bey einigen alle Gaben vereiniget seyn können. Wo sie das angenehme erblicken, da schliessen sie das Gründliche aus; und wo sie die Vorzüge des Körpers, nemlich Hurtigkeit, Geschmeidigkeit, und Geschicklichkeit antreffen, da wollen sie die Gaben der Seele als Gründlichkeit, Einsicht, und Weisheit nicht zugestehen. Sie verschweigen in der Geschichte des Sokrates, daß er getanzet hat.

Es giebet nicht leicht einen so vollkommenen, und den Seinigen so unentbehrlichen Mann, der nicht etwas an sich hätte, weshalben man seinen Verlust weniger bedaure.

Ein verständiger Mann, der von einem aufrichtigen, und redlichen Gemüthe ist, kann doch zuweilen in Fallstricke gerathen. Er denket nicht, daß Jemand ihm solche zu legen trachtet, und ihn zu hintergehen suchet. Diese Zuversicht ist schuld, daß er nicht so vorsichtig ist; und die Spötter wissen sich solches zu nutz zu machen. Diejenigen aber, die ihn zum zweytenmale hintergehen wollen, kommen zu kurz. Er wird nur einmal betrogen.

Ist man billig: so wird man sich sorgfältig hüten, jemanden zu beleidigen, und am wenigsten einen Mann, der Verstand hat, wenn man sein Bestes im geringsten versiehet.

Unsere geringsten, gleichgiltigsten, und unver-

merk-

merklichsten Handlungen, sind hinlänglich, unsern Karackter zu entdecken. Ein Thor kommet, gehet fort, setzet sich, stehet auf, schweiget, und stehet, auf eine andere Art, als ein vernünftiger Mann.

Mopsen kenne ich aus einem Besuche, den er bey mir abstattete, ohne, daß er mich kannte. Er bittet Leute, die er nicht kennet, ihn zu Andern zu führen, die ihn eben so wenig kennen. Er schreibet an Frauenzimmer, die ihm kaum von Ansehen bekannt sind. Er schleichet sich in eine Versammlung ehrwürdigen Personen ein, die nicht wissen, wer er ist. Er fänget an zu sprechen, ohne zu warten, bis man ihn fraget, und ohne zu bemerken, daß er andern in die Rede fället. Er spricht viel, und alles, was er saget, ist lächerlich. Ein andermal kommet er in eine Versammlung, und setzet sich erst wo nieder, ohne auf die Andern, und auf sich selbst zu sehen. Man vertreibet ihn von einer Stelle, die vor einen Staatsrath bestimmet ist, und er setzet sich auf den Stuhl eines Herzogs, oder Pairs; so, wie ein Hund, wenn man ihn vom königlichen Stuhle verjagt, auf die Kanzel springet. Die ganze Gesellschaft lachet über ihn; er allein bleibet ernsthaft, und lachet nicht. Er siehet die ganze Welt mit gleichgiltigen Augen an. Er kennet keine Bestürzung, und keine Schaam; und erröthet eben so wenig, als ein Thor.

Celsus ist von mittelmäßigem Range; allein die Großen mögen ihn wohl leiden. Er ist nicht gelehrt; er gehet aber mit Gelehrten um. Er hat wenig Verdienste; allein, er kennet Leute, die sehr viel Verdienste besitzen. Er ist nicht geschickt; er

hat

hat aber eine Zunge, die ihm statt eines Dollmetschers dienen kann; und Füße, die ihn von einem Orte zum andern tragen. Er ist geboren zum kommen und weggehen, Vorschläge anzuhören, und solche zu hinterbringen; weiter zu gehen, als ihm aufgetragen worden, und sich also Verweise zuzuziehen; Leute zu vereinigen, die sich gleich beym ersten Anblicke entzweyet hatten; in einem Geschäfte glücklich, und in tausend unglücklich zu seyn; den Ruhm eines glücklichen Ausganges sich zuzueignen, und die Schuld eines fehlgeschlagenen Unternehmens auf Andere zu wälzen. Er weis alle bekannte Neuigkeiten, und alle lustige Histörchens, die in der Stadt vorgefallen sind. Er thut nichts, er saget, und höret nur, was Andere thun. Er ist eine lebendige Zeitung. Er weis alle Heimlichkeiten der Familien. Er erforschet die größten Geheimnisse. Er erzählet, warum jenem der Hof verboten, und dieser wieder zurück geruffen worden. Er weis den Grund und die Ursachen der Uneinigkeit zwischen zween Brüdern und der Mishelligkeit zwischen zween Staatsräthen. Hat er nicht jenen die traurigen Folgen ihres Misverständnisses vorher gesaget? Hat er diesen nicht prophezeihet, daß ihre Eintracht nicht lange währen würde? War er nicht dabey, als gewisse Worte gesprochen wurden? Suchte er nicht, sie zu vergleichen? Wollte man ihm glauben? Wollte man ihn hören? Wem erzählen Sie diese Sachen? Wer hat an allen diesen Ränken des Hofes mehr Antheil gehabt, als Celsus? Wenn es nicht an dem wäre, wenn es ihm wenigstens nicht geträumet hätte, oder er es sich einbildete, würde er es wohl sagen? Würde

er wohl so geheimnißvoll thun, als ein zurückgekommener Gesandter.

Menipp ist ein mit fremden Federn gezierter Vogel. Er redet nicht; er denket nicht; er wiederhohlet nur die Reden und Gedanken Anderer. Er weis sich des Verstandes derselben so natürlich zu bedienen, daß er dadurch am ersten hintergangen wird; und oft glaubet, seine Meynung vorzutragen, und seine Gedanken zu eröfnen, da er doch nichts weiter ist, als das Echo dessen, von dem er eben kommet. Eine Viertelstunde lang ist er ganz gesetzt; allein hernach sinket er, schläget aus der Art, verlieret den wenigen Glanz, den sein Bischen Gedächtniß ihm ertheilete, und leget seine Einfalt an den Tag. Er allein weis nicht, wie weit er von dem Erhabenen und Heldenmüthigen entfernet ist. Da er nicht begreifen kann, wie weit es der menschliche Verstand zu bringen vermag: so glaubet er ganz treuherzig, daß das Bischen Verstand, was er besitzet, alles sey, was die Menschen haben können. Er giebet sich daher das Ansehen eines Menschen, der in diesem Stücke nichts mehr verlanget, und keinen beneiden darf. Er redet öfters mit sich selbst, und nimmt sich dafür nicht in acht, so, daß die Vorbeygehenden es bemerken. Es lässet, als wenn er eine Parthey ergreifen, oder entscheiden will, wie wider diese oder jene Sache nichts einzuwenden sey. Grüßet man ihn, so stutzet er, und bedenket sich, ob er danken soll, und ehe er sich entschließet, ist der andere weit weg. Seine Eitelkeit hat ihn zum ehrlichen Manne gemacht, ihn über sich selbst erhoben, und dazu gemacht,

macht, was er vorher nicht war. So bald man ihn siehet, so erkennet man schon, daß er nur mit seiner Person beschäftigt ist; daß er weis, wie ihm alles wohl lässet, und sein Anzug ausgesucht ist; daß er glaubet, wie Jedermann die Augen auf ihn richtet, und die Menschen sich einander ablösen, um ihn zu bewundern.

Wer einen Pallast hat, in welchem Gemächer für alle Jahreszeiten vorhanden sind, und doch nach Hofe kommet, und daselbst in einem kleinen Kämmerchen schläfet, der thut solches gewiß nicht aus Bescheidenheit. Ein Anderer, der keinen Wein trinket, und des Tages nur einmal isset, um seine schöne Gestalt nicht zu verderben, ist weder nüchtern, noch mäßig. Von einem Dritten, der einem armen Freunde, welcher ihn öfters ansprach, eine kleine Beyhülfe giebet, saget man nicht, daß er freygebig ist, sondern, daß er seine Ruhe erkaufet. Nur die Bewegungsgründe und Absichten bestimmen den Werth der menschlichen Handlungen; und die Uneigennützigkeit ertheilet ihnen die Vollkommenheit.

Die falsche Größe ist wild, und der Zutritt zu ihr hält schwer. Da sie ihre Schwäche einsiehet, so verbirget sie sich, oder zeiget sich wenigstens nicht gänzlich. Sie lässet nur so viel von sich sehen, als nöthig ist, um die Leute zu blenden, und das, was sie in der That ist, nämlich eine wahre Dürftigkeit des Geistes, nicht sehen zu lassen. Die wahre Größe hingegen ist freymüthig, leutselig, vertraut, und lässet sich auch zum Geringsten herab. Sie lässet sich rühren und lenken. Sie verlieret dadurch nichts,

daß sie sich in der Nähe zeiget. Je mehr man sie kennet, desto mehr bewundert man sie. Sie lässet sich aus Güte zu den Niedrigen herunter, und nimmt, ohne daß es ihr die geringste Mühe kostet, ihr natürliches Wesen wieder an. Sie giebet zuweiln alles hin, und begiebet sich ihrer Vorzüge. Sie ist aber allemal im Stande, solche wieder zurück zu nehmen, und sich ihrer zu bedienen. Sie lachet, sie scherzet, sie spielet, jedoch allemal mit Anständigkeit. Man nähert sich ihr frey, aber ehrerbietig. Ihr Karackter ist edel, aber ungezwungen. Er flößet Ehrerbietung und Vertrauen ein, und machet, daß Fürsten uns groß, ja sehr groß zu seyn scheinen, ohne, daß wir dabey merken, daß wir klein sind.

Der Weise geneset von der Krankheit des Ehrgeitzes, durch den Ehrgeitz selbst. Er strebet nach so großen Dingen, daß das, was man Ehrenstellen, Reichthümer, Glück und Gunst nennet, für ihn viel zu schlecht ist. Er wird an solchen geringen Vorzügen nichts gewahr, was gut und gründlich gnug wäre, um sein Herz daran zu hangen, und seine Sorgen und Begierden darauf zu richten. Er muß sich Gewalt anthun, daß er nicht gar zu viel verachtet. Das Einzige, was fähig wäre, ihn in Versuchung zu führen, ist diejenige Art der Ehre, die aus der reinen und unverfälschten Tugend erwachsen sollte. Allein, da die Menschen solche nicht leicht zu bewilligen pflegen, so begiebet er sich derselben.

Wer Andern Gutes thut, der ist gütig. Wenn er wegen des Guten, so er thut, leidet, so ist er sehr gütig. Wenn er von denenjenigen leiden muß, denen

er Gutes thut, so ist seine Güte so groß, daß sie nicht grösser seyn kann, als in dem Falle, wenn seine Leiden sich vermehren. Wenn er gar darüber stirbet, so kann seine Tugend nicht weiter gehen. Sie ist heldenmäßig, sie ist vollkommen.

## Das dritte Hauptstück.
## Vom Frauenzimmer.

Die Mannspersonen und das Frauenzimmer sind, wegen der Verdienste eines Frauenzimmers, selten einig. Ihr Nutzen ist dabey gar zu unterschieden. Die Frauenspersonen gefallen sich einander nicht, wegen eben der Annehmlichkeiten, die ihnen den Beyfall der Mannspersonen zuwege bringen. Tausend artige Manieren, die bey diesen die heftigsten Leidenschaften erregen, wirken bey jenen einen gegenseitigen Widerwillen und Haß.

Es giebet Frauenzimmer, die ihre Größe der Kunst zu danken haben. Sie setzen solche in die Art, die Augen herum zu drehen, den Kopf zu tragen, und die Füße zu stellen. Weiter gehet sie nicht. Sie besitzen dabey einen glänzenden Witz, der uns blendet, und den man hoch schätzet, weil man ihn nicht ergründet hat. Andere hingegen besitzen eine natürliche und ungekünstelte Größe, die weder von den Geberden, noch vom Gange abhänget, sondern aus dem Herzen ent-

entspringet, und gleichsam eine Folge ihrer hohen Geburt ist. Sie vereinigen solche mit ruhigen aber gründlichen Verdiensten, die von tausend Tugenden begleitet sind, welche sie mit aller ihrer Bescheidenheit nicht bedecken können, sondern die hervorstralen, und denen, die Augen haben, sichtbar werden.

Ich habe es angehöret, daß man wünschte, ein Mädchen, und zwar ein schönes Mädchen von dreyzehn bis zwey und zwanzig Jahren zu seyn, hernach aber eine Mannsperson zu werden.

Einige junge Frauenspersonen kennen die Vorzüge einer glücklichen Natur nicht hinlänglich. Sie sehen nicht ein, wie nützlich es ihnen seyn würde, sich an denselben begnügen zu lassen. Sie schwächen diese so seltene und vergängliche Geschenke des Himmels, durch gezwungene Manieren und durch schlechte Muster, die sie zur Nachahmung erwählen. Der Ton ihrer Stimme und ihr Gang sind entlehnet. Sie gewöhnen sich gewisse Geberden an, und zieren sich. Sie treten vor den Spiegel, um zu sehen, ob sie sich von ihrem natürlichen Wesen weit genug entfernen. Es kostet ihnen also keine geringe Mühe, daß sie weniger gefallen.

Ich muß gestehen, daß sich putzen und schminken beym Frauenzimmer nicht so viel heißet, als wider seine Meynung sprechen. Es ist auch mehr, als eine Verkleidung oder Vermummung. Denn hier will man nicht für dasjenige gehalten werden, was man zu seyn scheinet. Man suchet nur sich zu verbergen und unbekannt zu bleiben. Sich putzen und

schminken heißet nur: sich bemühen, Andere mit sehenden Augen zu hintergehen, und sich ein äußerliches Ansehen zu geben, welches man in der That nicht hat. Kurz! es ist eine Art von Lügen.

Ein Frauenzimmer muß man vom Fuße an, bis auf den Kopfputz, diesen ausgeschlossen, beurtheilen; beynahe eben so, wie man einen Fisch zwischen Kopf und Schwanz misset.

Wenn das Frauenzimmer nur in ihren eigenen Augen schön seyn, und nur sich allein gefallen will: so können sie in der Art, sich schöner zu machen, und in der Wahl ihrer Kleidung und ihres Kopfputzes, ihrem Geschmacke und Eigensinne folgen. Allein, wenn sie den Mannspersonen zu gefallen begehren, und sich derentwegen schminken und bemalen, so muß ich sie versichern, daß ich die Stimmen derselben gesammlet habe. Ich kündige ihnen also im Namen aller Mannspersonen, oder wenigstens des größesten Theils derselben, an, daß die weiße und rothe Schminke sie abscheulich und eckelhaft, und die rothe allein sie alt machet und verstellet; daß uns das Bleyweis auf ihrem Gesichte eben so sehr zuwider ist, als falsche Zähne im Munde, oder ausgefüllete Backzähne; daß wir alle Künsteleyen für nichtig erklären, die sie anwenden, um sich häßlich zu machen; ja an statt, daß wir GOtt davon Rechenschaft ablegen sollten: so glauben wir vielmehr, daß diese Kunstgriffe das letzte und untrüglichste Mittel sind, alle Liebe gegen das schöne Geschlecht aus unserm Herzen zu verbannen.

Wenn das Frauenzimmer von Natur so beschaffen wäre, wie sie durch ihre Künsteleyen werden; wenn sie in einem Augenblicke alle ihre frische Farbe verlören, und von Natur ein so feuriges, oder bleyfarbenes Angesicht hätten, als sie durch die Schminke bekommen, so würden sie untröstlich seyn.

Eine Buhlschwester lässet von der Begierde zu gefallen, und von der guten Meynung, die sie von sich selbst hat, nicht ab. Sie glaubet, daß die Jahre und Zeiten nur andere Frauenspersonen alt, und häßlich machen. Wenigstens vergißt sie, daß das Alter einem Menschen vor der Stirne geschrieben stehet. Eben derselbe Putz, der ihre Jugend verschönerte, verstellet endlich ihre Person, und machet die Mängel des Alters desto sichtbarer. Die Zärtlichkeit, und das gezwungene Wesen, begleitet sie bis zum Fieber, und zur Bahre. Sie stirbet im völligen Putze, und in bunten Bändern.

Lise höret, wie eine andere Buhlschwester darüber spottet, daß man jung thun will, und sich auf eine Art putzet, die einem Frauenzimmer von vierzig Jahren nicht mehr anständig ist. Lise hat solche zurück geleget. Allein für sie haben die Jahre nicht zwölf Monate, und machen sie nicht alt. Wenigstens glaubet sie es; und indessen, daß sie sich im Spiegel beschauet, sich schminket, und Schönpflästerchen aufleget, bekennet sie, daß es, wenn man ein gewisses Alter erreichet hat, nicht erlaubet ist, jung zu thun, und daß Clarice mit ihren Schönpflästerchens und mit ihrer Schminke sich lächerlich machet.

Wenn die Frauenspersonen wissen, daß ihre Liebhaber kommen werden, so putzen sie sich. Werden sie aber von selbigen überraschet, so vergessen sie, in was für Umständen sie sich befinden, und sehen nicht mehr auf sich. Werden sie hingegen von solchen Mannspersonen besucht, die ihnen gleichgiltig sind, so haben sie mehr Zeit, die Unordnung zu bemerken, in der sie sich befinden; und kleiden sich entweder in ihrer Gegenwart an, oder verschwinden auf einen Augenblick, und kommen geputzt wieder.

Ein schönes Gesicht ist der schönste Anblick, den man sehen kann, und der Schall von der Stimme derjenigen Person, die man liebet, ist der angenehmste Wohlklang.

Die Annehmlichkeit ist etwas willkührliches, die Schönheit aber ist etwas wesentlicheres. Sie hänget weder vom Geschmacke, noch von den Meynungen ab.

Gewisse vollkommene und von großen Verdiensten begleitete Schönheiten können einen so stark rühren, daß man schon zufrieden ist, wenn man sie nur siehet, oder sprechen höret.

Ein schönes Frauenzimmer, welches die Eigenschaften eines ehrlichen Mannes besitzet, ist von dem angenehmsten Umgange von der Welt. Man findet bey ihr die Verdienste beyder Geschlechter vereiniget.

Einer jungen Frauensperson entwischen zuweilen gewisse Kleinigkeiten, die sehr einnehmend sind; und dem-

demjenigen, dem zu gefallen sie geschehen, auf das lebhafteste schmeicheln. Den Mannspersonen hingegen wird selten etwas entwischen. Ihre Liebkosungen sind freywillig. Sie reden, sie handeln, sie bemühen sich sehr eiferig; allein, sie überzeugen nicht so stark.

Eigensinn und Schönheit stehen gemeiniglich, bey einem Frauenzimmer, nahe bey einander. Jener ist gleichsam das Gegengift, damit diese den Mannspersonen nicht so gefährlich sey; indem sie sonst ohne Rettung würden verloren seyn.

Die Neigung des Frauenzimmers gegen die Mannspersonen wird durch die Gunstbezeugungen, die sie ihnen zugestehen, noch stärker. Die Liebe der Mannspersonen hingegen erkaltet durch eben diese Gunstbezeugungen.

Ein Frauenzimmer vergißt eine Mannsperson, von welcher sie nicht mehr geliebet wird, ganz und gar, ja so gar die Gunstbezeugungen, die sie solcher bewilliget hat.

Ein Frauenzimmer, welches nur einen Liebhaber hat, glaubet nicht, daß sie eine Buhlschwester ist. Diejenige hingegen, die mehr als einen hat, hält sich nur für eine Buhlschwester.

Gewisse Frauenzimmer werfen ihre Neigung nur auf eine einzige Mannsperson, damit sie nicht für Buhlschwestern mögen angesehen werden. Allein we-

wegen ihrer schlechten Wahl werden sie für Thörinnen gehalten.

Ein alter Liebhaber hat so wenig zu bedeuten, daß er einem neuen Ehemanne Platz machen muß. Jedoch dieser wird gar bald, von einem neuen Liebhaber, mit gleicher Münze bezahlet.

Ein alter Liebhaber fürchtet oder verachtet einen neuen Nebenbuhler, nachdem der Karackter der Person beschaffen ist, der er dienet.

Oft fehlet einem alten Liebhaber nichts mehr, als der Name eines Ehemannes. Allein, dieß ist sehr viel, und ohne diesen Umstand würde er tausendmal seyn verloren gewesen.

Ein galantes Frauenzimmer ist etwas ärgeres, als eine Buhlschwester. Ein Buhler hingegen ist etwas ärgeres, als ein galanter Mann. Ein galantes Frauenzimmer und ein Buhler können beynahe in einem Paare gehen.

Es sind wenig Liebeshändel, die geheim bleiben. Viele Frauenspersonen sind nach dem Namen ihrer Liebhaber eben so gut bekannt, als nach dem Namen ihrer Männer.

Ein galantes Frauenzimmer will geliebt seyn. Eine Buhlschwester ist schon zufrieden, wenn man sie liebenswürdig findet und für schön hält. Jene suchet die Mannspersonen an sich zu locken; diese ihnen zu gefallen. Jene fället von einer Verbindung auf

die andere; diese unterhält mehr Bekanntschaften auf einmal. Bey jener herrschet Leidenschaft und Vergnügen; bey dieser Eitelkeit und Leichtsinn. Die Galanterie ist eine Schwachheit des Herzens, oder ein Fehler der Gemüthsbeschaffenheit. Die Buhlbegierde hingegen kommet aus einer Unordnung des Verstandes. Ein galantes Frauenzimmer machet sich furchtbar; und eine Buhlschwester machet sich verhaßt. Aus diesen beyden Karackteren kann man noch den dritten machen, welcher der ärgste von allen ist.

Ein schwaches Frauenzimmer ist eine solche, der man einen Fehler vorrücket, den sie sich selbst vorwirfet; deren Herz wider die Vernunft streitet; die gerne gesund werden will, es aber niemals, oder doch sehr späte werden wird.

Ein unbeständiges Frauenzimmer ist eine solche, die nicht mehr liebet; ein leichtsinniges, die schon einen andern liebet: ein flatterhaftes, die nicht weis, ob und wen sie liebet; ein gleichgiltiges, die gar nicht liebet.

Die Untreue ist, wenn ich so sagen darf, eine Verläugnung der ganzen Person. Bey einem Frauenzimmer bestehet sie in der Kunst, zweydeutig zu sprechen, und zu handeln; Eidschwüre und Versprechungen anzuwenden, die ihr eben so wenig zu thun, als zu brechen kosten.

Ein ungetreues Frauenzimmer ist nur ungetreu, wenn der Liebhaber weis, daß sie es ist. Wenn er sie aber für getreu hält, so ist sie treulos.

Die

Die Treulosigkeit des Frauenzimmers hat den Nutzen, daß sie uns die Eifersucht besparet.

Gewisse Frauenspersonen haben in ihrem Leben eine doppelte Verbindung zu erfüllen, die beyde gleich schwer zu verbergen, und zu brechen sind. Der einen fehlet nichts mehr, als die Ehestiftung, und der andern das Herz.

Soll man dieses Frauenzimmer nach ihrer Schönheit und Jugend, nach ihrem Stolze, und nach ihrer Sprödigkeit beurtheilen, so kann kein anderer sie dereinstens reitzen, als ein Held. Doch sie hat schon gewählet. Ein kleines Ungeheuer, dem Verstand und alles fehlet, ist ihr Schatz.

Es giebet Frauenzimmer, deren Schönheit schon verblühet ist, und die wegen ihrer Gemühsbeschaffenheit, oder wegen ihres schlechten Karackters, gemeiniglich die Zuflucht junger Leute sind, die nicht Vermögen gnug besitzen. Ich weis nicht, wer von beyden mehr zu beklagen ist, ein altes Frauenzimmer, die eines jungen Menschen, oder ein junger Mensch, der einer alten Frauen nöthig hat.

Der Ausschuß des Hofes wird vom Frauenzimmer in der Stadt mit beyden Händen aufgenommen. Er sticht sowohl den Richter mit dem großen Halstuche, als den Bürger mit dem Degen aus, und wird Hahn im Korbe. Man höret ihn an, man liebet ihn. Kann man wohl einer goldstücknen Weste, einer weißen Feder, und einem Menschen widerstehen, der den König spricht,

und mit Staatsräthen umgehet? Er machet Männer und Frauen eifersüchtig. Man bewundert ihn, er erwecket Neid. Vier Meilen davon erreget er Mitleiden.

Ein Mann aus der Stadt ist, für ein Frauenzimmer vom Lande, das, was ein Hofmann für ein Frauenzimmer aus der Stadt ist.

Einem eiteln und unbescheidenen Menschen, der viel plaudert, und noch dazu ein lustiger Kauz ist; der von sich selbst voller Zuversicht, und von Andern mit Verachtung spricht; der ungestümm, trotzig und kühn ist, kein ehrliches Haar, keine Beurtheilung, aber eine sehr freye Einbildungskraft besitzet; einem solchen Menschen mangelt, um von vielen Frauenspersonen angebethet zu werden, nichts mehr, als daß er schön aussiehet, und gut gewachsen ist.

Geschiehet es in der Absicht, das Geheimniß desto besser zu bewahren, oder ist ein hipochondrischer Geschmack schuld, daß jene einen Lakeyen, diese einen Mönchen, und Dorinne ihren Arzt liebet.

Roscius tritt mit gutem Anstande auf die Bühne. Du hast recht, Lelie. Er hat starke Waden, er spielet schöne und lange Rollen, und, wie man saget, so würde er ein vollkommener Redner seyn, wenn er blos mit dem Munde allein spräche. Ist er aber der Einzige, dem alles, was er thut, schön lässet? Ist das, was er thut, das Edelste und Anständigste, was man thun kann? Roscius kann dir nicht mehr zu Theil werden. Er gehöret bereits einer Andern zu;

und

und wenn dieß auch nicht wäre: so ist er doch schon anderer Orten versaget. Claudia wartet nur darauf, daß er der Meßalinen überdrüßig werden soll, um ihn für sich zu behalten. Weißt du was? Lelie! erwähl den Batyll. Wo findest du wohl, nicht unter dem Adel, der dir zu schlecht ist, als vielmehr unter den Seiltänzern, einen jungen Kerl, der im Tanzen so hoch springet, und eine bessere Kapriole schneidet. Strebest du aber nach dem Kobus? der seine Füße in die Höhe wirfet, und sich, ehe er die Erde wieder berühret, einmal in der Luft herumdrehet? Weißt du wohl, daß er nicht mehr jung ist? Um den Batyll, meynest du, sey das Gedränge zu stark, und er weise mehr Frauenzimmer ab, als er annehme. Aber wie? ist denn Drakon, der Flötenspieler, nicht mehr übrig? Wer weis die Backen so schön aufzublasen, als er, wann er auf der Flöte bläset? Er spielet auf unzähligen Instrumenten. Er ist scherzhaft, und bringet durch seine Einfälle, sowohl die Kinder, als die gemeinsten Weiber zum lachen. Wer ißet und trinket mehr, als er? Er trinket eine ganze Gesellschaft zu Boden, und hält sich bis auf das Letzte. Wie? Lelie! du seufzest! hat Drakon wo schon gewählet? oder ist jemand dir unglücklicher Weise zuvorgekommen? Sollte er sich mit Cesonien eingelassen haben, die ihm so sehr nachgelaufen ist, und ihm eine ganze Menge Liebhaber, ich mögte gar sagen, die ganze römische Jugend aufgeopfert hat? Mit Cesonien, die aus einem vornehmen Geschlechte herstammet, und dabey so jung, so schön, und so ernsthaft ist? Ich beklage dich, Lelie, wenn du dich von dem neuen Geschmack hast anstecken lassen, den das römische Frauenzimmer an den

öf-

öffentlichen, und wegen ihres Standes den Augen aller Leute ausgestellten Menschen findet. Was wirst du anfangen, da man dir das Beste schon weggenommen hat. Weißt du was? Brontus, der Scharfrichter, ist noch übrig. Das Volk lobet ihn, wegen seiner Stärke und Geschicklichkeit. Er ist jung; er hat breite Schultern; er ist untergesetzt, schwarz vom Gesichte, ja gar ein Neger.

Für ein Weltfrauenzimmer ist ein Gärtner ein Gärtner, und ein Maurer ein Maurer. Andere aber, die eingezogener sind, betrachten einen Gärtner, oder Maurer, als eine Mannsperson. Denn wer die Versuchung fürchtet, kan leicht in Versuchung fallen.

Einige Frauenspersonen sind sowohl den Klöstern, als ihren Liebhabern ergeben. Da sie verbuhlt, und zugleich mildthätig sind, so haben sie so gar innerhalb den Schranken des Altars Stände, und Bethstühle wo sie Liebesbriefe lesen, und Niemand sehen kann, daß sie nicht bethen.

Was ist das für eine Frau, die einen Seelsorger hat? Ist sie gegen ihren Ehemann gefälliger? gegen ihre Bediente leutseliger? für ihre Kinder und Geschäfte besorgter? gegen ihre Freunde brünstiger und aufrichtiger? Ist sie nicht eine Sklavin ihrer Gemüthsart? Ist sie auf ihren Eigennutzen nicht so stark erpicht? Liebet sie die Bequemlichkeiten des Lebens nicht so sehr? Ist sie gegen ihre Kinder, wenn solche vor sich schon Mittel haben, nicht sowohl freygebig, als giebet sie, da sie selbst reich ist, und alles überflüßig hat, ihnen das Nöthige? Läßet sie ihnen

we-

wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren, die sie ihnen schuldig ist? Ist sie von der Selbstliebe, und von der Kaltsinnigkeit gegen Andere frey? Nein, nichts weniger als das. Wie. Nein? Was ist denn das für ein Frauenzimmer, die sich von einem Seelsorger regieren lässet? Ich verstehe dich. Es ist ein Frauenzimmer, die einen Seelsorger hat.

Wenn der Beichtvater, und der Seelsorger, wegen der zu beobachtenden Aufführung, nicht gleicher Meynung sind, wer soll alsdann Schiedsrichter seyn?

Die Hauptsache eines Frauenzimmers ist nicht, einen Seelsorger zu haben, sondern sich so aufzuführen, daß sie keinen nöthig hat.

Wenn ein Frauenzimmer ihrem Beichtvater, nebst ihren andern Schwachheiten, auch diejenigen bekennen mögte, die sie für ihren Seelsorger hat; und wie viel Zeit sie in seinem Umgange verdirbet: so würde ihr vielleicht, statt einer Busse, auferleget werden, denselben abzuschaffen.

Ich wollte, daß es mir erlaubet wäre, diesen heiligen Männern, die ehemals an dem Frauenzimmer ein Aergerniß nahmen, aus allen Kräften zuzurufen: "Fliehet das Frauenzimmer, sorget nicht für ihre Seele, „ überlasset Andern die Sorge für ihr Heyl. „

Eine Buhlerinn und zugleich eine Bethschwester seyn, das ist für einen Mann zu viel. Eine Frau sollte eines von beyden wählen.

Bisher habe ich geschwiegen, ungeachtet es mir sehr schwer angekommen ist. Länger aber kann ich mich nicht halten. Ich hoffe, daß meine Freymüthigkeit denenjenigen nützlich seyn werde, die, da sie an einem Beichtvater nicht genug haben, die Wahl ihrer Seelsorger ohne Behutsamkeit anstellen. Ich kann mich beym Anblicke gewisser Leute, die ich nicht nenne, nicht genug verwundern. Ich mache grosse Augen, und betrachte sie. Sie reden, und ich höre. Ich erkundige mich, und man erzählet mir gewisse Sachen, die ich auffsammle. Ich begreife nicht, wie Leute, die weder gesunde Vernunft, noch richtige Begriffe; weder Erfahrung in den Weltgeschäften, noch einige Kenntnisse von Menschen; weder Wissenschaften in der Religion, noch einige Lebensart besitzen; vermuthen können, daß GOtt in unsern Tagen die Wunder des Apostelamts erneueren, und an ihnen neue Wunder thun werde, um sie, so einfältige und kleine Geister sie auch sind, geschickt zu machen, Seelen zu regieren, da solches doch die wichtigste, aber auch mislichste Sache ist! Wenn diese Leute sich überreden, daß sie zu einem so wichtigen, so schweren, und so wenig Menschen bewilligten Amte geboren seyn, und also nichts weiter thun, als ihre Naturgaben gehörig anwenden, und ihrem Berufe folgen: so begreife ich solches noch weniger.

Ich sehe wohl, daß der Geschmack, den man daran findet, die Geheimnisse der Familien zu erforschen; sich zu Aussöhnungen unentbehrlich zu machen; allerhand Geschäfte zu besorgen; Bediente anzubringen; alle Thüren in den Häusern der Grossen offen zu finden; oft an leckerhaften Tafeln zu speisen; in einer

Kut-

Kutsche durch die ganze Stadt zu rollen; sich von Zeit zu Zeit der angenehmen Einsamkeit des Landlebens bedienen zu können; zu sehen, daß viele Vornehme und Grosse für unser Leben und für unsere Gesundheit sorgen; und alle menschliche Absichten zu seinem und Anderer Besten zu lenken; ich sehe wohl, sage ich, daß diese Dinge einzig und allein, den scheinbaren und unsträflichen Vorwand, für die Seelen zu sorgen, erfunden, und die Welt mit der ungeheuren Baumschule von Seelsorgern gleichsam besäet haben.

Einige Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, verfallen auf die Andacht, so, wie auf eine Leidenschaft. Sie ist gleichsam eine Schwachheit gewisser Jahre, oder eine Mode, die man mitmachen muß. Ehemals rechnete das Frauenzimmer die Woche nach den Spiel- Concert- Komedien- Reduten- und Feyertagen, an denen sie eine hübsche Predigt hören konnten. Montags verloren sie ihr Geld bey Ismenen, Dienstags ihre Zeit bey Klimenen, Mittwochs ihren guten Namen bey Celimenen. Sie wußten schon den Abend vorher, was sie am morgenden und übermorgenden Tage für Vergnügen haben würden. Sie genossen auf einmal des gegenwärtigen und zukünftigen Vergnügens, welches ihnen nicht entstehen konnte. Sie wünschten, daß sie alle Arten desselben in einem einzigen Tage hätten geniessen können. Dieß war damals ihre größte Sorge, und die einzige Ursach ihrer Zerstreuung; und wenn sie in der Oper waren, so bedaureten sie die Komedie. Aber jetzt haben sich Zeiten und Sitten geändert. Sie übertreiben die Strenge und Einge-

zogenheit. Sie schlagen die Augen nicht mehr auf, die ihnen doch zum sehen gegeben sind. Sie bedienen sich ihrer Sinnen gar nicht mehr. Unglaubliche Sache! Sie sprechen wenig. Sie denken, und zwar ziemlich gut von sich selbst, und ziemlich übel von Andern. Sie suchen es einander in der Tugend und Bekehrungssucht zuvor zu thun, und sind darauf einiger maßen eifersüchtig. Es ist ihnen gar nicht zuwider, sich in dieser neuen Lebensart einander den Rang abzujagen, eben so, wie sie es bey der vorigen thaten, die sie aus Staatsklugheit, oder aus Ueberdruß verlassen haben. Ehemals stürzten sie sich durch das buhlerische Wesen, durch die guten Tage, und durch den Müßiggang ins Verderben, und waren lustig. Jetzt thun sie es durch Stolz und Neid, und sind traurig.

Hermas, heyrathe ich eine geitzige Frau: so wird sie mich nicht in Armuth stürzen; eine Spielerinn, so kann sie mich vielleicht reich machen; eine Gelehrte, so kann sie mich unterrichten; eine Spröde, so wird sie nicht keifen; eine Zornige, so wird sie meine Geduld üben; eine Buhlerinn, so wird sie mir gefallen wollen; eine galante, so wird sie vielleicht so galant seyn, daß sie mich liebet; eine Scheinheilige, . . . sag mir, Hermas, was soll ich von derjenigen erwarten, die GOtt zu betrügen suchet, und sich selbst betrüget?

Ein Frauenzimmer zu regieren, ist sehr leicht, wenn sich nur eine Mannsperson diese Mühe geben will. Ja, eine einzige Mannsperson kann viel Frauenzimmer regieren. Er bessert ihren Verstand, und

ihr Gedächtniß; er bestimmet und ordnet ihre Religion; er schreibet sogar ihrem Herzen Gesetze vor. Sie billigen, oder misbilligen, loben, oder tadeln nicht ehe, als bis sie seine Augen, und sein Gesicht um Rath gefraget haben. Sie offenbaren ihm ihre Freude, und ihren Kummer; ihre Neigung, und ihre Eifersucht; ihre Liebe, und ihren Haß. Er machet, daß sie mit ihren Liebhabern brechen, mit ihren Männern sich entzweyen, und wieder versöhnen, und die Zwischenzeit wendet er zu seinem Vortheile an. Er besorget ihre Geschäfte; er betreibet ihre Rechts-Händel; er bringet seinen Arzt, seinen Kaufmann, seine Handwerksleute bey ihnen an. Er suchet ihnen eine Wohnung, und das Hausgeräthe aus; er bestimmet die Zahl ihrer Bedienten; er fähret mit ihnen in ihrer Kutsche spatzieren; er sitzet in der Kirche in ihrem Stuhle, und in den Schauspielen in ihrer Loge. Er stattet mit ihnen Besuche ab; er begleitet sie in die Bäder, in den Brunnen, auf ihren Reisen; und auf ihren Landgütern werden ihm die bequemsten Zimmer eingeräumet. Er wird alt, ohne etwas von seinem Ansehen zu verlieren. Ein wenig Verstand, und viel Zeit, die er zu verschwenden hat, sind hinlänglich, ihn in seinem Posten zu erhalten. Kinder, Erben, Schwiegertochter, Nichte, Bedienten, alles stehet unter seinem Befehle. Den Anfang machte er damit, daß er sich in Furcht setzte. Dieser so alte und nöthige Freund stirbet, ohne daß man ihn beweinet; und zehn Frauens, deren Wütrich er war, erben durch seinen Tod die Freyheit.

Gewisse Frauenspersonen suchen ihre Aufführung unter dem Scheine der Sittsamkeit zu verbergen.

Allein, alles, was eine solche durch diesen Zwang gewinnet, bestehet darinnen, daß man von ihr saget: Man hätte sie für eine Vestalinn halten sollen.

Es ist ein sicherer Beweis, daß ein Frauenzimmer in einem sehr guten Rufe stehet, und sich darinnen zu erhalten weis, wenn ihr guter Name, durch den vertrauten Umgang mit solchen Personen, nicht geschmälert wird, die ihr nicht im geringsten ähnlich sind; und wenn man, ungeachtet aller Neigungen zu boshaften Auslegungen, ganz andere Ursachen dieses Umgangs angiebet, als die Uebereinstimmung der Sitten.

Ein Schauspielschreiber überschreibet die Karacktere, die er auf die Schaubühne bringet. Ein Dichter überhäufet seine Beschreibungen. Ein Maler, der nach der Natur schildert, vergrössert und erhebet die Leidenschaften und Stelluugen; und derjenige, der solche nachzeichnet, vergrössert die Figuren, und giebet allen Stücken, die er in das Gemälde bringet, einen grössern Umfang, als sie in dem Urbilde haben, wenn er nicht die Grössen und Verhältnissen mit dem Zirkel abmisset. Eben so machet es die Sprödigkeit, wenn sie der Weisheit nachahmet.

Die falsche Bescheidenheit ist Eitelkeit, die falsche Ehre Leichtsinn, die falsche Hoheit Niederträchtigkeit, die falsche Tugend Heucheley, und die falsche Klugheit Sprödigkeit.

Ein sprödes Frauenzimmer suchet die Leute mit ihren Geberden und Worten abzuspeisen. Ein wei-

ses Frauenzimmer hingegen richtet auf ihr ganzes Betragen ein wachsames Auge. Jene folget ihrer Neigung und Gemüthsart; diese ihrer Vernunft und ihrem Herzen. Jene ist ernsthaft und sauertöpfisch, diese ist allemal gerade, so, wie sie nach den verschiedenen Umständen seyn muß. Jene verbirget ihre Fehler unter einem scheinbaren äusserlichen Ansehen; diese verhüllet tiefe Einsichten unter einem freyen und natürlichen Wesen. Die Sprödigkeit martert den Verstand, und kann weder das Alter, noch die Häßlichkeit verbergen, sondern ist davon oft ein sicheres Merkmaal. Die Weisheit hingegen bedecket die Mängel des Körpers, adelt den Verstand, machet die Jugend reizender, und die Schönheit gefährlicher.

Warum misset man den Mannspersonen die Schuld bey, daß das Frauenzimmer nicht gelehrt ist? Durch was für Gesetze, Befehle, und Verordnungen, ist ihnen verboten worden, die Augen zu öfnen, und zu lesen? Das, was sie gelesen haben, zu behalten, und davon entweder im Umgange, oder in Schriften Rechenschaft abzulegen? Haben sie nicht vielmehr sich selbst in den Besitz, nichts zu wissen, gesetzet? Entweder wegen ihrer schwächlichen Leibesbeschaffenheit; oder wegen der Trägheit ihres Geistes; oder wegen der Sorge für ihre Schönheit, oder wegen einer gewissen Leichtsinnigkeit, die sie verhindert, einem langen Studieren nachzuhängen; oder wegen ihrer Neigung und Geschicklichkeit zu Handarbeiten; oder wegen der Zerstreuung, welche die häußlichen Geschäfte ihnen zuziehen; oder wegen des natürlichen Widerwillens gegen ernsthafte und mühsame Dinge; oder wegen ihrer Neugierigkeit, welche aber von derjenigen ganz

unterschieden ist, die den Verstand vergnüget; oder weil sie an ganz andern Dingen Geschmack finden, als ihr Gedächtniß in Uebung zu erhalten. Allein was für Ursachen auch die Mannspersonen diese Unwissenheit des Frauenzimmers zu verdanken haben: so sind sie doch glücklich, daß diese, die ohnedem schon so viel zum voraus haben, ihnen, wenigstens in diesem Punkte, den Vorzug nicht streitig machen können.

Ein gelehrtes Frauenzimmer betrachtet man so, wie ein schönes Gewehr, welches künstlich ausgelegt, schön polieret, und ungemein sauber gearbeitet ist. Man hänget es auf der Rüstkammer auf, wo man es den Neugierigen zeiget; indem es sowohl zum Kriege, als zur Jagd eben so wenig tauget, als ein Schulpferd, wenn solches gleich noch so gut zugeritten ist.

Finden sich Wissenschaft und Klugheit bey einer Person vereiniget, so frage ich nicht, von was für einem Geschlechte sie ist. Ich bewundere sie. Wenn man saget: daß ein kluges Frauenzimmer selten gelehrt zu werden trachtet; und ein gelehrtes selten klug ist, so hat man schon vergessen, was ich eben gesagt habe: nämlich, daß das Frauenzimmer nur durch gewisse Schwachheiten vom Studieren abgehalten werde. Man mache also selbst den Schluß: je weniger sie von diesen Schwachheiten an sich hätten, desto weiser würden sie seyn. Ein kluges Frauenzimmer würde also um so geschickter seyn, gelehrt zu werden; und ein gelehrtes ist desto weiser, da sie nur dadurch gelehrt geworden ist, daß sie viele Schwachheiten hat überwinden können.

Es ist eine schwere Sache, zwischen zwo Frauenzimmern, die beyde unsere Feindinnen sind, eine vollkommene Unparteylichkeit zu beobachten; wenn sie gleich wegen solcher Dinge mit einander zerfallen sind, an denen wir nicht den geringsten Antheil haben. Man muß sich entschliessen, entweder unter ihnen zu wählen, oder beyde zu verlieren.

Es giebet Frauenzimmer, die ihr Geld mehr, als ihre Freunde, und ihre Liebhaber mehr, als ihr Geld lieben.

Man muß erstaunen, wenn man siehet, daß einige Frauenspersonen von einer andern Sache stärker und lebhafter gerühret werden können, als von der Liebe gegen die Mannspersonen, nämlich vom Ehrgeitze, und von der Spielsucht. Solche Frauenzimmer machen die Mannspersonen keusch. Sie haben von ihrem Geschlechte weiter nichts an sich, als die Kleidung.

Das Frauenzimmer treibet die Sachen immer aufs Aeusserste. Sie sind entweder ungleich besser, oder ungleich schlechter, als die Mannspersonen.

Der größte Theil des Frauenzimmers hat keine Grundsätze. Sie lassen sich von ihrem Herzen führen; und in ihren Sitten richten sie sich nach ihren Liebhabern.

Das Frauenzimmer gehet in der Liebe weiter, als der größte Theil der Mannspersonen. Allein, diese bringen es in der Freundschaft wieder höher, als jene.

Die Mannspersonen sind schuld, daß das Frauenzimmer sich einander nicht liebet.

Es ist gefährlich, jemanden nachzuspotten. Lise, die bereits bey Jahren ist, will ein junges Frauenzimmer lächerlich machen, und wird darüber so ungestalt, daß man sich dafür entsetzet. Sie machet, um solcher nachzuspotten, allerhand Geberden und Verzuckungen. Sie wird aber darüber so häßlich, daß sie dadurch die Schönheit derjenigen, über die sie spottet, noch mehr erhöhet.

In der Stadt behauptet man, daß viele dumme Leute Verstand haben. Bey Hofe hingegen spricht man solchen vielen Leuten ab, die doch grossen Verstand besitzen. Unter diesen letztern hat ein schönes Frauenzimmer viel Mühe, sich zu retten.

Eine Mannsperson weis ein fremdes Geheimniß besser, als ihr eigenes; und ein Frauenzimmer ihr Geheimniß besser, als ein fremdes zu bewahren.

In dem Herzen einer jungen Person ist die Liebe niemals so stark, daß Ehrgeitz oder Eigennutz dieselbe nicht noch vergrössern könnte.

Auch sogar die reichsten Mädchens müssen bey Zeiten wählen. Wenn sie die ersten Gelegenheiten aus den Händen gehen lassen, so bereiten sie sich gemeiniglich eine lange Reue. Es scheinet, daß der Ruf von ihrem Vermögen sich mit dem Rufe von ihrer Schönheit zugleich vermindert. Einem [illegible]n Mädchen hingegen ist alles günstig; so gar die

die Meynung der Mannspersonen. Sie gestehen demselben mit Vergnügen alle Vorzüge zu, damit man sich nach dem Besitze desselben desto eifriger sehnen möge.

Wie vielen Mädchens hat ihre grosse Schönheit zu nichts weiter gedienet, als daß sie dadurch ein grosses Glück zu machen hoften.

Schöne Mädchens sind der Gefahr ausgesetzet, ihre Liebhaber, denen sie verächtlich begegneten, entweder durch häßliche, oder alte, oder unwürdige Ehemänner zu rächen.

Die mehresten Frauenspersonen beurtheilen die Verdienste, und das gute Aussehen der Mannsbilder, nach dem Eindrucke, den solche bey ihnen machen. Denenjenigen, für die sie nichts empfinden, gestehen sie weder das eine, noch das andere zu.

Eine Mannsperson, die im Zweifel stehet, ob sie sich verändert hat, oder anfänget zu ältern, darf nur die Augen des Frauenzimmers zu rathe ziehen, und acht geben, wie ihr von solchen begegnet wird. Sie wird bald dasjenige erfahren, was sie zu wissen fürchtet. Scharfe Schule!

Ein Frauenzimmer, die ihre Augen beständig nur auf eine gewisse Mannsperson richtet, oder solche allemal von derselben wegwendet, machet, daß man in beyden Fällen einerley von ihr denket.

Dem Frauenzimmer kommet es nicht schwer an, das zu sagen, was sie empfinden; und den Mannspersonen fället es noch leichter, das zu sagen, was sie nicht empfinden.

Es geschiehet zuweilen, daß ein Frauenzimmer einer Mannsperson die wahre Grösse ihrer Liebe verbirget; da indessen diese von ihrer Seite eine Liebe vorgiebet, die sie doch nicht empfindet.

Wenn ein gleichgültiges Mannsbild ein Frauenzimmer von seiner Liebe, die er doch nicht verspüret, überreden will, warum wendet er sich nicht lieber an eine solche, die ihn liebet, als an eine, die ihn nicht liebet.

Eine Mannsperson kann ein Frauenzimmer, durch eine verstellte Liebe, hintergehen, wenn er nur nicht eine wirkliche Neigung zu einer andern Person hat.

Eine Mannsperson beklaget sich öffentlich über ein Frauenzimmer, welches so ihn nicht mehr liebet, und giebet sich zufrieden. Ein Frauenzimmer hingegen machet nicht so viel Lerm, wenn man sie verlassen hat; allein, sie ist darüber lange Zeit untröstbar.

Eitelkeit oder Liebe wecken die Frauenspersonen aus ihrer Trägheit auf.

Bey lebhaften Frauenzimmern hingegen ist die Trägheit eine Vorläuferinn der Liebe.

Es ist ganz gewis, daß ein Frauenzimmer, welches heftig schreibet, aufgebracht ist. Allein, es ist nicht so deutlich zu spüren, ob sie gerührt sey. Es scheinet, daß eine lebhafte und zärtliche Leidenschaft tiefsinnig und still ist; und die fürnehmste Bemühung eines Frauenzimmers, die nicht mehr frey ist, nicht sowohl dahin gehet, den Andern zu überzeugen, daß sie ihn liebet, als vielmehr sich zu versichern, ob sie geliebet werde.

Glycere liebet die Frauenspersonen nicht. Der Umgang mit denselben, und ihre Besuche, sind ihr verhaßt. Sie lässet sich sowohl für selbige, als auch für ihre Freunde, deren Anzahl doch sehr klein ist, verläugnen. Sie ist gegen sie strenge, und hält sie in sehr engen Schranken. Sie verstattet ihnen nicht das geringste, was mehr als Freundschaft ist. Sie ist zerstreuet; sie antwortet ihnen mit einsilbigten Wörtern; und es scheinet, daß sie ihrer loszuwerden suchet. Selbst in ihrem Hause ist sie einsam und leutscheu. Ihre Thüre ist beständig verschlossen; und der Eingang zu ihren Zimmern wird stärker bewachet, als zu den Zimmern eines Montheron, und Hemery. Die einzige Korinne hat zu allen Stunden einen freyen Zutritt zu ihr. Man empfänget sie, man umarmet sie zu wiederholten malen, und glaubet, daß man sie liebet. Man saget ihr alles ins Ohr, ungeachtet sie ganz allein im Zimmer sind. Man beklaget sich über eine Andere, man erzählet ihr alle Umstände, die vorgefallen sind, und hinterbringet ihr doch nichts neues; denn sie ist beyder ihre Vertraute. Man siehet Glycere selb vierte auf dem Balle, in den Schauspielen, in

den öffentlichen Gärten, und auf dem Wege nach Venosa, wo man die ersten Früchte vom Jahre bekommt. Zuweilen siehet man sie allein in einer Sänfte auf dem Wege nach der grossen Vorstadt, wo sie einen Garten hat, oder vor der Thüre der Kanidie, die so schöne Kunststücke weis, den jungen Frauens einen zweyten Mann prophezeyet, und ihnen die Zeit und alle Umstände vorhersaget. Sie erscheinet gemeiniglich unaufgesetzt, im Nachtkleide, ohne Schnürleib, und mit Pantoffeln. Allein, sie ist in diesem Aufzuge schön, und es mangelt ihr nichts, als eine lebhafte Farbe. Indessen träget sie doch eine reiche Schleife, die sie aber vor den Augen ihres Mannes sorgfältig verstecket. Sie schmeichelt ihm, sie liebkoset ihm, sie ersinnet für ihn alle Tage neue Namen; sie schläfet mit ihrem lieben Manne in einem Bette, und niemals allein. Die Morgenstunden theilet sie zwischen ihrem Nachttische, und einigen Liebesbriefen, die sie schreiben muß. Ein Bedienter kommt, um mit ihr ins geheim zu sprechen. Parmenio, so heißt er, ist ihr Vertrauter. Sie schützet ihn, ungeachtet ihr Mann ihn nicht leiden kann, und die andern Bedienten ihn mit misgünstigen Augen betrachten. Denn wer weis bessere Absichten zu errathen, und Antworten zu bestellen? Wer redet von dem, was er verschweigen soll, weniger, als er? Wer weis, eine verborgene Thüre mit wenigerm Geräusche aufzumachen, und einen Liebhaber, durch eine geheime Treppe, sicherer herein und heraus zu bringen?

Ich begreife nicht, wie ein Ehemann, der sich seiner Neigung und Gemüthsart überlässet, und keinen

nen einzigen von seinen Fehlern zu verbergen suchet, sondern sich vielmehr von der schlechten Seite zeiget; geitzig, in seinem Anzuge nachläßig, in seinen Antworten trotzig, unhöflich, frostig und finster ist; hoffen könne, das Herz einer jungen Frauen, wider die Anfälle ihres Liebhabers, zu beschützen, der solches mit Puz, Pracht, Höflichkeit, Gefälligkeit, Eifer, Geschenken und Schmeicheley angreifet.

Ein Mann hat selten einen Nebenbuhler, den die Frau nicht aus seiner Hand, gleichsam als ein Geschenk, erhalten hätte. Er lobet ihn in ihrer Gegenwart, wegen seines schönen Aussehens, und wegen seines Witzes. Er ist mit seinen Bemühungen zufrieden, und nimmt seine Besuche an. Nichts, ausser dem, was er selbst hat, schmecket ihm besser, als das Wildprett und die Trüffeln, die dieser Freund ihm schicket. Er hat gute Freunde bey sich; er nöthiget sie, "schmecken sie das einmal, saget er: ich „habe es vom Leander bekommen, es kostet mir „nichts, als einen grossen Dank.„

Manche Frau begräbet ihren Mann bey lebendigem Leibe. Man höret von ihm gar nichts. Lebet er, oder ist er todt? man weis es nicht. Er dienet zu nichts weiter, als daß er seiner Familie ein Beyspiel eines furchtsamen Stillschweigens, und einer völligen Unterwürfigkeit giebet. Es ist ihm zwar kein Leibgeding, und kein Gegenvermächtniß ausgemacht; allein dieß, und daß er nicht ins Kindbette kommet, ausgenommen, so ist er die Frau, und sie der Mann. Sie wohnen ganze Monate in einem Hause beysammen, ohne daß sie befürchten dörfen, einan-

der zu nahe zu kommen. Sie sind gleichsam Nachbaren. Der Herr bezahlet den Koch und Pastetenbecker; allein, bey der gnädigen Frauen wird gespeiset. Oft haben sie nichts gemein, weder Bette, noch Tisch, noch Namen. Sie leben nach Art der Griechen, oder Römer. Ein jeder hat das Seinige vor sich; und nur durch die Länge der Zeit, und wenn man mit dem Gewäsche der Stadt bekannt geworden ist, erfähret man endlich, daß der Herr B*** seit zwanzig Jahren der Mann von der Frau L*** ist.

Andere Frauen, die zu Ausschweifungen keine Gelegenheit haben, quälen ihre Männer mit ihrer vornehmen Herkunft, mit ihrer Verwandtschaft, mit dem ihm zugebrachten reichen Heyrathsgute, mit den Reitzungen ihrer Schönheit, mit ihren Verdiensten, und mit dem, was einige Tugend nennen.

Es giebet wenig so vollkommene Frauen, die ihren Männern nicht Gelegenheit geben, wenigstens einmal des Tages zu bereuen, daß sie eine Frau genommen haben, und diejenigen glücklich zu preisen, die keine haben.

In der Stille und Einsamkeit zu seufzen ist nicht mehr Mode. Man weinet, erzählet, wiederhohlet, man ist durch den Tod des Gemals so gerühret, daß man nicht den geringsten Umstand davon vergisset.

Kann man nicht die Kunst erfinden, sich die Liebe seiner Frauen zu erwerben?

Ein unempfindliches Frauenzimmer ist eine solche, die denjenigen, den sie lieben soll, noch nicht gesehen hat.

Zu Smirna wohnete ein schönes Mädchen mit Namen Emire. Sie war in der ganzen Stadt, nicht sowohl wegen ihrer Schönheit, als vielmehr wegen ihrer strengen Sitten, und wegen der Gleichgiltigkeit berühmt, die sie gegen alle Mannspersonen blicken ließ. Sie sah selbige, wie sie sagte, ohne alle Gefahr, und ohne andere Neigungen zu fühlen, als die sie für ihre Freundinnen und Brüder verspürete. Sie glaubte nichts von allen den Thorheiten, welche die Liebe von je her soll angerichtet haben. Selbst diejenigen waren ihr unbegreiflich, die sie mit ihren eigenen Augen gesehen hatte. Sie kannte nichts weiter, als die Freundschaft. Diese Erfahrung hatte sie einer jungen und schönen Freundinn zu danken, welche ihr solche so angenehm machte, daß sie auf nichts weiter bedacht war, als selbige zu erhalten. Sie konnte nicht begreifen, durch was für andere Neigungen sie jemals bewogen werden sollte, die Hochachtung und das Vertrauen erkalten zu lassen, an denen sie so viel Vergnügen fand. Sie sprach von nichts anders, als von Euphrosinen, so hieß diese getreue Freundinn; und ganz Smirna sprach nur von ihr und von Euphrosinen. Ihre Freundschaft wurde zum Sprüchworte. Emire hatte zween Brüder, die jung und so schön waren, daß alles Frauenzimmer in Smirna sich in sie verliebte. Sie liebete sie beständig so, wie eine Schwester ihre Brüder lieben muß. Es fand sich in dieser Stadt ein Priester des Jupiters, dem das Haus ihres Vaters alle-

mal offen stand. Sie gefiel ihm. Er entdeckte ihr solches, und zog sich ihre Verachtung zu. Ein Greis, der sich auf seine vornehme Abkunft, und auf sein Geld verlies, begieng eben diese Kühnheit, und hatte dasselbe Schicksal. Emire triumphirete, und behauptete mitten unter ihren Brüdern, dem Priester, und dem Greise, daß sie unempfindlich wäre. Es schien, als wenn der Himmel sie zu stärkeren Versuchungen aufbehalten hätte, die doch zu nichts weiter dieneten, als daß sie sie eiteler machten, und den Ruf bestätigten, daß die Liebe über dieses Mädchen keine Gewalt hätte. Von drey Liebhabern, die sie sich, durch ihre Reizungen, nacheinander zuzog, und deren völlige Leidenschaft zu sehen, sie sich nicht fürchtete, durchborete sich der eine, in ihrer Gegenwart, in einer verliebten Entzückung die Brust. Der Andere gerieth, weil er nicht erhöret wurde, in Verzweiflung, zog in den kretischen Krieg, und ließ sich todtschießen. Der dritte grämete sich zu tode. Ihr Rächer war noch nicht erschienen Der Greis, der in seiner Liebe so unglücklich gewesen war, genas von seiner Krankheit, durch Erwägung seines Alters, und des Karackters derjenigen Person, der er gefallen wollte. Er bat, daß er sie ferner besuchen dörfte, und sie erlaubete es. Eines Tages brachte er seinen Sohn mit, einen jungen Menschen von angenehmer Gesichtsbildung, und edlem Wuchse. Sie sah ihn mit eigennützigen Augen an; und da er in Gegenwart seines Vaters fast gar nicht sprach: so glaubte sie, daß er nicht viel Verstand hätte; und wünschte, daß er mehr davon besitzen mögte. Er besuchte sie allein, sprach mehr, und zeigete, daß er großen Verstand hatte. Da er sie aber wenig ansah, und noch

we-

weniger von ihr, und ihrer Schönheit sprach: so erstaunte sie, und war gleichsam unwillig, daß ein so wohlgewachsener und geistreicher Jüngling, nicht auch artig wäre. Sie erwähnete seiner gegen ihre Freundin, die ihn zu sehen wünschte. Seine Augen waren nur auf Euphrosinen gerichtet. Er sagete ihr, daß sie schön wäre. Die bisher so gleichgiltige Emire wurde eifersüchtig. Sie erkannte, daß Ktesiphon, so hieß der Jüngling, von dem, was er sagte, überzeuget, und nicht allein artig, sondern auch zärtlich war. Seit dieser Zeit war sie, im Umgang mit ihrer Freundinn, nicht mehr so vertraut. Sie wollte sie noch einmal beysammen sehen, um ihrer Sache gewis zu seyn. Allein diese zweyte Zusammenkunft ließ ihr mehr sehen, als sie zu sehen wünschte; und verwandelte ihren Argwohn in Gewisheit. Sie entfernte sich von Euphrosinen, und fand bey ihr nicht mehr die Verdienste, die ihr ehedem so gefallen hatten. Sie fand an dem Umgange mit ihr nicht mehr Geschmack; kurz, sie liebete sie nicht mehr. Diese Veränderung machte, daß sie endlich einsah, wie die Liebe, anstatt der Freundschaft, in ihrem Herzen Platz genommen hatte. Ktesiphon und Euphrosine sahen sich täglich. Sie liebten sich, wurden schlüßig, sich zu heyrathen, und thaten es. Diese Zeitung breitete sich in der ganzen Stadt aus; und man erzählete einander, daß endlich zwo Personen die so seltene Freude hätten, sich ihrer Neigung gemäs zu vermählen. Emire erfuhr solches und gerieth in Verzweiflung. Sie erneuerte die alte Bekanntschaft mit Euphrosinen, um nur das Vergnügen zu haben, den Ktesiphon zu sehen. Allein dieser junge Ehemann war noch der Liebhaber

seiner Gattin, und fand an seiner neuen Gemahlin eine Liebhaberin. Er betrachtete Emiren blos als die Freundin einer Person, die ihm werth war. Dieses unglückliche Mädchen verlohr alle Ruhe, und allen Schlaf. Sie wollte nicht mehr essen; sie ward krank, sie ward wahnwitzig. Sie sah ihren Bruder für den Ktesiphon an, und redete zu ihm als zu einem Liebhaber. Sie wurde ihres Irrthums gewahr, und erröthete. Sie gerieth bald in größere Verwirrungen, und erröthete darüber nicht mehr. Sie kannte solche nicht mehr. Nun lernete sie die Mannspersonen fürchten; jedoch zu spät! So ware ihre Thorheit beschaffen! Sie hatte gute Stunden, wo die Vernunft sich wieder einfand; und sie seufzte, um solche wieder zu erlangen. Die smirnische Jugend, die Emiren so stolz und so unempfindlich gesehen hatte, glaubte, daß die Götter sie zu hart straften.

---

## Das vierte Hauptstück.

## Vom Herzen.

Die reine Freundschaft hat einen gewissen Reiz, dessen mittelmäßige Seelen nicht fähig sind.

Die Freundschaft kan zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte bestehen, und doch von allen unlautern Absichten frey seyn. Indessen betrachtet ein Frauenzimmer eine Mannsperson allemal, als eine Mannsperson; und umgekehret eine Mannsperson betrachtet ein Frauenzimmer als ein Frauenzim-

zimmer. Diese Verbindung ist weder eine Leidenschaft, noch blos eine Freundschaft. Sie machet eine eigene Klasse aus.

Die Liebe entstehet plötzlich, und ohne Ueberlegung, entweder aus Neigung, oder aus Schwachheit. Ein Stral der Schönheit rühret uns, und machet, daß wir uns entschlüßen. Die Freundschaft hingegen wird nach und nach, durch Zeit, Uebung, und langen Umgang gebildet. Wie viel Verstand, was für ein gutes Herz, wie viel Zuneigung, wie viel Dienstfertigkeit, wie viel Gefälligkeit wird nicht bey Freunden erfordert, dasjenige in vielen Jahren auszurichten, was einem schönen Gesichte, oder einer schönen Hand, kaum einen Augenblick kostet.

Die Zeit, welche die Freundschaft stärket, schwächet die Liebe.

So lange die Liebe währet, so lange bestehet sie durch sich selbst; ja zuweiln gar durch Dinge, die sie dem Anscheine nach aufheben sollten; durch Eigensinn, Strenge, Entfernung, und Eifersucht. Die Freundschaft hingegen hat allemal Hülfe nöthig. Sie gehet ohne Bemühung, Vertrauen, und Gefälligkeit zu Grunde.

Eine außerordentliche große Liebe ist gewöhnlicher, als eine vollkommene Freundschaft.

Die Liebe schlüßet die Freundschaft, und diese jene aus.

Derjenige, der eine große Liebe aus der Erfahrung kennet, verabsäumet die Freundschaft; und derjenige,

dessen Herz voll Freundschaft ist, weis von der Liebe nichts.

Die Liebe fänget von der Liebe an; und aus der stärksten Freundschaft wird nur eine schwache Liebe.

Nichts siehet einer vertrauten Freundschaft ähnlicher, als die Bekanntschaften, die man seiner Liebe wegen machet.

Man liebet nur einmal recht, nämlich das erstemal. Alle folgende Liebe ist freywilliger.

Die Liebe, die plötzlich entstehet, ist am schwersten zu dämpfen.

Die Liebe, die nach und nach, und stuffenweise wächset, siehet der Freundschaft gar zu ähnlich, als daß sie eine heftige Leidenschaft werden könnte.

Derjenige, der eine Person so sehr liebet, daß er wünschet, sie noch tausendmal stärker lieben zu können, giebet in der Liebe keinem nach, als dem, der stärker liebet, als er zu lieben wünschet.

Wenn ich gleich zugäbe, daß man, bey einer heftigen Leidenschaft, einen mehr lieben könne, als sich selbst, wem würde ich dadurch einen größern Gefallen erweisen, dem, der liebet, oder dem, der geliebet wird?

Oft wollen die Menschen lieben; allein es will ihnen nicht gelingen. Sie ringen nach ihrer Nieder-

lage, und können sie nicht finden. Sie werden, wenn ich so sagen darf, gezwungen, frey zu bleiben.

Diejenigen, die sich anfänglich sehr heftig lieben, sind bald darauf selbst schuld, daß sie sich nicht mehr so sehr, und endlich gar nicht mehr lieben. Es ist nicht so leicht zu entscheiden, wer zu diesem Bruche mehr beyträget, die Mannspersonen, oder das Frauenzimmer. Das Frauenzimmer beschuldiget die Mannspersonen, daß sie flatterhaft; und diese jene, daß sie leichtsinnig sind.

So empfindlich man auch in der Liebe ist: so vergiebet man einander doch mehr Fehler, als in der Freundschaft.

Für denjenigen, der stark liebet, ist es eine angenehme Rache, wenn er durch sein Betragen, aus einer undankbaren Person, eine noch undankbarere machet.

Es ist betrübt zu lieben, ohne in glücklichen Umständen zu seyn, die uns Mittel an die Hand geben, die geliebte Person mit Wohlthaten zu überschütten, und sie so glücklich zu machen, daß sie nichts mehr wünschen kann.

Ein Frauenzimmer, welches, ungeachtet man eine heftige Neigung für sie gehabt hat, gleichgiltig geblieben ist, mag uns in der Folgezeit noch so wichtige Dienste leisten: so läufet man doch Gefahr, undankbar zu seyn.

Eine grosse Erkenntlichkeit ist allemal mit Hochachtung und Freundschaft für diejenige Person verknüpfet, die sich uns verbindlich gemacht hat.

Es ist schon genug, wenn man nur bey solchen Personen ist, die man liebet. Man mag träumen, mit ihnen sprechen, oder nicht, an sie, oder an die gleichgiltigsten Sachen denken, so ist solches gleich viel; wenn man nur bey ihnen ist.

Der Haß ist von der Freundschaft nicht so weit entfernet, als der natürliche Widerwillen.

Wie es scheinet, so ist es nicht so selten, daß sich der natürliche Widerwillen in Liebe, als in Freundschaft, verwandelt.

Einem Freunde vertrauet man sein Geheimniß an; allein bey einer Person, die man liebet, entwischet einem solches.

Man kann Jemandes Vertrauter seyn, ohne daß man dabey sein Herz besitzet. Denn derjenige, der eines andern Herz in Händen hat, hat keines Vertrauens, und keiner Offenbarung nöthig. Ihm stehet alles offen.

Bey der Freundschaft beobachtet man nur diejenigen Fehler, die unsern Freunden schaden können. Bey einer Person hingegen, die man liebet, siehet man nur die Fehler, die uns selbst nachtheilig sind.

In

In der Liebe ziehet man nur aus dem ersten Verdrusse, so, wie in der Freundschaft aus dem ersten Fehler, Vortheil.

Da man einen unbilligen, wunderlichen und ungegründeten Argwohn Eifersucht nennet, so verdienet die andere Eifersucht, die eine billige, natürliche, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Gesinnung ist, einen ganz andern Namen.

Die Eifersucht setzet nicht allemal eine heftige Leidenschaft voraus. Oefters hat die Gemüthsbeschaffenheit daran vielen Antheil. Indessen ist eine heftige Liebe, ohne Empfindlichkeit, etwas Seltenes.

Es geschiehet oft, daß man, wegen seiner Empfindlichkeit, allein leidet. Ist man aber eifersüchtig, so leidet man nicht allein selbst, sondern machet auch, daß Andere darunter leiden.

Diejenigen, die uns gar nicht schonen, und uns keine Gelegenheit zur Eifersucht ersparen, würden nicht verdienen, daß man eifersüchtig auf sie wäre; wenn man sein Betragen, nicht nach seinem Herzen, sondern nach ihrer Denkungsart und Aufführung, einrichtete.

Die Kaltsinnigkeit und Abnahme der Freundschaft haben ihre Ursachen. Wenn aber Personen, die sich liebeten, sich zu lieben aufhören, so kommet solches daher, weil sie sich zu sehr liebeten.

So wenig es in unserer Macht stand, nicht zu lieben, eben so wenig stehet es in unserer Macht, beständig zu lieben.

Der Eckel tödtet die Liebe, und die Vergessenheit begräbet sie.

Der Anfang, und die Abnahme der Liebe, lassen sich durch die Verwirrung spüren, die man bemerket, wenn man mit der geliebten Person allein ist.

Aufhören zu lieben, ist ein sicherer Beweis, daß der Mensch eingeschränkt ist, und das Herz seine Grenzen hat.

Lieben ist eine Schwachheit, aufhören zu lieben, ist oft auch eine Schwachheit.

Eben so, wie man sich trösten lässet, eben so höret man auch auf zu lieben. Das Herz ist nicht so beschaffen, daß man beständig weinen, und beständig lieben könnte.

Es giebet gewisse Arten des Verlustes, die eine nie versiegende Quelle des Schmerzens in uns erregen sollten. Es geschiehet weder aus Tugend, noch aus Stärke des Geistes, daß man eine große Betrübniß fahren lässet. Man weinet bitterlich, und ist auf das empfindlichste gerühret. Allein, bald darauf ist man so schwach, oder leichtsinnig, daß man sich zufrieden giebet.

Wenn

Wenn man sich in eine häßliche Person verliebet, so kann solches nicht anders, als sterblich seyn. Der Liebhaber muß entweder eine seltsame Schwachheit, oder sie verborgene Reizungen besitzen, denen man noch weniger widerstehen kann, als der Schönheit.

Man besuchet sich einander noch lange Zeit nachher, und versichert mündlich, daß man sich liebet; wenn gleich das Betragen gegen einander das Gegentheil bezeuget.

Einen vergessen wollen, heißt so viel, als an ihn denken. Die Liebe hat das mit den Gewissensscrupeln gemein, daß sie durch das Nachdenken, und durch die Mühe, die man sich giebet, ihrer los zu werden, noch tiefer einwurzelt. Will man seine Leidenschaft schwächen, so muß man, wenn es seyn kann, gar nicht daran denken.

Diejenige, die man liebet, will man vollkommen glücklich, oder, wenn solches nicht seyn kan, vollkommen unglücklich machen.

Bedauren, was man liebet, ist, in Vergleichung mit demjenigen zu leben, was man hasset, eine Wohlthat.

So uneigennützig man auch gegen diejenigen ist, die man liebet, so muß man sich doch zuweiln zwingen, und so großmüthig seyn, daß man nimmt.

Derjenige kann nehmen, der dabey ein so zärtliches Vergnügen empfindet, als sein Freund, der es ihm giebet.

Ge-

Geben heißt handeln. Es heißt also nicht wegen seiner Wohlthaten leiden, oder dem Ungestümm und der Noth dererjenigen nachgeben, die uns bitten.

Wenn man denenjenigen, die man liebete, Wohlthaten erzeiget hat, so muß man daran niemals weiter gedenken.

Man hat ein lateinisches Sprüchwort, welches so viel saget: daß es nicht so viel kostet, einen zu hassen, als einen zu lieben, oder, daß die Freundschaft einem mehr zur Last gereichet, als der Haß. Es ist zwar an dem, daß man seinen Feinden nichts geben darf. Kostet es aber nichts, sich an ihnen zu rächen? Ists etwa angenehmer und natürlicher, denen, die man liebet, gutes, als denen, die man hasset, böses zu thun? Würde es nicht hart und beschwerlich seyn, ihnen solches nicht zu thun?

Es ist ein Vergnügen, denjenigen zu sehen, dem man eben eine Wohlthat erzeiget hat.

Ich weis nicht, ob eine Wohlthat, die man einem Undankbaren, und also einem Unwürdigen erzeiget, nicht einen andern Namen bekommt, und Dankbarkeit verdienet?

Die Freygebigkeit bestehet nicht darinn, daß man viel, sondern, daß man zu rechter Zeit giebet.

Wenn es an dem ist, daß das Mitleid und Erbarmen eine Rückkehr zu uns selbst ist, die uns in die Stelle dieser Unglückseligen setzet: woher kommet

es

es denn, daß wir ihnen ihr Elend so wenig zu erleichtern trachten?

Es ist besser, sich der Undankbarkeit aussetzen, als den Elenden nicht helfen.

Die Erfahrung bezeuget, daß die Weichlichkeit, oder die Nachsicht gegen sich selbst, und die Härtigkeit gegen Andere, eines und eben dasselbe Laster ist.

Ein zur Arbeit und Mühe abgehärteter Mensch, der gegen sich selbst unerbittlich ist, lässet andern, nur durch eine Ausschweifung der Vernunft, Nachsicht angedeyen.

So unangenehm es auch ist, einen dürftigen Menschen auf dem Halse zu haben, so siehet man es doch nicht gerne, wenn er durch eine anderweitige Versorgung, von dieser Unterwürfigkeit befreyet wird. Eben so gehet es auch in der Freundschaft. So sehr wir uns auch über die Erhebung unseres Freundes freuen, so wird diese Freude doch durch die kleine Mühe gemäßiget, die es uns kostet zu sehen, daß er mehr, als wir, oder wenigstens uns gleich, geworden ist. Man ist mit sich selbst nicht einig. Man will, daß Andere uns unterwürfig seyn sollen; es soll uns aber nichts kosten. Man wünschet, seine Freunde glücklich zu sehen; und wenn solches geschiehet, so ist die Freude nicht allemal die erste Regung, die man darüber verspüret.

Man nöthiget, man bittet, man bietet sein Haus, seinen Tisch, sein Vermögen, und seine Dienste an.

Alles dieses kostet nichts; allein Worthalten ist die Kunst.

Für sich selbst hat man an einem treuen Freunde gnug; und es ist viel, wenn man solchen findet. Für Andere aber kann man niemals Freunde gnug haben.

Wenn man alles in der Welt gethan hat, um sich gewisse Leute zu Freunden zu machen, solches aber nichts hilft, so ist kein anderes Mittel mehr übrig, als daß man sich ihrentwegen keine weitere Mühe giebet.

Mit seinen Feinden so umgehen, als wenn sie dereinstens unsere Freunde werden könnten; mit seinen Freunden so umgehen, als wenn sie dereinstens unsere Feinde werden könnten, ist weder der Natur des Hasses, noch den Regeln der Freundschaft gemäs. Es ist solches eine Regel der Klugheit, aber nicht der Sittenlehre.

Solche Leute muß man sich nicht zu Feinden machen, die, wenn man sie besser kennete, eine Stelle unter unsern Freunden verdieneten. Man muß so sichere und so redliche Freunde wählen, die, wenn sie auch unsere Freunde zu seyn aufhören, unsers Vertrauens nicht misbrauchen, noch sich zu furchtbaren Feinden machen.

Es ist angenehm, seine Freunde aus Hochachtung und Neigung zu besuchen. Es ist hingegen beschwerlich, aus Eigennutz mit ihnen die Freundschaft zu unterhalten. Dieß nenne ich betteln.

Man

Man muß sich mehrere Mühe geben, die Gunst dererjenigen zu erlangen, denen man gutes thun will, als derer, von denen man Wohlthaten erwartet.

Man giebet sich nicht so eifrige Mühe, sein Glück zu machen, als andere nichtswürdige Dinge zu erhalten, deren Werth blos in der Einbildung bestehet. Man hält es für eine Art der Freyheit, seinem Eigensinne zu folgen; und hingegen für eine Art der Sklaverey, seinem Glücke nachzulaufen. Es ist natürlich, daß man solches eiferig wünschet, und wenig daran arbeitet. Man hält sich für würdig, solches zu finden, ohne, daß man es suchet.

Wer das Glück, welches er suchet, zu erwarten weis, der verzweifelt nicht, wenn es ihm fehl schläget. Wer hingegen eine Sache mit großer Ungedult begehret, der setzet gar zu viel von dem Seinigen zu, als daß er durch einen glücklichen Erfolg gnug belohnet werden könnte.

Es giebet Leute, die eine Sache so heftig und begierig wünschen, daß sie aus Furcht, solche zu verfehlen, gerade die Mittel ergreifen, durch welche sie solche verfehlen.

Sachen, die man am eifrigsten wünschet, geschehen nicht, oder wenn sie ja geschehen, so geschehen sie weder zu der Zeit, noch unter den Umständen, da sie uns ein außerordentliches Vergnügen würden verursachet haben.

Man

Man muß vergnügt seyn, ehe man glücklich wird; Denn sonst müßte man befürchten zu sterben, ohne, daß man vergnügt gewesen wäre.

Das Leben ist kurz, falls solches anders diesen Namen nur alsdenn verdienet, wenn es angenehm gewesen ist. Wenn man bloß die Stunden zusammen rechnen wollte, die man in angenehmer Gesellschaft zugebracht hat, so würde man aus einer langen Reihe von Jahren kaum ein Leben von etlichen Monaten herausbringen.

Wie schwer ist es nicht, mit Jemanden zufrieden zu seyn!

Man würde sich nicht enthalten können, sich über den Untergang eines boshaften Menschen zu freuen. Alsdenn würde man der Früchte seines Hasses genießen; und von ihm alle den Vortheil ziehen, den man hofte, nämlich das Vergnügen über seinen Untergang. Dieser Mann stirbet endlich; Allein, er stirbet zu einer Zeit, da unser Nutzen es nicht erlaubet, uns darüber zu freuen. Er stirbet entweder zu früh, oder zu spät.

Einem stolzen Menschen fället es schwer, demjenigen zu verzeihen, der ihn auf einem Fehltritt betroffen hat, oder sich mit Recht über ihn beklaget. Sein Stolz wird nicht eher besänftiget, als bis er seinen Vortheil wieder ersiehet, und dem Andern die Schuld beymessen kann.

So,

So, wie wir uns dererjenigen je länger je mehr annehmen, denen wir Gutes thun, so hassen wir auch diejenigen je länger je heftiger, die wir beleidiget haben.

Es ist eben so schwer, das uns zugefügte Unrecht bald anfangs zu vergessen, als das Andenken davon, nach Verlauf einiger Jahre, annoch beyzubehalten.

Aus Schwachheit hasset man einen Feind, und suchet sich zu rächen. Aus Trägheit lässet man sich besänftigen, und rächet sich nicht.

Es geschiehet sowohl aus Trägheit, als aus Schwachheit, daß man sich von Andern beherrschen lässet.

Nach der Herrschaft über einen Andern muß man nicht auf einmal streben; noch dieses für ihn, und die Seinigen, so wichtige Werk, ohne alle Vorbereitung unternehmen. Sonst würde der Andere die Herrschaft und Gewalt bald inne werden, die man sich über seinen Verstand anmassen will, und dieses Joch entweder aus Schaam, oder aus Eigensinn abschütteln. Man muß von geringen Sachen den Anfang machen, und wenn solches gelinget, so darf man an dem ferneren Erfolge nicht zweifeln. Mancher vermogte im Anfange nichts mehr, als daß er den Andern zu einer Reise auf seine Güter, oder zur Rückreise nach der Stadt, bereden konnte. Endlich aber hat er es so weit gebracht, daß solcher ein Testament machte, und seinen leiblichen Sohn bloß im Pflichttheile zum Erben einsetzte.

Will man einen lange und unumschränkt beherrschen, so muß man sehr behutsam mit ihm umgehen, und ihm seine Unterwürfigkeit, so wenig, als möglich, empfinden lassen.

Manche lassen sich bis auf einen gewissen Grad beherrschen. Allein weiter ist mit ihnen nichts anzufangen. Man verlieret auf einmal den Weg zu ihrem Herzen und Verstande. Weder Stolz, noch Schmiegen und Biegen, weder Gewalt noch List kann sie bändigen. Es ist aber dabey dieser Unterschied, daß einige mit Recht und Grund, andere hingegen bloß aus Gemüthsbeschaffenheit und Neigung so beschaffen sind.

Es giebet Leute, die weder der Vernunft, noch einem guten Rathe Gehör geben. Sie verirren sich mit Fleiße, um nicht das Ansehen zu haben, daß sie sich von Andern beherrschen lassen.

Andere lassen sich in gleichgiltigen Dingen von ihren Freunden regieren. Sie begehren aber dagegen, dieselben in wichtigen Sachen, die viel zu bedeuten haben, zu leiten.

Drances will den Leuten weis machen, daß er seinen Herrn regieret, der solches aber eben so wenig glaubet, als die Welt. Mit einem Großen, bey dem man in Diensten stehet, beständig an solchen Oertern, und zu solcher Zeit sprechen, wo es sich nicht schicket; ihm etwas ins Ohr raunen, oder sich gegen ihn geheimnißvoller Ausdrücke bedienen; in seiner Gegenwart aus vollem Halse lachen; ihm ins

Wort fallen; sich zwischen ihm und denjenigen stellen, die mit ihm sprechen; denen, die ihm die Aufwartung machen, schnöde begegnen, oder voller Ungeduld warten, daß sie weggehen; sich in einer gar zu freyen Stellung neben ihn setzen; sich mit ihm rücklings ans Kamin lehnen; ihn beym Aermel zupfen; ihm aller Orten auf dem Fuße nachgehen; sich mit ihm gemein machen, und allerhand Freyheiten herausnehmen, zeiget ehe einen Gecken, als einen Liebling an.

Ein vernünftiger Mann lässet sich nicht von Andern beherrschen. Er begehret aber auch nicht, Andere zu regieren. Er will, daß die Vernunft allein und beständig herrschen soll.

Ich würde kein Bedenken tragen, einem vernünftigen Manne mein gänzliches Vertrauen zu schenken, und mich von ihm in allen Stücken ganz unumschränkt beherrschen zu lassen. Auf diese Art würde ich Gutes thun, ohne daß es mir die Mühe kostete, darüber zu rathschlagen. Ich würde der Zufriedenheit eines Menschen geniessen, der von der Vernunft regieret wird.

Alle Leidenschaften sind betrüglich. Sie verstellen sich vor den Augen der Andern, so viel, als sie nur können, und verbergen sich vor sich selbst. Es ist kein einziges Laster, welches nicht eine falsche Aehnlichkeit mit irgend einer Tugend hätte, und sich dadurch forthilft.

Man schläget ein geistliches Buch auf, und es rühret uns. Man schläget eine Liebesgeschichte auf, und sie machet bey uns einen Eindruck. Darf ich es wohl sagen? Das Herz allein vereiniget Dinge, die einander zuwider und unerträglich zu seyn scheinen.

Die Menschen erröthen nicht sowohl über ihre Laster, als über ihre Schwachheiten und Eitelkeit. Mancher ist offenbar ungerecht, gewaltthätig, meyneidig, und verläumderisch. Seine Liebeshändel aber, und seinen Ehrgeiz verbirget er; und zwar aus keiner andern Ursache, als um solche zu verbergen.

Der Fall träget sich niemals zu, da man sagen könnte, ich bin ehrgeizig gewesen. Man ist es entweder niemals gewesen, oder man ist es immer. Allein die Zeit kommet wohl, da man bekennet, ich bin verliebt gewesen.

Die Menschen fangen bey der Liebe an, und hören beym Stolze auf. Sie befindrn sich niemals in ruhigern Umständen, als wann sie sterben.

Nichts ist der Leidenschaft leichter, als sich über die Vernunft zu erheben. Ihr größter Triumph ist, wann sie über den Eigennutzen sieget.

Zum gesellschaftlichen Umgange wird mehr ein gutes Herz, als Verstand, erfodert.

Es giebet gewisse erhabene Gesinnungen, edle und grosse Handlungen, die mehr aus unserm guten Herzen, als aus unserm grossen Verstande herfliessen.

Es ist keine schönere Ausschweifung in der Welt, als wenn man in der Dankbarkeit ausschweifet.

Man muß ganz und gar keinen Verstand haben, wenn man in Liebe, Bosheit, und Noth solchen nicht finden kann.

Es giebet Oerter, die man bewundert. Es giebet Andere, die uns rühren, und an denen man gerne leben mögte.

Mich dünket, daß der Verstand, die Gemüthsart, die Leidenschaften, der Geschmack, und die Denkungsart von dem Orte abhangen, an dem man lebet.

Diejenigen, die Gutes thun, würden allein verdienen, beneidet zu werden, wenn man nicht eine noch bessere Parten ergreifen könnte, nämlich, daß man noch mehr Gutes thue. Man rächet sich dadurch auf eine sehr angenehme Art an denenjenigen, die uns eifersüchtig gemacht haben.

Einige hüten sich vors Lieben, und vors Versmachen, als für zwo Schwachheiten, die sie nicht gerne gestehen. Sie halten jenes vor eine Schwachheit des Herzens, und dieses vor eine Schwachheit des Verstandes.

Man verbietet uns zuweilen in unserm Leben so angenehme Vergnügungen, und so zärtliche Verbindungen, daß es ganz natürlich ist, wenn man wünschet, daß solche wenigstens erlaubet wären. So

grosse Reitzungen können von nichts anders übertroffen werden, als von der Reitzung, ihnen aus Liebe zur Tugend zu entsagen.

---

## Das fünfte Hauptstück
# Von der Gesellschaft,
oder
# Vom Umgange.

Es ist ein sehr abgeschmackter Karackter, wenn man gar keinen Karackter hat.

Einem zur Last fallen, ist die Rolle eines Thoren. Ein vernünftiger Mann kann bald merken, ob er angenehm ist, oder lange Weile verursachet. Er weis den Augenblick vorher zu verschwinden, ehe er zur Last fället.

Die Lustigmacher sind sehr häufig. Solch Ungeziefer giebet es aller Orten. Ein scherzhafter Kopf hingegen ist ein seltener Vogel. Selbst für einen Menschen, der von Natur so beschaffen ist, ist es gefährlich, seinen Karackter lange zu behaupten. Es geschiehet selten, daß ein Mensch, der Andern etwas zu lachen machet, sich Hochachtung erwirbet.

Es giebet viel Zotenreisser, noch mehr Verläumder, oder beissende Spötter, und wenig sinnreiche Köpfe. Es gehöret viel Witz, Artigkeit, und ein

grosser

grosser Reichthum an Einfällen dazu, wenn man mit Anständigkeit scherzen, und auch von den geringsten Sachen etwas sinnreiches sagen will. Ein solcher Mensch ist ein Schöpfer; er machet aus nichts etwas.

Wenn man auf alle das Frostige, Leere, und Kindische, so in den gewöhnlichen Unterredungen vorkommt, genau acht gäbe, so würde man sich schämen zu reden, oder zuzuhören; und sich vielleicht zu einem ewigen Stillschweigen verurtheilen. Doch dieß würde im gemeinen Umgange noch ärger seyn, als das unnütze Plaudern. Man muß sich also in alle Leute zu schicken wissen; und die Erzählung falscher Zeitungen, die ausschweifenden Anmerkungen über die gegenwärtige Regierung, und den Staatsnutzen der Fürsten, nebst der Vorbringung sinnreicher Gedanken, die immer eben dieselben sind, als ein nothwendiges Uebel erlauben. Man muß der Aronce die Freyheit gönnen, in Sprüchwörtern zu reden; und der Melinde, von sich selbst, von ihren Dünsten, von ihren Kopfschmerzen, und von ihrer Schlaflosigkeit zu sprechen.

Es giebet Leute, die uns, in den Gesellschaften, und in dem wenigen Umgange, den man mit ihnen hat, einen Eckel verursachen. Sie bedienen sich lächerlicher Ausdrücke, und neugebackener, oder wenn ich sie so nennen darf, uneigentlicher Redensarten. Sie verbinden gewisse Wörter, die man nirgends anders, als in ihren Reden, beysammen antrift, und Sachen anzeigen sollen, woran die ersten Erfinder derselben nicht gedacht haben. Sie folgen in ihrer Sprache weder der Vernunft, noch dem Gebrauche, sondern

nur ihrem wunderlichen Witze. Aus Begierde beständig zu scherzen, oder sich vielleicht sehen zu lassen, machen sie unvermerket ein Gewäsch, welches ihnen eigen ist, und endlich zur natürlichen Mundart wird. Sie begleiten eine so ausschweifende Sprache mit gezwungenen Geberden, und mit einer verstellten Aussprache. Sie sind mit sich selbst, und mit der Anmuth ihres Witzes, zufrieden. Man kann ihnen zwar den Verstand nicht gänzlich absprechen; Allein man beklaget sie, wegen ihres wenigen Verstandes; ja! was noch mehr ist, man leidet darunter.

Was sagst du? Acis, wie? ich verstehe dich nicht. Wolltest du es wohl noch einmal wiederhohlen? Ich verstehe dich noch weniger. Endlich errathe ichs. Du willst sagen: daß es kalt ist. Warum sagst du nicht, es ist kalt. Du willst mir melden, daß es regnet, oder schneyet, sag also: es regnet, es schneyet. Du findest, daß ich gesund aussehe, und willst mir deshalb Glück wünschen. Sag also: Sie sehen recht munter aus. Dieß ist, antwortest du mir, sehr gemein, und gar zu deutlich gesprochen, wer könnte nicht eben so sprechen? Was ist daran gelegen, Acis? ists wohl so ein grosses Unglück, daß man verständlich, und so, wie andere Leute, spricht? Eines fehlet dir nur, Acis, dir und deines gleichen, den Phöbussprechern. Du denkest solches wohl nicht, und ich werde dich in Erstaunen setzen. Eines mangelt dir nur, nämlich Verstand. Doch dieß ist noch nicht alles. Du hast auch eine Sache zu viel, nämlich die Meynung, daß du mehr Verstand besäßest, als Andere. Dieß ist die Quelle deiner prächtigen Galimathias, deiner

verwickelten Redensarten, und deiner grossen Wörter, die nichts bedeuten. Du redest Jemanden an, du trittst in ein Zimmer, ich zupfe dich beym Aermel, und sage dir ins Ohr: trachte nicht witzig zu seyn, habe keinen Verstand, dieß ist deine Rolle, rede natürlich, so wie die, denen du keinen Verstand zugestehest. Alsdenn wird man vielleicht glauben, daß du Verstand hast.

Wer kann sich wohl versprechen, in einer Gesellschaft eitele, leichtsinnige, vertraute, und kühne Leute zu vermeiden, die allein das Wort führen, und denen die Andern zuhören müssen. Man höret sie schon, wenn man noch in der Vorkammer ist. Man darf nicht fürchten, sie durch seine Ankunft zu stöhren. Sie fahren in ihrer Erzählung fort, ohne sich an die Ankommenden, und Weggehenden, oder an den Rang und die Verdienste der Anwesenden, im geringsten zu kehren. Sie legen denen, die eine neue Zeitung zu erzählen anfangen, ein Stillschweigen auf, um solche auf ihre Art zu erzählen, die besser ist. Sie haben sie vom Zamet, vom Ruccelai, oder vom Conchini gehöret, die sie nicht kennen, mit denen sie niemals gesprochen haben, und die sie Ew. Excellenz nennen würden, wenn sie mit ihnen sprächen. Sie nähern sich zuweilen dem Vornehmsten in der Gesellschaft, und beschenken ihn mit einem Umstande, den sie ihm ins Ohr flistern, den Niemand weis, und die Andern nicht wissen sollen. Sie verschweigen gewisse Namen, um die Geschichte, die sie erzählen, unkenntlich zu machen, damit Niemand solche errathe. Man bittet sie, man dringet in sie, aber vergebens. Es sind Sachen, die sie

nicht sagen, und Personen, die sie nicht nennen können. Sie haben ihr Wort von sich gegeben, es nicht zu sagen. Es ist eine Heimlichkeit, ein wichtiges Geheimniß. Ueberdem begehret man von ihnen etwas unmögliches. Sie wissen weder die Geschichte, noch die Personen.

Arrias hat alles gelesen, und alles gesehen. Wenigstens will er es den Leuten weis machen. Er ist ein allgemeiner Mann, und giebet sich dafür aus. Er will lieber lügen, als stillschweigen, und den Anschein haben, als ob er eine Sache nicht wisse. Man spricht an der Tafel eines vornehmen Herrn von einem nordischen Hofe. Sogleich fänget er an zu sprechen, und lässet diejenigen nicht zum Worte kommen, die das sagen wollen, was sie davon wissen. Er ist in diesem entfernten Reiche so bekannt, als ob er da zu Hause gehörete. Er spricht von den Sitten des dasigen Hofes, vom Frauenzimmer, von den Gesetzen und Gewohnheiten des Landes. Er erzählet Histörchens, die sich daselbst zugetragen haben; er findet sie lustig, und lachet darüber überlaut. Jemand waget es, und widerspricht ihm; er zeiget ihm ganz klärlich, daß er Dinge erzähle, die nicht wahr sind. Arrias lässet sich dadurch nicht irre machen. Er nimmt es übel, daß man ihm ins Wort fället. "Ich sage und erzähle nichts, saget er, als was ich von sicherer Hand weis. Ich habe es vom Sethon gehöret, der unser Gesandter am dasigen Hofe gewesen, und erst vor wenigen Tagen zurück gekommen ist. Ich kenne ihn sehr genau, ich habe mich bey ihm darnach erkundiget, und er hat mir alle Umstände erzählet." Als er hierauf mit größter

ter Zuversicht in seiner Erzählung fortfahren will: so saget ihm einer von den andern Gästen: das ist Sethon, mit dem sie sprechen, eben derselbe, der ganz neuerlich von seiner Gesandtschaft zurückgekommen ist.

In Gesellschaften muß man beydes vermeiden, sowohl eine gewisse Trägheit zum sprechen, oder ein tiefsinniges Nachdenken, welches uns von dem Gegenstande der Unterredung entfernet, und machet, daß wir dumme Fragen thun, oder thörichte Antwort geben; als auch eine ungestüme Aufmerksamkeit auf alle und jede Worte, die dem Andern entwischen, um solche aufzufangen, darüber zu scherzen, ein Geheimniß darunter zu finden, welches die Andern nicht einsehen, oder eine gewisse Zweydeutigkeit und Scharfsinnigkeit darinn zu suchen, um nur seine eigene sehen zu lassen.

In sich selbst vernarret seyn, und sich fest überreden, daß man vielen Verstand habe, ist ein Zufall, dem nur derjenige unterworfen ist, der entweder gar keinen, oder doch nur sehr wenigen Verstand hat. Wehe dem, der die Gespräche eines solchen Menschen anhören muß! wie viel artige Redensarten muß er nicht verschmerzen! wie viel ebenteuerliche Wörter! die plötzlich entstehen, eine Zeitlang währen, und bald wieder verschwinden. Wann er eine neue Zeitung erzählet: so geschiehet es nicht darum, um sie den Andern zu hinterbringen; sondern damit er die Ehre habe sie zu erzählen, und zwar wohl zu erzählen. Sie wird in seinen Händen ein Roman. Er lässet die Leute nach seiner Art denken; er leget ihnen seine

Redensarten in den Mund, und lässet sie viel plaudern. Er bringet endlich in Parenthesi Sachen vor, die vor eine Zwischenerzählung gelten können, und so lang sind, daß sowohl er, als die Zuhörer vergessen, wo sie in der ersten Erzählung sind stehen geblieben. Was würde er, und die Andern machen, wenn nicht zum Glücke Jemand dazwischen käme, und die Erzählung in Vergessenheit brächte?

Ich höre den Theodeckt, wenn er noch in der Vorkammer ist. Je näher er kommet, destomehr lässet er seine Stimme erschallen. Endlich tritt er ins Zimmer. Er lachet, er schreyet, er lachet überlaut. Man hält sich die Ohren zu, denn er erreget ein Donnerwetter. Sowohl die Sache, die er erzählet, als der Ton, mit dem er sie vorbringet, sind fürchterlich. Er wird endlich ruhig, und machet diesem Lärmen ein Ende, um Narrentheidungen, und Thorheiten vorzubringen. Er giebet auf die Zeit, auf die Personen, und auf den Wohlstand, so wenig acht, daß ein Jeder von den Anwesenden sein Theil bekommet, ohne daß es seine Absicht war. Ehe er sich noch setzet, so hat er schon die ganze Gesellschaft unwillig gemacht. Wenn man angerichtet hat: so setzet er sich zuerst an die Tafel, und zwar oben an. Das Frauenzimmer sitzet zu seiner Rechten, und zu seiner Linken. Er ißet, er trinket, er erzählet, er scherzet, er fället Andern ins Wort, und zwar alles auf einmal. Er machet keinen Unterscheid zwischen den Leuten, zwischen dem Wirthe, und den Gästen. Er misbrauchet die tolle Nachsicht, die man vor ihn hat. Giebet er, oder Eutidem den Schmaus? Er masset sich die Herrschaft über die ganze Tafel an;

und es ist nicht so unbequem, ihm solche gänzlich zu überlassen, als deshalb mit ihm zu zanken. Sein Karackter verändert sich auch nach dem Essen nicht im geringsten. Wenn man spielet, so gewinnet er. Er will den, der verlieret, aufziehen, und er beleidiget ihn. Die Lustigmacher sind auf seiner Seite; und man hält ihm alle seine Thorheiten zu gut. Ich werde es endlich überdrüßig, und entferne mich. Ich kann weder den Theodeckt, noch diejenigen ausstehen, die ihn leiden können.

Troil ist denjenigen sehr nützlich, die zu viel Vermögen haben. Er benimmt ihnen die Mühe, vor das Ueberflüßige zu sorgen, Geld zu sammlen, Verträge zu machen, die Kasten zuzuschliessen, Geld bey sich zu tragen, und einen Hausdieb zu befürchten. Er hilfet ihnen ihre Vergnügungen anordnen, und wird endlich fähig ihren Leidenschaften zu dienen. Ja er bringet es so weit, daß er sie ganz und gar beherrschet. Er ist das Orakel des ganzen Hauses. Man erwartet, was sage ich erwarten, man kommet seinen Befehlen zuvor, und erräth sie. Er saget, diesen Bedienten muß man bestrafen, und man züchtiget ihn; jenen muß man abschaffen, und man schaffet ihn ab. Ein Schmarotzer gefället ihm nicht, weil er ihm nicht lustig genug ist; er bekommet also seinen Abschied. Der Herr des Hauses ist glücklich, wenn Troil ihm seine Frau und Kinder lässet. Wenn er an der Tafel ist, und ein Gericht für wohlschmeckend ausgiebet: so finden der Herr, und die übrigen Gäste, die es ohne Ueberlegung assen, daß es wohlschmeckend ist, und können sich daran nicht satt essen. Giebet er hingegen ein anderes für unschmackhaft

aus:

aus: so getrauen sich diejenigen, die Geschmack daran fanden, nicht, den Bissen, den sie im Munde haben, herunter zu schlucken, sondern speyen ihn aus. Alle haben ihre Augen auf ihn gerichtet, und geben erst auf seine Geberden acht, ehe sie den Wein, oder das Essen loben. Man suche ihn ja nirgends anders, als in dem Hause dieses reichen Mannes, den er beherrschet. Hier isset er, hier schläfet er, hier verdauet er, hier schilt er seinen Bedienten aus, hier bestellet er seine Handwerksleute und seine Schuldner hin. Hier herrschet und regieret er in einem Saale, wo er die Besuche und Huldigung dererjenigen annimmt, die feiner sind, als andere; und nur durch seine Vermittelung zur Bekanntschaft des Herrn gelangen wollen. Wenn man zum Unglücke eine Gesichtsbildung hat, die ihm misfället: so runzelt er die Stirne, und wendet das Gesicht weg. Tritt man ihn an, so rühret er sich nicht von seinem Stuhle. Setzet man sich neben ihm, so rücket er weiter. Spricht man, so antwortet er nicht. Fähret man fort zu sprechen, so gehet er in ein ander Zimmer. Folget man ihm, so gewinnet er die Treppe. Er würde alle Stockwerke durchlaufen, und gar zum Fenster hinausspringen, ehe er sich einen Menschen zu nahe kommen liesse, dessen Gesicht, oder Sprache ihm nicht gefället. Denn er selbst siehet wohl aus, und hat eine angenehme Sprache. Eben dadurch hat er sich bey Andern einzuschmeichlen, und sie zu gewinnen gewußt. Mit der Zeit wird alles für ihn zu schlecht; und er ist viel zu groß, als daß er sich Mühe geben sollte, durch die geringste von seinen Gaben, durch die er sich im Anfange forthalf, ferner zu gefallen, und sich in seinem Ansehen zu erhalten. Es ist viel, daß er zuweilen sein

Still-

Stillschweigen, und tiefes Nachdenken unterbricht, um Andern zu widersprechen; und daß er einmal des Tages seinen Verstand zu zeigen würdiget, um Andere zu tadeln. Erwarte von ihm nicht, daß er deiner Meynung nachgebe, höflich sey, und dich lobe. Du bist nicht versichert, ob ihm dein Beyfall allemal lieb, und deine Höflichkeit allemal angenehm ist.

Einen Unbekannten, der auf der Post, bey einem Schmause, oder in der Schaubühne, von ungefehr neben uns zu sitzen kommet, muß man reden lassen. Es kostet uns keine weitere Mühe, ihn kennen zu lernen, als daß man ihm zuhöret. Man wird seinen Namen, seine Wohnung, sein Vaterland, den Zustand seines Vermögens, seine und seines Vaters Bedienung, das Geschlecht seiner Mutter, seine Anverwandten, seine Freundschaft, und sein Wapen bald wissen, und erfahren, daß er ein Edelmann sey, ein Schloß, schönes Hausgeräthe, Bedienten, und Kutsche und Pferde habe.

Es giebet Leute, die einen Augenblick ehe reden, ehe sie gedacht haben. Es giebet Andere, die eine läppische Aufmerksamkeit auf jede Silbe wenden, die sie sprechen. Sie sind wegen der Arbeit ihres Witzes beschwerlich; und gleichsam aus Redensarten und Ausdrücken zusammen gesetzet. Ihre Geberden, und ihre Stellung sind abgezirkelt. Sie befleißigen sich einer grossen Reinigkeit der Sprache, und brauchen nicht das geringste fremde Wort, wenn gleich solches die Sache noch so gut ausdrucket. Sie haben gar keine glückliche Einfälle. Es ist alles gekünstelt und gezwungen. Sie sprechen zierlich, aber eckelhaft.

Man muß in Gesellschaften seinen Verstand nicht sowohl zeigen, als vielmehr den Andern solchen bemerken lassen. Derjenige, der aus eines Andern Gesellschaft, mit sich, und seinem Verstande zufrieden, kommet, ist mit dem Andern vollkommen zufrieden. Die Menschen mögen nicht gerne bewundern, sie wollen gefallen. Sie suchen nicht sowohl unterrichtet und aufgemuntert zu werden, als vielmehr Beyfall zu erhalten, und sich beliebt zu machen. Das feineste Vergnügen ist, wenn man den Andern vergnügt machen kann.

Weder in unsern Gesprächen, noch in unsern Schriften, muß zu viel Einbildungskraft herrschen. Sie bringet oft nichts anders hervor, als leere und kindische Einfälle, die weder unsern Geschmack vollkommener machen, noch uns bessern. Unsere Gedanken müssen eine Wirkung unserer Ueberlegung seyn.

Es ist ein grosses Elend, wenn man weder Verstand, genug zu reden, noch Ueberlegung, genug zu schweigen, hat. Hierinn lieget der Grund der Unbesonnenheit.

Es wird gesunde Vernunft und Geschicklichkeit, sich wohl auszudrucken erfordert, wenn man eine Sache mit Bescheidenheit gut, und die andere schlecht nennen, und zugleich die Ursachen davon anführen will. Dieß ist gleichsam ein Geschäfte. Es ist weit kürzer, mit einer entscheidenden Stimme, die uns zugleich die Mühe ersparet, unser Vorgeben zu beweisen, den Ausspruch zu thun, daß sie abscheulich, oder bewundernswürdig sey.

Nichts

Nichts ist unnützer, als wenn man alles, was man saget, und sogar die gleichgiltigsten Sachen, mit langen und eckelhaften Eidschwüren bekräftiget. Ein ehrbarer Mann, der ja oder nein saget, verdienet, daß man ihm glaubet. Sein Karackter ist sein Bürge; er giebet seinen Worten Glaubwürdigkeit, und ziehet ihm alle Arten des Vertrauens zu.

Wer da immer versichert, daß er ein ehrlicher und redlicher Mann sey, keinem Menschen schade, und sich gefallen lasse, daß das Böse, so er Andern anthut, ihn selbst treffe; ja solches mit Eidschwüren bestätiget, der weis nicht einmal, einen redlichen Mann vorzustellen.

Ein redlicher Mann kann mit aller seiner Bescheidenheit nicht verhindern, daß man von ihm nicht das sage, was ein Schelm von sich selbst saget.

Kleon drucket sich nicht höflich, oder nicht richtig gnug aus; eines von beyden. Er füget aber hinzu, wie das so seine Art sey, und daß er sage, was er denke.

Man muß wohl, fertig, richtig, und zu gehöriger Zeit sprechen. Man verstößet gegen das letztere, wenn man in Gegenwart solcher Leute, die ihr Brod kümmerlich essen müssen, einen prächtigen Schmaus rühmet, den man gegeben hat; wenn man bey kränklichen Leuten seine gute Gesundheit preiset, wenn man einen Menschen, der weder baare Einkünfte, noch ein eigenes Haus hat, von seinen Reichthümern, von seiner Einnahme, und von der Auszierung seiner Zimmer unterhält; mit einem Worte, wenn man

mit unglücklichen und elenden Personen, von seinem Glücke spricht. Diese Unterredung ist für sie zu demüthigend, und die Vergleichung, die sie zwischen sich und Andern anstellen, ist verhaßt.

Sie, saget Eutiphron, sie sind reich, oder müssen es wenigstens seyn. Zehntausend Thaler Einkünfte, und zwar von liegenden Gründen, ist eine schöne und angenehme Sache. Man ist mit wenigerm glücklich. Er indessen, der dieses saget, hat jährlich funfzig tausend Thaler einzunehmen, und seiner Meynung nach, doch nur halb so viel, als er verdienet. Er schätzet den Andern, und bestimmet den Werth und Aufwand desselben. Wenn er ihn eines bessern Glücks, wornach er strebet, würdig hielte: so würde er ihm solches wenigstens wünschen. Doch er ist nicht der Einzige, der andere so schlecht schätzet, und so unhöfliche Vergleichungen anstellet. Die Welt ist voller Eutiphrons.

Jener, der der Gewohnheit zu loben folget, und in der Kunst zu schmeicheln, und die Sachen zu vergrößern, eine Fertigkeit erlanget hat, wünschet dem Theodem zu seiner abgelegten Rede Glück; ungeachtet er solche nicht gehöret, und auch noch Niemanden gesprochen hat, der dabey gegenwärtig gewesen ist. Er lobet ihn wegen seiner Geschicklichkeit, wegen seines guten Anstandes, insonderheit aber wegen seines getreuen Gedächtnisses; und Theodem war verstummet.

Man findet trotzige und unruhige Leute, die sich für sehr wichtige Personen halten. Ungeachtet sie

müßig

müßig sind, und nichts zu thun haben: so fertigen sie dennoch diejenigen, die zu ihnen kommen, mit kurzen Worten ab, und suchen nichts weiter, als ihrer los zu werden. Man spricht noch mit ihnen, und sie sind schon über alle Berge. Sie sind eben so unbesonnen, als diejenigen, die einen aufhalten, um ihm lange Weile zu verursachen. Vielleicht aber sind sie nicht so beschwerlich.

Bey gewissen Personen ist reden und beleidigen einerley. Sie sind beißend und höhnisch. Ihre Feder ist in Galle und Wermuth getunket. Spottreden, Beleidigungen und Anzüglichkeiten, laufen ihnen von den Lippen, wie ihr Speichel. Es würde ihnen nützlicher seyn, wenn sie stumm oder dumm geboren wären. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Verstand schadet ihnen mehr, als andern ihre Thorheit. Sie begnügen sich nicht daran, daß sie harte Antworten ertheilen. Sie fallen oft Andere auf eine ungezogene Art an. Sie schimpfen auf alles, was ihnen vorkommt, auf Anwesende, und Abwesende. Sie stoßen wie die Böcke von forne und von der Seite. So wenig man von den Böcken begehren kann, daß sie ihre Hörner ablegen sollen: eben so wenig darf man auch hoffen, diese harte, wilde, und ungelehrige Menschen, durch diese Abschilderung zu bessern. Das sicherste ist, daß man für sie, sobald man sie von weitem erblicket, aus allen Kräften, und ohne sich umzusehen, fliehet.

Es giebet Leute von einem gewissen Stof und Karakter, mit welchen man sich niemals abgeben, und über die man sich so wenig als möglich beschweren muß, ja wider welche es nicht einmal erlaubt ist recht zu haben.

Wenn zwo Personen sich heftig mit einander zanken, von denen die eine Recht und die andere Unrecht hat: so pflegen die Anwesenden gemeiniglich beyden Unrecht zu geben; entweder um den Ausspruch zu vermeiden, oder aus Gefälligkeit, die aber, meinem Bedünken nach, allemal am unrechten Orte angebracht ist. Ist dieß nicht eine wichtige Regel, und ein sehr dringender Bewegungsgrund nach Morgen zu fliehen, wenn der Thor im Abend ist, um nur nicht, so wie er, Unrecht zu haben.

Derjenige ist nicht für mich, den ich nicht zuerst anreden, noch ihn grüßen darf, ehe er mich grüßet, ohne mich in seinen Augen zu erniedrigen, und ihn in der guten Meynung zu bestärken, die er von sich selbst hat. Montagne würde sagen: Ich will freye Hände haben, und nach meiner Art höflich und gesprächig seyn, ohne mir darüber ein Bedenken und Gewissen zu machen. Ich mag nicht wider meine Neigung streiten, und meinem Naturelle zuwider seyn, welches mich zu demjenigen ziehet, der mir begegnet. Wann er meines gleichen, und nicht mein Feind ist: so grüße ich ihn zuerst. Ich frage ihn, was er mache, und wie er sich befinde. Ich biete ihm meine Dienste an, ohne im geringsten auf das Gepränge zu sehen. Derjenige ist nicht mein Mann, der mir diese Freyheit und Offenherzigkeit deswegen übel nehmen will, weil ich seine Gewohnheit und Art kenne. Wie kann ich mich, sobald ich ihn nur von weitem erblicke, erinnern,

daß

daß ich mir ein ernsthaftes und wichtiges Ansehen geben müße, welches ihm anzeiget, daß ich mich eben so viel, und vielleicht noch mehr dünke, als er. Soll ich mich meiner guten, und seiner schlechten Eigenschaften und Umstände erinnern, und solche in Vergleichung stellen? dieß ist für mich zu beschwerlich. Ich bin zu einer so strengen und schleunigen Aufmerksamkeit nicht geschickt. Ja wenn mir solche gleich zum erstenmal gelingen mögte: so müßte ich doch befürchten, mich zum zweytenmale zum Lügner zu machen. Ich kann mich nicht nöthigen, und zwingen, gegen Jemanden stolz zu seyn.

Bey aller seiner Tugend, Fähigkeit und guten Aufführung, kann man dennoch unerträglich seyn. Diejenigen Manieren, die man als Kleinigkeiten vernachläßiget, machen öfters, daß die Menschen gut, oder schlecht von uns urtheilen. Eine geringe Aufmerksamkeit, um angenehm und höflich zu seyn, verhindert ihr schlechtes Urtheil. Es gehöret fast nichts dazu, um für stolz, unhöflich, spröde, und unfreundlich gehalten zu werden. Es wird aber noch weniger erfordert, um für das Gegentheil von allen diesen Dingen angesehen zu werden.

Die Artigkeit flößet uns zwar nicht allemal Gütigkeit, Billigkeit, Gefälligkeit, und Dankbarkeit ein. Allein sie giebet uns wenigstens das Ansehen davon, und machet, daß der Mensch äußerlich so zu seyn scheinet, wie er innerlich beschaffen seyn sollte.

Man kann zwar die Artigkeit erklären, die Ausübung derselben aber kann man nicht bestimmen. Sie richtet sich nach der Gewohnheit, und nach den angenommenen Gebräuchen. Sie ist an die Zeit, Oerter, und Personen gebunden. Sie ist bey den beyden Geschlechtern, und bey den verschiedenen Ständen der Menschen nicht einerley. Durch den Verstand allein kann man sie nicht errathen. Er machet aber, daß man ihr aus Nachahmung folget, und darinnen immer vollkommener wird. Es giebet Gemüther, die nur blos zur Artigkeit geschickt sind. Es giebet andere, die nur großer Gaben und gründlicher Tugenden fähig sind. Artige Männer ertheilen den Verdiensten einen neuen Glanz, und machen sie angenehm; und man muß sehr erhabene Eigenschaften besitzen, wenn man ohne Artigkeit Beyfall erhalten will.

Die Artigkeit bestehet, meiner Meynung nach, in einer gewissen Aufmerksamkeit, seine Worte und Manieren so einzurichten, daß die Andern mit uns, und mit sich selbst zufrieden sind.

Man handelt gegen die Artigkeit, wenn man in Gegenwart solcher Leute, die uns zu gefallen, singen oder spielen, einen Andern, der eben diese Geschicklichkeit besitzet; oder in Gegenwart eines Dichters, der uns seine Arbeit vorlieset, einen andern Dichter, unmäßig lobet.

Die Gastmäler oder Schmäuse, die man Andern zu Ehren anstellet, die Geschenke, die man ihnen giebet; die Vergnügungen, die man ihnen verschaffet, kann man entweder gut, oder nach ihrem Geschmacke einrich-

richten. Das Letzte verdienet allemal den Vorzug vor dem Ersten.

Es würde eine Art von Ungezogenheit seyn, wenn man gegen alle und jede Lobeserhebungen unempfindlich seyn wollte. Solche Lobsprüche muß man mit Danke annehmen, die uns von rechtschaffenen Leuten beygeleget werden, welche nur das loben, was wirklich löblich ist.

Ein Mann, der Verstand hat, und von Natur stolz ist, lässet deswegen, weil er arm ist, von seinem Stolze, und von seiner Unbeugsamkeit nichts nach. Wenn ja etwas fähig wäre, sein Gemüth lenksamer, und ihn leutseliger, und gesellschaftlicher zu machen: so wäre es eine kleine Verbesserung seiner Glücksumstände.

Es ist eben kein sonderlicher Karackter, wenn man nicht alle schlechte Karackter, deren die Welt voll ist, vertragen kann. Im Handel brauchet man sowohl Gold, als Scheidemünze.

Mit Leuten umgehen, die sich verzürnet haben, und von beyden die gegenseitigen Klagen anhören müssen, ist beynahe eben soviel, als wenn man niemals aus einer Gerichtsstube kommet, und vom Morgen an, bis auf den Abend Proceße vortragen höret.

Gewisse Leute brachten ihre Tage in der größten Einigkeit zu. Ihre Güter waren gemeinschaftlich. Sie wohneten in einem Hause, und verloren einander nicht aus den Augen. Nach mehr denn achtzig Jahren

bemerkten sie, daß sie sich trennen, und ihre Gemeinschaft aufheben müßten. Sie hatten nur noch einen Tag zu leben, und getraueten sich nicht, solchen bey einander zuzubringen. Sie eileten noch vor ihrem Tode, mit einander zu brechen, und ihre Gefälligkeit erstreckte sich nur so weit. Zu einem guten Beyspiele lebten sie zu lange. Wären sie einen Augenblick eher gestorben: so hätten sie ein sehr seltenes Muster einer dauerhaften Freundschaft hinterlassen.

Das Innere der Familien ist öfters durch Mistrauen, Eifersucht, und Widerwillen gestöret, da doch dem äusserlichen Scheine nach, Zufriedenheit, Vergnügen, und Ruhe, in denselben herrschen. Man setzet in denselben einen Frieden voraus, der nicht vorhanden ist; und wenige würden gewinnen, wenn man sie genau erforschete. Der Besuch, den man abstattet, unterbricht einen häuslichen Zank, der gleich wieder angehet, sobald man fortgegangen ist.

In Gesellschaften giebet die Vernunft zuerst nach. Die Klügsten werden oft vom größten Thoren, oder vom wunderlichsten Menschen geleitet. Man erforschet seine Schwäche, seine Gemüthsart, seinen Eigensinn. Man bequemet sich ihm. Die geringste Heiterkeit, die sich auf seinem Gesichte zeiget, bringet ihm Lobsprüche zuwege. Man rechnet es ihm als ein Verdienst an, daß er nicht allemal unerträglich ist. Er wird gefürchtet, und geschonet, man gehorsamet ihm, man liebet ihn zuweiln.

Nur diejenigen, die alte Verwandten, von denen sie erben wollen, gehabt haben, oder noch haben, können sagen, wie viel solches kostet.

Kle-

Kleant ist ein sehr braver Mann. Er hat die beste und vernünftigste Frau von der Welt geheyrathet. Er sowohl, als sie, machen eine ganze Gesellschaft, in der sie sich befinden, vergnügt und aufgeräumt. Mann kann nicht mehr Redlichkeit und Artigkeit finden; Allein, den Tag darauf trennen sie sich. Ihre Ehescheidung ist schon gerichtlich ausgefertiget. Es giebet, ohne Streit, gewisse Verdienste, die nicht bey einander bestehen können, und Tugenden, die unverträglich sind.

Auf den Brautschatz, auf das Leibgeding, und auf die übrigen Verträge, kann man ganz sichern, auf den freyen Tisch und freye Wohnung aber, sehr wenigen Staat machen. Denn diese letztere hänget von der sehr zerbrechlichen Einigkeit zwischen der Schwiegermutter und der Schwiegertochter ab, die öfters noch im ersten Jahr ein Ende nimmt.

Ein Schwiegervater liebet seinen Schwiegersohn, und seine Schwiegertochter. Eine Schwiegermutter liebet ihren Schwiegersohn, aber nicht ihre Schwiegertochter. Beydes ist gegenseitig.

Eine Stiefmutter liebet nichts auf der Welt weniger, als die Kinder ihres Mannes. Je mehr sie in denselben vernarret ist, eine desto ärgere Stiefmutter ist sie.

Die Stiefmütter machen die Städte und das Land öde; und bevölkern eben so gut, als die Armuth, die Erde mit Bettlern, Landstreichern, Dienern und Sklaven.

G. und H. sind Grenznachbarn. Ihre Güter liegen dicht bey einander. Sie wohnen in einer einsamen und öden Gegend. Da sie von allen Städten und von aller Gesellschaft entfernet sind, so sollte man glauben, daß die Furcht für eine gänzliche Einsamkeit, und die Liebe zur Gesellschaft, sie bewegen sollte, eine genaue Freundschaft zu unterhalten. Indessen ist es schwer, die Kleinigkeit anzugeben, um derentwillen sie sich verzürnet haben, die sie zu unversöhnlichen Feinden machet, und ihren Haß auf ihre Nachkommen vererben wird. Verwandte, ja selbst Brüder, haben sich niemals wegen einer geringern Sache entzweyet.

Ich bin versichert, daß, wenn auch nur zween Menschen auf der ganzen Welt wären, und solche unter sich getheilet hätten, so würden sie doch bald mit einander in Streit gerathen, wenn es auch nur der Grenze wegen wäre.

Oft ist es viel kürzer und nützlicher, Andern nachzugeben, als zu begehren, daß sie sich nach uns richten sollen.

Ich nähere mich einer kleinen Stadt, und erblicke solche bereits von einem Hügel. Sie lieget auf einer Anhöhe. Ein Bach fließet ihre Mauren vorbey, und schlängelt sich hernach durch eine schöne Wiese. Ein dicker Wald schützet sie sowohl für die Kälte, als für den Nordwind. Ich sehe sie aus einem so schönen Gesichtspunkte, daß ich alle ihre Thürme und Spitzen zählen kann. Sie scheinet gleichsam auf dem herabhangenden Hügel gemalen zu seyn. Ich er-

ergötze mich, und rufe aus: was für ein Vergnügen muß es nicht seyn, in einer so angenehmen Gegend, und an einem so lustigen Orte zu wohnen! Ich komme endlich in die Stadt, und bin kaum zween Tage da, so gehet es mir so, wie ihren Einwohnern; ich will wieder weg.

Eine Sache hat man niemals auf Erden gesehen, und wird sie auch, allem Anscheine nach, niemals sehen, nämlich eine kleine Stadt, die nicht in verschiedene Parteyen getheilet ist; wo die Familien einig sind, und Verwandte mit einander vertraulich umgehen; wo eine Heyrath nicht einen bürgerlichen Krieg erreget; wo nicht alle Augenblicke beym Abendmalgehen, bey Taufen, bey Hochzeiten und bey Begräbnissen, Rangstreitigkeiten entstehen; wo die Klatschereyen, das Lügen und Verläumden verbannet ist; wo der Amtmann mit dem Burgermeister, die Rathmänner mit den Schöppen, und der Prediger mit dem Kuster gute Freunde sind.

Die Landleute und die Thoren werden bald böse, und glauben, daß man sich über sie aufhält, oder sie verachtet. Man muß niemals, auch auf die höflichste und erlaubteste Art, scherzen, als mit Leuten, die artig sind, und Verstand haben.

Mit Grossen kann man nicht scherzen, denn sie beschützet ihr Stand, mit Geringen auch nicht, denn die werden böse.

Verdienstvolle Personen wissen sich einander zu erkennen, und zu unterscheiden. Wenn man hoch ge-

geschätzet seyn will, so muß man mit hochachtungswürdigen Personen umgehen.

Ein vornehmer Herr, dem man nicht gleiches mit gleichem vergelten kann, muß niemals auf eine beißende Art scherzen.

Es giebet kleine Fehler, die man dem Tadel gerne preis giebet. Wir nehmen es nicht übel, wann man uns solcherwegen aufziehet. Eben solche Fehler müssen wir also erwählen, um Andere aufzuziehen.

Ueber vernünftige Leute lachen, ist ein Vorrecht der Thoren. Sie sind in der Welt das, was die Narren bey Hofe sind. Sie haben nichts zu bedeuten.

Die Spötterey ist öfters eine Dürftigkeit des Geistes.

Du glaubest, den Andern zum besten zu haben. Er stellet sich so. Wer ist also einfältiger, er oder du?

Wenn man genau acht giebet, was das für Leute sind, die niemals loben, beständig tadeln, und mit keinem Menschen zufrieden sind, so wird man erkennen, daß es eben die sind, mit denen Niemand zufrieden ist.

Durch Stolz und Verachtung Anderer ziehen wir uns, in Gesellschaften, gerade das Gegentheil von demjenigen zu, was wir suchen, wenn solches nämlich darinnen bestehet, daß wir uns Hochachtung erwerben wollen.

Das größte Vergnügen in Gesellschaft guter Freunde, wird durch eine Gleichförmigkeit des Geschmacks, so viel die Sitten anbetrift, und durch verschiedene Meynungen in gelehrten Sachen, zuwege gebracht. Man wird dadurch entweder in seiner Meynung bestärket, oder man übet sich, und wird durch diesen kleinen Streit unterrichtet.

Man kann es in der Freundschaft nicht weit bringen, wenn man nicht weis, sich einander kleine Fehler zu gut zu halten.

Wie viel schöne und unnütze Gründe suchet man nicht hervor, um denjenigen zu beruhigen, den ein großer Unfall betroffen hat. Aeußerliche Dinge, die man Begebenheiten nennet, vermögen oft mehr, als Vernunft und Natur. Iß, trink, laß dich von deinem Kummer nicht aufreiben, sey vergnügt, sind schlechte Trostgründe, die öfters etwas unmögliches begehren. Ist es wohl vernünftig, daß du dich so beunruhigest? Heißt dieß nicht eben so viel gesagt, als: Bist du närrisch geworden, weil du unglücklich bist?

Der gute Rath, der bey Geschäften so nützlich ist, ist oft im gemeinen Leben demjenigen schädlich, der ihn giebet, und demjenigen unnütz, dem er gegeben wird. Man zeiget dem Andern in seinen Sitten gewisse Fehler; allein, er will sie nicht bekennen, oder hält sie gar für Tugenden. Man will in gelehrten Werken gewisse Stellen auslöschen; allein, der Verfasser hält sie für unvergleichlich; sie gefallen ihm am besten; und er glaubet sich darinnen selbst übertrof-

troffen zu haben. Man verlieret also das Vertrauen seiner Freunde, ohne daß man sie gebessert, oder geschickter gemacht hat.

Es ist nicht lange, daß sich gewisse Personen beyderley Geschlechts verbanden, uud eine witzige Gesellschaft errichteten Sie überließen dem Pöbel die Kunst, verständlich zu sprechen. Eine Sache, die in ihrer Gesellschaft etwas undeutlich vorgetragen wurde, wurde von einer noch dunklern, und diese von einem wahren Räthsel abgelöset, welches aber allemal großen Beyfall erhielt. Sie brachten es endlich durch das, was sie Zärtlichkeit, Empfindungen, Schwung und feine Ausdrücke nannten, so weit, daß Keiner, und sie selbst sich nicht mehr verstanden. Zu dergleichen Unterredungen wurde weder gesunde Vernunft, noch Beurtheilung, noch Gedächtniß, noch die geringste Geschicklichkeit, sondern nur Witz erfordert; und zwar nicht guter, sondern schlechter Witz, an welchem die Einbildungskraft zu vielen Antheil hat.

Ich weis, Theobald, du bist älter geworden; begehrest du aber auch, daß ich glauben soll, daß du nachgelassen hast, und kein Dichter, kein Witzling mehr bist; daß du itzo ein eben so elender Kunstrichter, als Schriftsteller, und in Gesellschaften nicht mehr aufgeweckt und zärtlich bist? Dein freyes und hochmüthiges Wesen überzeuget mich vom Gegentheile. Du bist also noch eben so, wie du ehedem warest, und vielleicht noch besser. Da du in deinem itzigen Alter noch so lebhaft und ungestüm bist, was für einen Namen mußte man dir in deiner Jugend geben,

ben, da du der Günstling und Abgott gewisser Frauenzimmer warest, die nur bey dir und auf dein Wort schwuren, und sagten: Das ist fürtreflich! was sagte er?

Man spricht in Gesellschaften heftig; entweder aus Eitelkeit, oder aus Gewohnheit; selten aber aus gehöriger Aufmerksamkeit. Man ist beschäftiget, auf das zu antworten, was man nicht gehöret hat. Man folget daher seinen Begriffen, und erkläret solche, ohne auf das, was die andern vorbringen, im geringsten acht zu geben. Man bemühet sich um nichts weniger, als um die Wahrheit zu finden. Man ist noch nicht einmal einig, welche Wahrheit man suchen wolle. Wer dergleichen Unterredungen anhören und aufschreiben könnte, der würde uns zuweiln sehr schöne Sachen liefern, die aber keinen Zusammenhang haben.

Es herrschete eine Zeitlang eine Art eines abgeschmackten und kindischen Umgangs, der blos auf nichtswürdige Fragen hinauslief, die das Herz, und das, was man Leidenschaft und Zärtlichkeit nennet, betrafen. Das Lesen einiger Romanen hatte solche bey den angesehensten Personen der Stadt und des Hofes eingeführet. Doch diese haben sie wieder abgeschaffet, und itzt belustiget sich die Bürgerschaft daran, und an den zweydeutigen Ausdrücken.

Einige Frauenspersonen aus der Stadt stellen sich, als wenn sie die Namen gewisser Straßen, Plätze, und öffentlicher Oerter, die ihnen nicht schön genug zu seyn scheinen, nicht wissen, oder wollen sie doch

nicht

nicht nennen. Sie sagen: das Schloß, der Schloßplatz. Allein sie brauchen Umschweife, und weithergehohlte Redensarten, ehe sie gewisse Namen aussprechen. Wenn ihnen solche ja entwischen, so verdrehen sie dieselben ein wenig, oder setzen ein mit Urlaub zu sagen hinzu. Sie sind hierinnen nicht so frey, als das Hoffrauenzimmer, die, wenn sie in ihren Gesprächen den Fischmarkt, oder das Stockhaus, nennen müssen, gerade heraus sagen: der Fischmarkt, das Stockhaus.

Wenn man sich zuweiln stellet, als ob man sich auf gewisse Namen nicht besinnen könne, weil man sie für unbekannt hält, oder wenn man solche in der Aussprache verhunzet, so geschiehet solches wegen der guten Meynung, die man von seinem Namen hat.

Man saget aus Scherz, oder im freyen Umgange, gewisse frostige Sachen, die man für frostig ausgiebet, und nur deswegen gut findet, weil sie außerordentlich schlecht sind. Diese niederträchtige Art zu scherzen, ist vom Pöbel, dem sie eigenthümlich zugehöret, bis zu einem großen Theil der jungen Hofleute übergangen, und hat solchen angestecket. Sie ist zwar gar zu abgeschmackt, und zu grob, als daß man fürchten dörfte, daß sie weiter um sich greifen, und sich in einem Lande ausbreiten werde, welches der Mittelpunkt des guten Geschmacks, und der Artigkeit ist. Indessen muß man doch denen, die sich solche angewöhnet haben, einen Abscheu davor beybringen; Denn ob sie gleich niemals im Ernste vorgebracht wird, so vertritt sie doch sowohl in

ihrem Witze, als auch im gewöhnlichen Umgange, die Stelle einer bessern Sache.

Wann ich wählen soll, entweder schlechte Sachen vorzubringen; oder gute, die jedermann weis, und solche für was Neues auszugeben: so bedenke ich mich keinen Augenblick.

Lukan redet hievon sehr artig, Claudian hat einen sinnreichen Einfall, im Seneka findet man eine Stelle . . . und darauf führet man eine lange Reihe lateinischer Wörter an, in Gesellschaft solcher Leute, die es nicht verstehen, und sich doch stellen, als ob sie es verstünden. Das ganze Kunststück bestehet darinn, daß man viel Verstand und grossen Witz besitzet. Alsdenn würde man entweder der alten entbehren können, oder wenn man sie mit Aufmerksamkeit gelesen hat, nur die Besten von ihnen erwählen, und sie zu rechter Zeit anführen.

Fermagoras weis nicht, wer König von Ungarn ist. Er wundert sich, daß man des Königs von Böhmen gar nicht erwähnet. Von denen in Flandern und Holland geführten Kriegen muß man nicht mit ihm sprechen, oder ihn wenigstens verschonen, darauf zu antworten. Er verwechselt die Zeiten. Er weis nicht, wenn diese Kriege angiengen, noch wenn sie geendiget wurden. Schlachten, Belagerungen, alles ist ihm neu. Von dem Kriege der Riesen aber ist er völlig unterrichtet. Er erzählet den Anfang und Ausgang desselben, und so gar die kleinsten Umstände. Er entwickelt das fürchterliche Chaos der Geschichte des assyrischen und babilonischen Reichs. Er kennet Egypten, und dessen kleine Herrschaften aus dem Grunde. Ver-

sailles hat er niemals gesehen, und will es auch nicht sehen. Den babilonischen Thurm aber hat er beynahe gesehen. Er zählet die Stuffen desselben; er weis, wie viel Baumeister dieses Werk regieret, und wie sie geheissen haben. Soll man wohl glauben, daß er König Heinrich den Vierten, für einen Sohn Heinrichs des Dritten hält. Die Geschichte Frankreichs und der Häuser Oesterreich und Bayern achtet er für nichts. Das sind, seiner Meynung nach, Kleinigkeiten. Die Reiche der babilonischen und medischen Könige aber, weis er auf den Fingern herzuzählen. Die Namen Apronal, Herigebal, Noesnemordach, Mardokempad, sind ihm so geläufig, als uns die Namen der Könige aus dem Hause Valois und Bourbon. Er fraget, ob der Kaiser jemals sey vermählet gewesen? Allein, daß Ninus zwo Frauen gehabt habe, das darf man ihn nicht lehren. Er höret, daß der König sich vollkommen wohl befindet, sogleich erinnert er sich, daß Thetmosis König in Egypten, beständig kränklich gewesen sey, und diese schwächliche Leibesbeschaffenheit von seinem Großvater, Alipharmutosis, geerbet habe. Was weis er nicht, und was für Sachen aus dem ehrwürdigen Alterthume sind ihm wohl unbekannt? Er weis zu erzählen, daß Semiramis, oder wie Andere sie nennen, Serimaris, so wie ihr Sohn Ninias gesprochen habe, so, daß man sie an der Sprache von einander nicht unterscheiden können. Allein ob sie eine so männliche Stimme, als ihr Sohn, oder dieser eine so weibische, als seine Mutter gehabt habe, das getrauet er sich nicht zu entscheiden. Er weis, daß Nimrod links gewesen ist, und Sesostris,

sich

sich der linken Hand so gut, als der rechten, habe bedienen können. Er entdecket, wie es ein Irrthum sey, daß der eine Artaxerxes deswegen den Zunamen, mit der langen Hand, bekommen habe, weil ihm die Hände bis an die Knie reichten; indem nur eine Hand länger gewesen ist, als die Andere. Er füget hinzu; wie zwar sehr ansehnliche Schriftsteller der Meynung wären, daß solches die rechte Hand gewesen sey; jedoch glaube er, solches mit guten Gründen von der Linken behaupten zu können.

Askan ist ein Bildhauer, Legion ein Gelbgiesser, Aeschin ein Weisgerber, und Cidias, ein Witzling. Dieß ist seine Handthierung. Er hat ein Schild ausgehangen, eine Werkstatt, bestellte Arbeit, und Gesellen, die bey ihm arbeiten. Vor Ablauf eines Monats kann er das Gedicht nicht liefern, welches er Ihnen versprochen hat; wofern er anders der Dosiethee Wort halten will, die eine Elegie bey ihm bestellet hat. Ein Schäfergedicht ist in der Arbeit, um welches ihn Krantor, unter Versprechung einer reichen Belohnung, plaget. Begehren sie etwas Prosaisches, oder Poetisches? Er kann mit beyden dienen. Begehren sie ein Trostschreiben, wegen eines Todesfalles, oder wegen einer langen Abwesenheit? Er wird es machen. Sie finden dergleichen bey ihm schon fertig. Wenn sie sich in sein Waarenlager bemühen wollen: so haben sie das Auslesen. Er hat einen Freund, der nichts weiter auf der Welt zu thun hat, als daß er gewissen Leuten seine Bekanntschaft verspricht, und ihn, als einen Menschen von seltenem und auserlesenem Umgange, in gewisse Häuser führet. So wie ein Sän-

ger singet, und ein Lautenist seine Laute schläget: so bringet Eidias, vor Personen, die ihn bestellet haben, nachdem er sich geräuspert, seine Handkrausen in Ordnung geleget, seinen Arm ausgestrecket, und die Hand geöfnet hat, seine quintessentiirte Einfälle, und sophistische Gespräche zu Markte. Er ist von denenjenigen ganz unterschieden, die zwar in den Grundsätzen einig sind, sich aber doch einander in die Rede fallen, um ihre Einstimmung zu erkennen zu geben. Er hingegen, wenn er den Mund aufthut, so widerspricht er. Mich dünket, saget er lächelnd, daß gerade das Gegentheil von dem, was sie sagen, wahr ist; oder, ich kann Ihnen unmöglich Beyfall geben; oder wohl gar, ich hätte mir ehedem eben die Grille in Kopf gesetzet, allein = = = man muß, füget er hinzu, auf drey Dinge dabey acht geben; und er füget noch das vierte hinzu. Abgeschmackter Schwätzer! Er hat kaum den Fuß ins Zimmer gesetzet, so suchet er sich sogleich einige Frauenspersonen aus, bey welchen er sich einschmeichlen, seinen Witz, oder seine Gelehrsamkeit zeigen, und seine seltsamen Erfindungen anbringen kann. Er mag reden, oder schreiben: so muß man nicht glauben, daß er das Wahre, oder Falsche, das Vernünftige, oder Lächerliche zu seinem Augenmerk habe. Er suchet nur zu vermeiden, daß er nicht Andern beystimme, oder mit ihnen gleicher Meynung sey. Daher entdecket er in einer Versammlung seine Meynung niemals ehe, als bis alle Andere ihre Gedanken über die Materie eröfnet haben, die von ungefehr vorgekommen ist, oder welche er selbst auf die Bahn gebracht hat, damit er mit einem Lehrertone ganz neue, und seinem Vorgeben nach, entscheidende, und un-

wi-

widersprechliche Sachen vorbringen könne. Cidias stellet sich dem Lucian und Seneka an die Seite. Er dünket sich mehr zu seyn, als Plato, Virgil und Theokrit. Sein Schmeichler suchet ihn alle Morgen in dieser Meynung zu bestärken. Da er mit den Verächtern des Homers einerley Geschmack und Vortheil hat: so erwartet er ganz gelassen, daß die Welt endlich ihres Irrthums überführet werden, und selbigem die neuern Dichter vorziehen soll. In diesem Falle setzet er sich an die Spitze der letztern, und wem der zweyte Rang gebühret, weis er auch. Mit einem Worte, er ist ein Mischmasch von einem Pedanten, und von einem sich viel dünkenden Menschen. Er scheinet dazu gemacht zu seyn, sich von der Bürgerschaft, und von Landleuten bewundern zu lassen. Man findet an ihm nichts grosses, als die Meynung, die er von sich selbst hat.

Eine grobe Unwissenheit flößet einem den Lehrerton ein. Ein Mensch, der nichts weis, glaubet Andern das zu lehren, was er eben gelernet hat. Derjenige hingegen, der viel weis, denket nicht einmal, daß das, was er saget, unbekannt seyn könne. Er spricht daher ganz gelassen.

Die größten Sachen darf man nur ganz ungekünstelt erzählen. Der Nachdruck verdirbet sie nur. Die kleinsten Sachen hingegen muß man auf eine edle Art vortragen. Nur die Ausdrücke, der Ton, und die Art, wie man sie erzählet, ertheilen ihnen einen Werth.

Meinem Bedünken nach, kann man alle Sachen mündlich auf eine feinere Art vortragen, als schriftlich.

Nur eine ehrliche Herkunft, und eine gute Erziehung, machen die Menschen geschickt, das ihnen anvertraute Geheimniß bey sich zu behalten.

Ein jedes Vertrauen ist gefährlich, wann es nicht vollkommen ist. Es sind wenige Gelegenheiten, wo man nicht entweder alles entdecken, oder alles verschweigen muß. Demjenigen hat man schon zu viel von seinem Geheimnisse offenbaret, dem man, wie man dafür hält, einen Umstand verschweigen muß.

Gewisse Leute versprechen das ihnen anvertraute Geheimniß zu bewahren, und sie entdecken es, wiewohl unwissend. Sie rühren nicht die Lippen, und man verstehet sie doch. Man lieset es ihnen an der Stirne, und aus den Augen. Man siehet ihnen ins Herz; sie sind durchsichtig. Andere sagen zwar nicht die Sache selbst, die man ihnen anvertrauet hat. Allein sie reden und handeln auf eine solche Art, daß man sie von selbst erräth. Andere verachten das ihnen anvertraute Geheimniß, so wichtig es auch ist. Es ist ein Geheimniß, der und der hat es mir offenbaret, und nachzusagen verboten; und sie sagen es.

Wann ein Geheimniß entdecket wird, so ist es die Schuld dessen, der solches Andern anvertrauet hat.

Nikander erzählet Elisen, auf was für eine angenehme und höfliche Art, er mit seiner seligen Frauen, von dem Tage an, da er nach ihr freyete, bis an ihren Tod umgegangen ist. Er hat ihr schon gesagt, wie es ihm nahe gienge, daß sie ihm keine Kinder hinterlassen hätte; und er saget es ihr noch einmal. Er spricht von den Häusern, die er in der Stadt hat; und bald darauf von seinem Landgute. Er rechnet die Einkünfte her, die es ihm träget; er zeichnet

die Gebäude ab; er rühmet die bequemen Zimmer, nebst der Pracht und Sauberkeit des Hausgeräths. Er versichert, daß er gerne was gutes essen und trinken möge, und Kutsche und Pferde halte. Er beklaget sich, daß seine Frau aus den Gesellschaften, und aus dem Spiele nichts mache. Da sie so reich sind, hat einer seiner Freunde zu ihm gesaget, warum kaufen sie nicht diese Bedienung? Warum erstehen sie nicht dieses Gut? um ihre Ländereyen zu vergrößern. Man hält mich für reicher, füget er hinzu, als ich wirklich bin. Er vergißt nicht seine Herkunft, und seine Verwandtschaft. Mein Vetter der Staatsminister; die Frau Kanzlerinn meine Verwandtinn; so spricht er. Er erzählet gewisse Umstände, um zu erkennen zu geben, daß er mit seinen nächsten Anverwandten, und sogar mit seinem vermuthlichen Erben, misvergnügt sey. Hab ich Unrecht? saget er zu Elisen, hab ich Ursache ihnen wohlzuwollen? Er giebet zu verstehen, daß er kränklich sey, und in keiner gesunden Haut stecke; ja! er erwähnet bereits des Gewölbes, in welchem er will begraben werden. Er ist liebkosend, schmeichelhaft, und dienstfertig, gegen alle diejenigen, die er bey der Person findet, nach der er strebet. Allein Elise hat nicht das Herz, durch eine Heyrath mit ihm reich zu werden. Indem er noch spricht, meldet man einen Edelmann an, der bloß durch seine Gegenwart die Bemühungen des Staatsmanns fruchtlos machet. Nikander stehet voller Verwirrung und Verdruß auf; und gehet fort, um anderer Orten zu erzählen, daß er wieder heyrathen wolle.

Der Weise meidet zuweiln die Welt, weil er lange Weile zu haben fürchtet.

## Das sechste Hauptstück
## Von den Glücksgütern.

Ein sehr reicher Mann kann sich eine leckerhafte Tafel halten; das Getäfel seiner Zimmer, und seine Alkoven ausmachen lassen; einen Pallast auf dem Lande und einen in der Stadt besitzen; einen glänzenden Aufzug machen; seine Tochter an einen Herzog verheyrathen; und aus seinem Sohne einen vornehmen Herrn machen; dieß ist billig, und schicket sich für ihn. Andere Leute aber leben vielleicht vergnügt.

Eine vornehme Geburt, oder ein grosses Glück, sind Herolde der Verdienste, und machen, daß man sie desto ehe bemerket.

Ein hochmüthiger Geck ist wegen seines Hochmuths zu entschuldigen. So bald er ein großes Glück gemacht hat: so giebet man sich Mühe, Verdienste bey ihm zu finden, die er niemals gehabt hat, und sie so groß zu machen, als sie in seinen eigenen Augen sind.

Je mehr das Glück, und die großen Güter bey einem Menschen abnehmen: je sichtbarer machen sie das Lächerliche, welches sie bedeckten, und vorher von Niemanden bemerket wurde.

Sollte man sich wohl einbilden können, daß einige Stücke Geld mehr oder weniger, eine so seltsame Ungleichheit zwischen den Menschen zuwegebrächten,

wenn man es nicht mit seinen eigenen Augen sähe?

Diese mehrere, oder wenigere Stücke Geld machen, daß man den Degen, oder die Feder, oder die Kutte ergreifet. Man hat zu diesen Dingen beynahe keinen andern Beruf.

Zween Kaufleute, die Nachbarn waren, trieben einerley Gewerbe. In der Folge aber hatten sie ein ganz unterschiedenes Glück. Jeder hatte eine einzige Tochter, die zusammen erzogen wurden; und mit einander so vertraulich umgiengen, als es ein gleiches Alter, und ein gleicher Stand mit sich bringet. Die eine von ihnen muß in Dienste treten, um sich aus der äussersten Dürftigkeit zu reissen. Sie wird Kammermädchen bey einer grossen, und einer der vornehmsten Frauen des Hofes; bey ihrer ehemaligen Gespielinn.

Schläget einem Finanzmanne sein Glück fehl: so nennen ihn die Höflinge einen Spießbürger, nichtswürdigen Menschen, und armen Stümper. Gelinget es ihm aber, so heyrathen sie seine Tochter.

Manche haben in ihrer Jugend die Lehrjahre in einem gewissen Handwerke überstanden, um in der andern Hälfte ihres Lebens, eine andere, und von jenem ganz unterschiedene Handthierung zu treiben.

Ein Mensch ist häßlich, klein von Gestalt, und hat wenigen Verstand. Man saget mir ins Ohr, daß er funfzigtausend Thaler Einkünfte habe. Dieß ist

gut für ihn. Er ist deswegen in meinen Augen weder besser, noch schlechter. Was für eine Thorheit aber ist es nicht, wenn ich ihn mit andern Augen zu betrachten anfange, und mich dessen auch nicht erwehren kann?

Einen sehr thörichten aber dabey sehr reichen Menschen lächerlich machen wollen, ist eine vergebliche Arbeit. Die Spötter sind auf seiner Seite.

So ein geringer Mensch N*** auch ist, so wird er es doch mit seinem räuchrichten, leutscheuen, und nach Schweizer Art ausstafirten Thürhüter, und mit seiner Vorkammer dahin bringen, daß man ihn für einen Mann hält, der etwas zu bedeuten hat. Er muß nur diejenigen, die ihn sprechen wollen, warten und frieren lassen; sich endlich mit einer ernsthaften Geberden, und mit einem abgemessenen Gange zeigen; sie kurz abfertigen, und, ohne sie zu begleiten, zurück schicken.

Ich komme zu dir, Klitiphon. Es ist von der höchsten Nothwendigkeit, daß ich dich sprechen muß; und dieß jaget mich aus meinem Bette und Zimmer. Wollte GOtt! daß ich deiner nicht nöthig hätte, noch dir beschwerlich fallen dörfte; Deine Leute sagen mir, daß du dich eingeschlossen hättest, und mich vor Ablauf einer Stunde nicht sprechen könntest. Ich komme noch vor der bestimmten Zeit wieder, und man saget mir, daß du bereits ausgegangen wärest. Was thust du, Klitiphon, in diesem ganz abgelegenen Zimmer? Was für Geschäfte sind es, die dich verhindern, mich zu sprechen? Du verfertigest

Bittschriften; du hältst gerichtliche Verhöre gegen einander, du unterschreibest, du unterzeichnest. Ich wollte dich nur um eine Sache bitten; du darfst mir nur ein Wort, ja oder nein, antworten. Willst du dich etwa rar machen? Sey dienstfertig gegen diejenigen, die deiner nöthig haben. Durch dieses Betragen wirst du ehe dazu gelangen, als wenn du dich von ihnen nicht sprechen lässest. O wichtiger, und mit Geschäften überhäufter Mann! der du hinwiederum meiner nöthig hast! komm zu mir in mein Zimmer. Der Weltweise verstattet einem jeden den Zutritt. Ich werde dich nicht auf ein andermal bestellen. Du wirst mich bey den Büchern Platons, die vom geistigen Wesen der Seele, und von ihrem Unterscheide vom Körper handeln, oder mit der Feder in der Hand antreffen, um die Entfernung Saturns vom Jupiter auszurechnen. Ich bewundere GOtt in seinen Werken, und suche durch die Erkenntniß der Wahrheit meinen Verstand zu bilden, und mich zu bessern. Komm herein, alle Thüren stehen offen. Meine Vorkammer ist nicht dazu, daß man auf mich warten, und lange Weile haben soll. Komm gerade zu mir herein, ohne dich anmelden zu lassen. Du bringest mir etwas köstlicheres, als Gold und Silber, wenn du mir Gelegenheit giebest, dir zu dienen. Rede! was begehrest du? Soll ich meine Bücher weglegen, mein Studieren, mein Werk, die Zeile, die ich angefangen habe, unterbrechen? Wie glücklich wird nicht diese Unterbrechung seyn, wenn ich dir dadurch nützlich seyn kann! Ein Geldwechsler, ein Sachwalter, ist ein Bär, den man nicht zahm machen kann. Man hat Mühe, daß man ihn in seinem Kesicht zu sehen be-

kommet. Was sag ich? Man siehet ihn gar nicht; Denn in dem einen Augenblicke siehet man ihn noch nicht, und im andern siehet man ihn nicht mehr. Ein Gelehrter hingegen ist so bekannt, wie ein Eckstein auf der Straße. Er lässet sich von Jedermann, zu jeder Stunde, und in jeden Umständen sprechen; er mag bey Tische, oder im Bette, angekleidet, oder unangekleidet, gesund, oder krank seyn. Er kann und will nicht für einen wichtigen Menschen angesehen werden.

Einer gewissen Gattung von Menschen müssen wir ihre großen Reichthümer nicht beneiden. Sie kosten ihnen sehr viel, und würden uns vor den Preis nicht anstehen. Sie haben ihre Ehre, ihre Ruhe, ihre Gesundheit, und ihr Gewissen aufgeopfert, um solche zu erhalten. Dieß ist gar zu viel, und bey einem solchen Kaufe gewinnet man nichts.

Die Finanzpächter erregen bey uns eine Leidenschaft nach der andern. Anfänglich verachtet man sie, wegen ihrer Dunkelheit. Hernach beneidet man sie; man hasset sie; man fürchtet sie; man schätzet sie zuweiln hoch; man verehret sie. Ja man lebet lange gnug, um noch zu guter letzt Mitleiden mit ihnen zu haben.

Sosias wurde aus einem Lackeyen ein kleiner Einnehmer, und endlich ein Unterpächter. Er richtete durch seine Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, und durch den Mißbrauch seines Ansehens, viele Familien zu Grunde, und schwung sich in die Höhe. Eine Bedienung machte ihn gar zum Edelmanne.

Es

Es fehlete ihm nichts mehr, als daß er ein frommer Mann wurde; und ein Küsterdienst hat dieses Wunder gewirket.

Arsure gieng ehedem allein und zu Fuße in die Kirche. Sie blieb in der großen Halle stehen, und hörete die Predigt eines Karmeliters, oder eines andern Geistlichen, von weiten. Sie konnte den Prediger nur von der Seite sehen, und schlecht verstehen. Ihre Tugenden waren unbekannt, allein ihre Frömmigkeit kannte man so gut, als ihre Person. Ihr Mann nahm Antheil an den Pachtungen. Was für ein erstaunendes Glück hat er nicht innerhalb sechs Jahren gemacht? Itzt kommet sie in einer grossen Kutsche nach der Kirche gefahren. Man träget ihr eine lange Schleppe nach; und der Prediger hält so lange inne, bis sie sich gesetzet hat. Sie hat ihren Stuhl gerade über der Kanzel. Sie kann jedes Wort hören, und alle Bewegungen des Priesters sehen. Die Prediger zanken sich unter einander, wer ihre Beicht anhören soll. Ein jeder will sie lossprechen; jedoch der Pfarrer behält den Vorzug.

Krösus wird ganz in der Stille auf dem Kirchhofe eingescharret. Von denen unermeßlichen Reichthümern, die er durch Raub und Erpressungen zusammen gescharret, durch Pracht und Wohlleben aber wieder durchgebracht hat, ist nicht so viel übrig geblieben, daß er davon hätte können begraben werden. Er ist mit Hinterlassung vieler Schulden, ohne Vermögen, und folglich ohne Beystand, gestorben. Man hat bey ihm weder Julep, noch Herzstärkungen, weder einen Arzt, noch einen Geistlichen gesehen, der ihn zu einem seligen Ende bereitet hätte.

Cham-

Champagne stehet von einer langen Mahlzeit auf, die ihm den Magen aufblähet. Er unterschreibet währenden süßen Ausdünstungen des Weins von Avenai, oder Syllery, einen Befehl, den man ihm vorleget, und der einer ganzen Provinz das Brod rauben würde, wenn man solchen nicht wiederriefe. Man muß ihn entschuldigen. Kann man sich wohl in der ersten Stunde der Verdauung einbilden, daß Leute anderwärts für Hunger sterben können?

Sylvan hat sich durch sein Geld eine vornehme Geburt, und einen andern Namen erworben. Er ist Herr von dem Kirchspiele, wohin seine Voråltern den Zehenten entrichten mußten. Ehedem håtte er nicht Edelknabe beym Kleobul werden können, und itzt ist er sein Schwiegersohn.

Dorus lässet sich in einer Sänfte über den appischen Weg tragen. Seine Freygelassenen und Sklaven gehen vor ihm her, um das Volk aus einander zu jagen, und Platz zu machen. Es fehlet nichts mehr, als daß ihm die Häscher Ruthen und Beile vortragen. In dieser Begleitung hält er in Rom seinen Einzug, wo er über die Niedrigkeit und Armuth seines Vatters, Sanga, zu triumphiren scheinet.

Man kann sich sein Glück nicht besser zu nutz machen, als Periander es thut. Es ertheilet ihm Rang, Ansehen, Gewalt. Man bittet nicht mehr um seine Freundschaft; man flehet um seinen Schutz. Ehedem sagte er von sich selbst: ein Mensch, wie ich

itzt heißet es: ein Mann von meinem Stande; Denn dafür giebet er sich aus, und keiner von denen, denen er Geld lehnet, oder die er an seine Tafel ziehet, unterstehet sich, ihm zu widersprechen. Seine Wohnung ist prächtig. Sie ist nach der dorischen Ordnung gebauet. Sie hat keine Thüre, sondern ein Portal. Ist dieß das Haus eines Privatmannes, oder ists ein Tempel? Das Volk irret sich darinn. Er beherrschet das ganze Revier. Er ist es, den man beneidet, und dessen Fall man zu sehen wünschet. Er ist es, dessen Frau sich durch ihre Halsschnur von Perlen, alles vornehme Frauenzimmer auf der Nachbarschaft zu Feindinnen gemacht hat. Alles erhält sich bey diesem Manne in seinem Wesen. Er lässet von der Hoheit, die er erworben hat, und worauf er nichts schuldig ist, sondern alles bezahlet hat, noch nicht nach. Warum ist sein alter und abgelebter Vater nicht vor zwanzig Jahren gestorben, ehe man noch wußte, ob Periander in der Welt war! Wie wird er es mit den verhaßten Trauerbriefen machen, welche die Herkunft entziffern, und öfters der Wittwe und den Erben eine Schamröthe abjagen? Soll er sie für den Augen einer eifersüchtigen, boshaften, und scharfsichtigen Stadt, und zum Nachtheile einiger tausend Leute unterdrücken, die durchaus der Beerdigung beywohnen wollen, Wie soll er seinen Vater darinnen tituliren? Soll er ihn zu einem Edelmanne, oder sonst zu einem angesehenen Mann machen? Er, den man gnädiger Herr nennet.

Wie viele Leute gleichen denen starken und großen Bäumen, die man in die Gärten verpflanzet; wo sie

diejenigen in Verwunderung setzen, die solche an so schönen Oertern finden, wo sie sie nicht haben wachsen gesehen. Sie kennen weder ihren Anfang, noch Fortgang.

Wenn gewisse Todten wieder aufstünden, und ihre großen Namen, ihre Standesherrschaften, Schlösser, und Stammhäuset, in den Händen solcher Leute sähen, deren Väter vielleicht ihre Meyer waren; was für einen Begriff würden sie sich wohl von unsern Zeiten machen?

Nichts überzeuget uns mehr, wie gering die Reichthümer, das Geld, ein großes Glück, und die andern Güter, in den Augen GOttes sind, als die Art und Weise, wie er solche ausspendet; und die Gattung Menschen, die damit am reichlichsten versehen sind.

Wenn du in eine Küche kämest, wo man das Geheimniß, deinen Geschmack zu reizen, und dich zu bewegen, mehr zu essen, als dienlich ist, in eine Kunst und Lehrart gebracht hat; wenn du aufs genaueste alle Zubereitungen der Speisen untersuchtest, die auf dem dir zu Ehren angestellten Gastmaale aufgetragen werden sollen: wenn du betrachtetest, durch wie viele Hände sie gehen müssen, und auf wie viel verschiedene Arten sie handthieret werden, ehe sie eine schmackhafte Speise werden, und zu der Sauberkeit und Zierlichkeit gelangen, die deine Augen ergetzet, dir die Wahl schwer machet, und dich beweget, von allen zu kosten; wenn du alle diese Speisen, an einem andern Orte, als auf einer zierlich gedeckten Tafel sähest: würdest du nicht sagen: Pfuy! welche

Matscherey! Wenn du hinter die Schaubühne giengest, und die Gewichter, Räder, und Stricke zähletest, die zur Vorstellung eines Fluges, oder zu einer Maschine erfordert werden; wenn du betrachtetest, wie viel Leute dazu gehören, und was für Kräfte dieselben anwenden müssen, um solche in Bewegung zu bringen: würdest du nicht ausrufen, sind dieß die Ursachen und Triebfedern dieses so schönen und natürlichen Schauspiels, welches beseelet zu seyn, und von sich selbst zu wirken scheinet? Was für Kraft, was für Gewalt gehöret dazu! Hüte dich also, das Glück der Finanzpächter zu ergründen.

Dieser so frische, blühende und gesunde Jüngling besitzet eine Abtey, und zehn andere Pfründen. Alle zusammen geben ihm ein jährliches Einkommen von hundert und zwanzigtausend Pfund, welche ihm in lauter Goldmünzen bezahlet werden. Es giebet anderer Orten hundert und zwanzig arme Familien, die im Winter in einer kalten Stube sitzen müssen, keine Kleider haben, ihre Blöße zu decken, und oft nicht das liebe Brod haben; kurz, die in der äussersten und schmälichsten Armuth stecken. Welche Theilung! Ist dieß nicht ein deutlicher Beweis einer zukünftigen Zeit?

Chrisipp, ein neuer, und zwar der erste Edelmann seines Geschlechts, wünschte sich vor dreyßig Jahren nichts mehr, als überhaupt zweytausend Thaler jährliche Einkünfte. Nur so weit gieng sein Wunsch, und seine Ehrbegierde. Man erinnert sich noch sehr gut, daß er solches gesagt hat. Allein er hat es so weit gebracht, ich weis aber nicht wie, daß

er einer von seinen Töchtern, so viel zum Brautschatze mitgegeben hat, als er sich überhaupt zu haben wünschte. Er hat eine gleiche Summe für ein jedes von seinen übrigen Kindern, deren eine ziemliche Anzahl ist, zurückgeleget. Er giebet ihnen solches nur auf Abschlag der Erbschaft, und nach seinem Tode haben sie noch vielmehr zu gewarten. Er lebet noch, und ob er gleich schon ziemlich alt ist: so wendet er doch den Ueberrest seiner Tage an, Reichthümer zu sammlen.

Man lasse nur Ergasten schalten. Er wird von allen denen eine Abgabe fordern, die das Wasser aus dem Flusse trinken, und auf dem festen Lande gehen. Er weis so gar Schilf, Rohr, und Nesseln in Gold zu verwandeln. Er höret alle Projecte an, und träget solche vor. Was der König Andern schenket, geschiehet auf Ergasts Unkosten; und die Gnadenbezeugungen, die solcher ihnen erzeiget, gebühreten von Rechtswegen ihm. Seine Habsucht ist unersättlich. Er würde sogar mit den Künsten und Wissenschaften einen Handel treiben, und die Tonkunst verpachten. Wenn man ihm glauben wollte, so müßte die Welt das Andenken von der Musik des Orpheus verlieren, und sich mit der Seinigen begnügen; blos um das Vergnügen zu haben, ihn reich zu sehen; und wie er eine Koppel Jagdhunde, und einen Marstall hätte.

Mit Criton muß man sich in keinen Handel einlassen. Er siehet nur blos auf seinen Vortheil. Die Schlinge ist denenjenigen schon geleget, die zu seiner Bedienung, zu seinem Gute, oder zu dem,

was ihm sonst gehöret, einige Lust bezeigen. Er schreibet unerträgliche Bedingungen vor. Wie kann man von einem Manne, der nur blos auf seinen eigenen Nutzen siehet, den Nutzen Anderer aber anfeindet, einige Milderung erwarten, oder hoffen, daß man mit ihm werde zurecht kommen können? Ein Einfaltspinsel wäre ein Mann für ihn.

Brontin, saget der gemeine Mann, muß fromm seyn; denn er liebet die Einsamkeit, und schliesset sich acht Tage lang mit den Heiligen ein. Es kann seyn. Die Heiligen haben ihre Gedanken, und er hat die seinen auch vor sich.

Das Volk hat sehr oft das Vergnügen, ein Trauerspiel zu sehen. Es siehet auf der Schaubühne der Welt, die verhaßtesten Personen umkommen, die in den verschiedenen Auftritten das mehreste Böse thaten, und daher am eifrigsten gehaßt wurden.

Wenn man das Leben der Finanzpächter in zween Theile absondert: so siehet man, wie sie im ersten lebhaft, wirksam, und beschäftigt sind, das Volk zu drücken; im andern aber, der dem Tode näher ist, sich einander anzugeben, und zu Grunde zu richten.

Jener Mann, der dein und so viel anderer Leute Glück gemacht hat: hat sich bey seinem eigenen Glücke nicht erhalten, noch das Glück seiner Frauen und Kinder, vor seinem Absterben befestigen können. Sie leben im verborgenen, und sehr elend. So gut dir ihre schlechte Umstände auch bekannt sind: so suchest du doch nicht, ihnen unter die Arme zu greifen. Du

kannst es nicht thun. Du hältst offene Tafel; du bauest. Aus Dankbarkeit behältst du noch das Bild deines Wohlthäters auf. Es ist solches zwar aus deinem Zimmer weggenommen, und in die Vorkammer gehänget worden; allein ist dies nicht Achtung gnug? Du könntest es ja gar in die Polterkammer setzen lassen.

Es giebet eine Härtigkeit, die aus der Gemüthsbeschaffenheit, und eine andere, die vom Stande herkommet, in welchem man lebet. Man bedienet sich beyder Arten, um sich gegen das Elend Anderer abzuhärten: und, wenn ich es sagen darf, bey dem Unglücke seines eigenen Geschlechts unempfindlich zu bleiben. Ein rechter Finanzmann beweinet weder seine Freunde, noch seine Frau und Kinder.

Entferne dich! fleuch! du bist noch nicht weit genug. Ich befinde mich, sagst du, unter einer andern Sonnenwende. Begieb dich ans äusserste Ende des Erdbodens, oder in eine andere Welt; ja, schwinge dich, wenn du kannst, bis zu den Sternen. Hier bin ich. Gut! jetzt bist du in Sicherheit. Ich erblicke auf der Welt einen gierigen, unersättlichen, und unerbittlichen Menschen, der auf Unkosten aller derer, die ihm aufstossen und begegnen, es mag ihnen auch kosten, was es will, sich allein bereichern, ein grösseres Glück machen, und einen Ueberfluß an allen Gütern haben will.

Sein Glück machen ist eine so schöne Redensart, und zeiget eine so gute Sache, daß sie von einem allgemeinen Gebrauche ist. Sie gefället sowohl den

Fremden, als Barbaren. Man brauchet sie bey Hofe, und in der Stadt. Sie hat sich in die Klöster eingedrungen, und sich durch die Mauren der Abteyen einen Weg gemacht. Sie hat sich in alle geheiligte Oerter geschlichen. Es giebet keine Wüsteney, keine Einöde, in der sie nicht bekannt seyn sollte.

Wegen der vielen neuen Contracten, die man schließet, und wenn man siehet, wie sich das Geld in den Kasten vermehret, glaubet man endlich ein witziger Kopf, und bey nahe geschickt zu seyn, ein Landgut zu regieren.

Um sein Glück, und zumal ein großes Glück zu machen, wird eine Art Verstand erfordert. Es ist solches aber weder der gute, noch schöne, weder der große, noch erhabene, weder der durchdringende, noch feine; kurz, ich weis nicht, welcher es eigentlich ist, und erwarte, daß Jemand mich solches lehre.

Um sein Glück zu machen, wird nicht sowohl Verstand, als Gewohnheit und Erfahrung erfordert. Gemeiniglich denket man zu spät daran. Wenn man sichs endlich erinnert: so fänget man durch Fehler an, die man zu verbessern nicht allemal Zeit hat.

Ein elender Stümper, der keinen Verstand und keine Fähigkeit besitzet, kann sich dem ungeachtet forthelfen. Er verabsäumet alles Uebrige. Er denket vom Morgen an, bis an den Abend, an nichts weiter, er träumet von nichts anders, als wie er sich em-

vorschwingen möge. Er hat sich zu guter Zeit, und von Jugend an, auf den Weg gemacht, der zum Glücke führet. Findet er gerade vor sich her eine Hinderniß, die ihm weiter zu gehen nicht erlaubet: so beuget er aus, und wendet sich entweder zur Rechten, oder zur Linken, nachdem es ihm am besten dünket. Trift er neue Hindernisse an: so kehret er auf seinen vorigen Pfad wieder zurück. Er richtet sich nach der Beschaffenheit der Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen stellen. Bald übersteiget er sie, bald vermeidet er sie, bald ergreifet er neue Maaßregeln. Der Eigennutzen, die Gewohnheit, und die Zeitläufte leiten ihn. Hat denn ein Reisender so herrliche Talente, und so grossen Verstand nöthig, um anfänglich auf der öffentlichen Landstrasse fortzugehen; und wenn solche zu voll, oder verfahren ist, seinen Weg quer über das Feld fortzusetzen, endlich wieder auf den vorigen Weg zu kommen, und also sein Ziel zu erreichen? Gehöret so viel Verstand dazu, um zu seinem Entzwecke zu gelangen? Ist es also ein Wunder, wenn man einen reichen, und angesehenen Gecken findet?

Man findet einfältige, ich mögte gar sagen, blödsinnige Leute, die sich zu einträglichen Bedienungen schwingen, und reich sterben. Man darf nicht glauben, daß sie durch ihre Arbeit und Betreibsamkeit, dazu im mindesten etwas beygetragen haben. Ein Anderer, oder vielleicht gar ein blindes Ungefehr, hatte sie zur Quelle eines Flusses geführet. Man sagte ihnen, wenn ihr Wasser haben wollet, so schöpfet; und sie haben geschöpfet.

Wenn

Wenn man jung ist, so ist man öfters arm. Man hat entweder noch nichts erworben, oder noch keine Erbschaften gethan. Man wird zu gleicher Zeit reich und alt. So selten ist es, daß die Menschen in allen Stücken glücklich seyn können! wenn solches ja einigen wiederfähret: so hat man nicht Ursache, sie zu beneiden. Sie haben durch ihren Tod gar zu viel zu verlieren, als daß sie nicht verdienen sollten, beklaget zu werden.

Dreißig Jahre muß man alt seyn, um sein Glück zu machen zu denken; und im funfzigsten hat man es noch nicht gemacht. Man bauet in seinem Alter, und stirbet, wenn der Maler, und Glaser, noch in voller Arbeit sind.

Welches sind denn die Früchte eines großen Glücks, wenn solche nicht darinnen bestehen, daß wir der Eitelkeit, des Fleißes, des Aufwandes, und der Arbeit dererjenigen genießen, die vor uns gewesen sind; selbst aber für unsere Nachkommen arbeiten, pflanzeu, bauen, und erwerben.

Des Morgens öfnet man seinen Laden, und fleihet seine Waaren aus, um seine Kundleute zu betrügen. Des Abends schließet man solchen wieder zu, nachdem man den Tag über betrogen hat.

Der Kaufmann machet bey seinen Waaren einen schönen Aufschlag, um auch die schlechtesten an den Mann zu bringen. Er giebet ihnen eine starke Presse, und leget sie in ein falsches Licht, um ihre Mängel zu verbergen, und ihnen einen schönen Anschein

zu geben. Er übersetzet sie, um sie theurer zu verkaufen, als sie werth sind. Er hänget falsche und geheimnisvolle Zeichen an, damit man glaube, daß man nicht mehr dafür bezahle, als den gewöhnlichen Preis. Er hat ein falsches Ellenmaaß, um so wenig zu geben, als möglich ist, und eine Schnellwage, damit der Käufer ihn mit vollwichtigem Golde bezahle.

In allen Ständen ist der Arme einem ehrlichen Manne sehr nahe; und der Reiche von einem Betrüger nicht weit entfernet. Geschicklichkeit und Fähigkeit, bringen nicht große Reichthümer zuwege.

Wenn man mit einer gewissen Redlichkeit pralet: so kann man sich in allen Künsten und Handthierungen bereichern.

Das kürzeste und beste Mittel, sein Glück zu machen, ist, daß man den Leuten begreiflich machet, wie ihr eigener Vortheil erfordere, daß sie uns wohl wollen.

Die Menschen werden um des lieben Brods willen, und zuweiln aus Begierde zum Gewinnste, oder aus Ehrsucht gezwungen, sich auf eitele Wissenschaften zu legen, oder ein zweydeutiges Gewerbe zu treiben. Sie verbergen die mit denselben verknüpfte Gefahren und Folgen lange Zeit vor sich selbst. Endlich verlassen sie selbige, und werden fromm. Jedoch geschiehet solches nicht ehe, als bis sie eingeärndtet haben, und im Besitze eines dauerhaften Glücks sind.

Man findet auf Erden ein gewisses Elend, welches einem das Herz beklemmet. Einige Menschen haben kein

kein Brod. Sie fürchten den Winter und ein längeres Leben. Andere essen frühzeitige Früchte. Man thut der Erde, und den Jahrszeiten Gewalt an, um seinem verzärtelten Gaumen ein Genügen zu leisten. Schlechte Bürger sind, bloß weil sie reich sind, so verwägen, daß sie in einem einigen Bissen so viel verschlucken, als zur Sättigung hundert Geschlechter hinlänglich seyn würde. Bey einem so grossen Unterschiede mag, wer da will, gleichgiltig bleiben. Wenn es seyn kann, so will ich weder glücklich noch unglücklich heissen. Ich wähle die Mittelstraße.

Die Armen sind bekümmert, weil ihnen alles mangelt; und Niemand sich ihrer annimmt. Wenn aber reiche Leute zornig werden: so kann solches keine andere Ursache haben, als weil ihnen eine Kleinigkeit mangelt, oder Jemand ihnen widerstehet.

Wer mehr einnimmt, als er verzehret, der ist reich. Wessen Ausgabe hingegen die Einnahme übersteiget, der ist arm.

Mancher, der zwo Millionen Einkünfte hat, kann jährlich um fünfmalhunderttausend Thaler zu arm seyn.

Nichts hat längern Bestand, als ein mäßiges Glück. Nichts nimmt ehe ein Ende, als ein großes Glück.

Ein großer Reichthum ist die nächste Gelegenheit zur Armuth.

Wenn es wahr ist, daß man reich ist, wenn man nicht viel brauchet: so ist ein Weiser ein sehr reicher Mann.

Wenn es wahr ist, daß man arm ist, wenn man alles begehret: so stecket der Ehrsüchtige und Geizige in der äußersten Armuth.

Die Leidenschaften tirannisiren den Menschen. Allein der Ehrgeiz hemmet alle übrige, und giebet ihm eine Zeitlang den Anschein, als ob er alle Tugenden besäße. Ich habe den Triphon, der alle Laster an sich hat, für nüchtern, keusch, freygebig, demüthig, ja gar für fromm gehalten: Ich würde ihn noch dafür halten, wenn er nicht endlich sein Glück gemacht hätte.

Die Habsucht und Ehrbegierde kennen keine Schranken. Die Galle nimmt überhand, und der Tod nähert sich. Mit einem welken Gesichte, und mit einem Fuße im Grabe, denket man noch an sein Glück, und an seine Versorgung.

Es giebet nur zwo Arten, sich in der Welt emporzuschwingen, entweder durch seinen eigenen Fleiß, oder durch die Schwachheit Anderer.

Die Gesichtszüge entdecken die Gemüthsbeschaffenheit und Sitten eines Menschen. Die Geberden aber zeigen seine Glücksumstände an. Man kann es einem Menschen aus den Augen lesen, ob er einige tausend Thaler mehr, oder weniger, Einkünfte hat.

Krisant, ein reicher aber unverschämter Mensch, meidet den Eugen aufs sorgfältigste, der große Verdienste besitzet, aber arm ist. Er glaubet, daß es seiner Ehre nachtheilig sey, mit ihm umzugehen.

Eu-

Eugen ist gegen Krisanten eben so gesinnet. Sie dörfen also nicht fürchten, daß sie einander zu nahe kommen werden.

Wenn ich sehe, daß Leute, die mir ehedem mit Höflichkeit zuvorgekommen, anitzt darauf warten, daß ich sie zuerst grüße: so denke ich in meinem stillen Sinn, das gehet gut; ich freue mich darüber, desto besser für sie; ich wollte wohl wetten, daß dieser Mensch eine bessere Wohnung, netteres Hausgeräthe, und schönere Kleider hat, als ehedem; und daß er mit einigen Monaten zu einer Bedienung gelanget ist, die ihm schon was ansehnliches eingebracht hat. GOtt gebe, daß ers bald so weit bringe, daß er mich verachtet.

Wenn das Schicksal der Gedanken, der Bücher, und ihrer Urheber, in den Händen reicher, oder solcher Leute stünde, die ein großes Glück gemacht haben: was für Verbannungen müßte man nicht befürchten? Man dörfte keine Begnadigung hoffen. Welche Gewalt maaßen sie sich nicht über die Gelehrten an? Wie gebietherisch sprechen sie nicht mit ihnen? wie majestätisch begegnen sie nicht diesen nichtswürdigen Leuten, welche mit allen ihren Verdiensten weder vornehm noch reich geworden sind; und sich noch dazu damit abgeben, daß sie edel denken, und schön schreiben? Ich muß es bekennen, die gegenwärtige Zeit ist nur den Reichen günstig; die künftige aber ist für tugendhafte und geschickte Männer. Homer lebet noch, und wird beständig leben. Die Einnehmer und Zöllner aber sind nicht mehr vorhanden. Sind sie jemals gewesen? Ist ihr Vaterland und ihr Name bekannt? Hat es in Griechenland auch Finanzpächter

ter gegeben? Wo sind diese sich groß dünkende Personen geblieben, die den Homer verachteten, seinen Umgang vermieden, ihm nicht dankten, wann er sie grüßte, es sich für einen Schimpf hielten, ihn an ihre Tafel zu ziehen, und ihn als einen Menschen betrachteten, der nicht reich war, und noch dazu Bücher schrieb? Was wird aus diesen Raubvögeln werden? Werden sie bey der Nachwelt solange im Andenken bleiben, als Kartesius, der in Frankreich geboren, und in Schweden gestorben ist.

Eben dieselbe Ursache, die einen Hochmüthigen beweget, diejenigen, die geringer sind, als er, kaum über die Achsel anzusehen; beweget ihn auch, vor denjenigen, die mehr sind, als er, niederträchtiger Weise zu kriechen. Der Hochmuth hat dieses besonders, daß er nicht auf persönliche Verdienste, und Tugenden, sondern auf Reichthümer, Würden, und Ansehen gegründet ist. Er verleitet uns, sowohl diejenigen zu verachten, die von diesen Glücksgütern weniger besitzen, dann wir; als auch diejenigen zu hoch zu schätzen, die damit reichlicher, als wir, versorget sind.

Es giebet schmutzige, aus Kothe, und Unflathe zusammengebackene Seelen, die durch Gewinnst und Eigennutz, so wie edle Seelen durch Ehre und Tugend, gerühret werden. Sie sind nur einer einzigen Wollust fähig, nämlich beständig zu erwerben, und niemals zu verlieren. Sie nehmen zehn von hundert Zins, und beschäftigen sich nur mit ihren ausstehenden Schulden. Sie stehen wegen Absetzung, oder Verrufung der Münzen, in beständiger Furcht. Sie

sind

sind unter Contrakten, Urkunden, und alten Papieren begraben, und gleichsam versenket. Solche Leute sind weder Verwandte, noch Freunde, weder Bürger, noch Christen, und vielleicht nicht einmal Menschen. Sie haben Geld.

Wenn man die edlen, herzhaften, hülfreichen, und zum Wohlthun scharfsinnige Seelen (wofern es dergleichen auf Erden noch giebet) ausnimmt, die sich durch keine Noth, durch keine Ungleichheit des Standes, und durch keine Kunstgriffe von denenjenigen trennen lassen, die sie einmal zu ihren Freunden erwählet haben: so kann man, ungeachtet solches sehr betrübt, und schmerzhaft ist, dreist behaupten, daß kein Mensch auf der Welt ist, der, wenn er sich noch so genau mit uns verbindet, uns wohl will, liebet, seine Dienste tausendmal anbietet, und uns zuweiln wirklich dienet, der sage ich, seines eigenen Vortheils wegen, nicht sehr bereit seyn solte, mit uns zu brechen, und unser Feind zu werden.

Unterdessen daß Oront, mit seinen Jahren seine Güter und Einkünfte vermehret, wird in einem Hause eine Tochter gebohren. Sie wächset auf, wird groß, schön, und tritt in ihr funfzehendes Jahr. Oront, der funfzig Jahr alt ist, lässet sich noch bitten, dieses junge, schöne, und geistreiche Mädgen zu heyrathen. Dieser Mensch, der von der niedrigsten Herkunft ist, keinen Verstand, und nicht die geringsten Verdienste besitzet, wird allen seinen Mitwerbern vorgezogen.

Der Ehestand, der einem Menschen die Quelle alles Guten seyn solte, ist ihm oft wegen seiner Glücksum-

stän-

stände eine schwere Last, unter der er erlieget. Alsdenn sind Frau und Kinder eine gewaltige Versuchung zum Bösen, zum Lügen, und zum unerlaubten Gewinnste. Er muß entweder ein Schelm oder ein Bettler werden. Welche Wahl!

Eine Wittwe heyrathen heißet auf gut deutsch soviel, als sein Glück machen. Allein die Wirkung stimmet mit der Bedeutung nicht allemal überein.

Ein Mensch, der kaum so viel Vermögen hat, daß er als ein ehrlicher Bürger leben kann, will Schöppe, der Schöppe Rathsherr, und der Rathsher Bürgermeister werden. So gehet es in allen Ständen, wo die Menschen eingeschränkt und dürftig sind. Sie streben nach höhern Dingen, als ihre Umstände erlauben; und thun so zu sagen, ihrem Schicksale Gewalt an. Sie können weder der Begierde, reich zu werden, widerstehen, noch reich bleiben.

Iß Klearch, trink, wirf Holz ins Feuer, kauf dir ein reiches Kleid, tapezier deine Zimmer aus; du bist deinem Erben nicht gut, dn kennest ihn nicht, du hast keinen.

Wenn man jung ist, so sparet man fürs Alter, und im Alter für den Tod.

Ein verschwenderischer Erbe bezahlet das prächtige Leichenbegängniß, und verschlucket das Uebrige.

Der Geizige verzehret, nach seinem Tode, in einem Tage mehr, als bey seinem Leben in zehn Jahren;

und

und sein Erbe bringt in zehn Monaten mehr durch, als er in seinem ganzen Leben zu erwerben wußte.

Das, was man verschwendet, raubet man seinen Erben. Das, was man durch Knausern ersparet, raubet man sich selbst. Wenn man aber die Mittelstraße hält: so lässet man sich und Andern Gerechtigkeit wiederfahren.

Vielleicht würden die Kinder ihren Aeltern, und umgekehrt, diese jenen lieber seyn, wenn sie nicht ihre Erben wären.

Betrübter Stand des Menschen, welcher einem beynahe das Leben vereckelt. Man muß schwitzen, wachen, sich beugen, und andern unterwerfen, um ein wenig glücklich zu seyn; oder solches gar dem Tode seiner nächsten Verwandten verdanken. Derjenige ist ein frommer Mensch, der sich zu wünschen enthält, daß sein Vater bald sterbe.

Der Karackter dessen, der von Jemanden zu erben hoffet, ist dem Karackter eines Gefälligen sehr ähnlich. Niemand schmeichelt, gehorchet, folget, begleitet, besuchet, schonet, und liebkoset uns mehr, als der, der durch unsern Tod zu gewinnen hoffet, und solchen wünschet.

Alle Menschen betrachten sich als Erben der Bedienungen, Titel, und des Vermögens Anderer. Daher kommts, daß sie ihr ganzes Leben über, eine geheime und verborgene Begierde, nach dem Tode des Andern hegen. Derjenige wird in allen Ständen für

den

den glücklichsten gehalten, der durch seinen Tod das mehreste zu verlieren, und seinem Nachfolger zu hinterlassen hat.

Man saget, daß das Spiel alle Stände gleich machet. Allein sie sind oft so ungleich, und es befindet sich zwischen diesem und jenem Stande eine so tiefe und unergründliche Kluft, daß es den Augen schwer ankommet, zu sehen, wie zwey so entfernte Dinge sich einander nähern. Dieses Betragen gleichet einer Musick, die nicht stimmet; Farben, die sich nicht zusammen schicken, Fliegen, die den Ohren weh thun, und einem Geräusche, oder einem Schalle, dafür man sich entsetzet. Mit einem Worte, es ist ein gänzlicher Umsturz alles Wohlstandes. Wenn man mir einwirfet, daß solches die Gewohnheit der sämtlichen Abendländer ist: so antworte ich, daß es vielleicht mit zu den Dingen gehöret, die uns in den Augen der Völker aus dem andern Welttheile zu Barbarn machen, und die Morgenländer, welche bis zu uns kommen, in ihre Schreibtafeln aufzeichnen. Ich zweifle auch nicht, daß ihnen diese Vertraulichkeit eben so ungereimt vorkommet, als uns ihr Zombaye *) und ihre andere Arten der Verehrungen.

Eine Versammlung der Landstände, oder eine Rathsstube, wo man über eine sehr wichtige Sache rathschlaget, stellet den Augen der Zuschauer lange nicht einen so ehrbaren und ernsthaften Anblick dar, als ein Tisch, um den Leute sitzen, die ein hohes Spiel spielen. Eine traurige Ernsthaftigkeit herrschet auf ihren Gesichtern. So lange das Spiel währet, sind sie

*) S. die Nachrichten vom Königreiche Siam.

sie gegeneinander unbarmherzig, und unversönliche Feinde. Sie kennen weder Freundschaft, noch Verwandtschaft, weder Geburt, noch Vorzüge. Das Ungefehr, diese blinde und wilde Gottheit, führet in dieser Versammlung den Vorsitz, und fället den Ausspruch nach Willkür. Sie verehren solche durch ein tiefes Stillschweigen, und durch eine Aufmerksamkeit, deren sie sonst nicht fähig sind. Alle Leidenschaften sind gleichsam gehemmet, und weichen dieser einzigen. Der Höfling ist alsdenn weder freundlich, noch schmeichlerisch, weder höflich, noch andächtig.

An denenjenigen, die das Spiel und der Gewinnst berühmt gemacht haben, bemerket man nicht die geringste Spur ihres ehemaligen Standes. Sie verlieren ihres Gleichen aus den Augen, und werden den größten Herren gleich. Doch das Glück der Würfeln, oder Karten, bringet sie oft wieder dahin, wo es sie fand.

Ich wundere mich nicht, daß es öffentliche Spielhäuser giebet, als so viel Schlingen, die man dem Geize der Menschen leget; als Abgründe, wo das Geld der Privatleute hineinfället, und versinket; als fürchterliche Klippen, an welchen die Spieler scheitern, und untergehen. Ich wundere mich nicht, daß man aus diesen Häusern Ausspäher aussendet, um zur gesetzten Stunde zu erfahren, wer mit einem frischen Beutel voll Geld angekommen ist; wer einen Proceß, und durch denselben eine große Summe Geldes gewonnen hat; wer ein Geschenk bekommen; wer im Spiele einen beträchtlichen Gewinnst gethan;

welcher Sohn eine reiche Erbschaft gehoben hat; welcher Rentmeister so unbedachtsam seyn, und die Gelder der ihm anvertrauten Kasse auf eine Karte setzen will. Die Kunst zu betrügen ist zwar ein schändliches und unanständiges Gewerbe, allein sie ist ein altes und bekanntes Handwerk, welches von je her von denen Leuten getrieben worden, die man Dobbler nennet. Sie haben ein Schild ausgehangen, auf welchem man beynahe die Umschrift lesen kann: Hier betrüget man auf Treu und Glauben. Sollten sie sich wohl für untadelhafte Menschen ausgeben wollen? Wer weis nicht, daß diese Häuser besuchen, und in sein Verderben rennen, einerley ist. Daß dergleichen Leute aber noch so viele Einfaltspinsel finden, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben, das kann ich nicht begreifen.

Tausend Leute richten sich durchs Spiel zu Grunde, und sagen dennoch mit einer kaltsinnigen Geberde: daß sie das Spiel nicht lassen können. Was ist dieß für eine Entschuldigung? Ist wohl eine noch so heftige und schändliche Leidenschaft, die sich nicht eben dieser Sprache bedienen könnte? Sollte es wohl erlaubt seyn zu sagen: daß man nicht lassen könnte zu stehlen, zu morden, und sich von einer Höhe herunter zu stürzen? Ist ein beständiges und fürchterliches Spiel, wo man keine Maaß und Schranken kennet; wo man auf nichts geringers, als auf das gänzliche Verderben seines Geguers bedacht ist; wo man aus Begierde zum Gewinnste in Entzückung, und wegen seines Verlustes in Verzweiflung geräth; wo man sich vom Geize aufreiben lässet; wo man auf eine Karte, oder auf einen Wurf, sein ganzes Glück, und

das

das Glück seiner Frauen und Kinder setzet: ist, sage ich, ein solches Spiel eine erlaubte Sache? oder soll man sich desselben enthalten? Muß man sich nicht eine größere Gewalt anthun, wenn man, nachdem man sich durch das Spiel gänzlich zu Grunde gerichtet hat, der Kleider und der Nahrung entbehren muß, und solche seiner Familie nicht reichen kann?

Ich erlaube keinem, ein Schelm zu seyn. Einem Schelm aber erlaube ich, hohe Spiele zu spielen. Einem ehrliebenden Manne hingegen verbiete ich es. Es ist gar zu kindisch, wenn man sich einem großen Verluste muthwillig aussetzet.

Nur eine Betrübniß währet beständig, nämlich die Betrübniß über den Verlust unseres Vermögens. Die Zeit, die alles Andere lindert, vergrößert diese immer mehr und mehr. Wir werden unser ganzes Leben über, alle Augenblicke, gewahr, wie uns das Vermögen mangelt, welches wir verloren haben.

Mit demjenigen ist gut umzugehen, der sich seines Geldes nicht bedienet, um seine Töchter auszustatten, seine Schulden zu bezahlen, oder solches auf Zins auszulehnen. Allein seine Frau oder sein Kind muß man nicht seyn.

Zenobie, weder die Unruhen, die dein Reich verwirren, noch der Krieg, den du seit dem Tode des Königes, deines Gemahls, gegen ein mächtiges Volk so männlich führest, haben deinen Pracht im geringsten gemindert. Du hast die Ufer des Euphrats allen übrigen Gegenden vorgezogen, um da-

daselbst ein prächtiges Gebäude aufzuführen. Die Luft ist daselbst gesund und gemäßigt, und die Lage angenehm. Ein geheiligter Wald beschattet es von der Abendseite. Die Götter Syriens, die zuweiln auf der Erde wohnen, hätten keinen schönern Aufenthalt erwählen können. Die Felder umher sind mit Menschen bedecket, die das Holz fällen, und ausschlagen, kommen und weggehen, die Cedern des Libanons, das Erzt und den Porphyr fortwälzen, und anfahren. Die Kraniche und übrige Werkzeuge schwirren in den Lüften, und machen denen, die nach Arabien reisen, die angenehme Hofnung, bey ihrer Rückkunft, diesen Pallast vollendet, und in demjenigen Glanze zu finden, den du demselben zu geben beschloßen hast, ehe du ihn mit den Prinzen deinen Kindern beziehest. Spare kein Gold, große Königinn! und laß die vortreflichsten Künstler ihre ganze Kunst daran zeigen. Laß die Phidias und Xeucis deiner Zeit an den Decken und am Getäfel der Zimmer ihre ganze Wissenschaft erschöpfen. Leg weitläuftige und köstliche Gärten an, die so künstlich angeordnet sind, daß sie nicht von Menschenhänden gemacht zu seyn scheinen. Erschöpfe bey diesem unvergleichlichen Werke deine Schätze, und deinen Fleiß. Wenn du denn endlich die letzte Hand wirst angeleget haben, so wird einer von denen auf dem benachbarten sandigten palmirenischen Gefilde wohnenden Hirten, der durch die Pachtung deiner Zölle reich geworden ist, diese königliche Wohnung, mit baarem Gelde erkaufen, um sie noch zu verschönern, damit sie seiner und seines Glücks desto würdiger sey.

Die-

Dieser Pallast, dieses Hausgeräthe, diese Gärten, diese Springbrunnen bezaubern dich, und machen, daß du beym ersten Anblicke dieses prächtigen Gebäudes den Besitzer desselben für glückseelig preisest. Er ist nicht mehr vorhanden! Er hat desselben nicht auf eine so angenehme und ruhige Art genossen, als du. Er hat niemals einen fröhlichen Tag, noch eine ruhige Nacht gehabt. Er steckte sich in grosse Schulden, um dieses Gebäude zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, der dich entzücket. Seine Gläubiger haben ihn daraus vertrieben. Er mußte es mit dem Rücken ansehen, und als er es zu guter letzt von ferne noch einmal betrachtete, so starb er für Entzücken.

Wenn man gewisse Geschlechter betrachtet, so lässet sich der Eigensinn des Schicksals, und das Spiel des Glücks gar zu deutlich spüren. Vor hundert Jahren dachte man nicht an sie. Sie waren noch nicht vorhanden. Der Himmel thut sich plötzlich zu ihrem Besten auf. Güter, Ehre und Würden, überströmen sie zu wiederhohlten mahlen. Sie schwimmen auf dem Meere der Glückseeligkeit. Eumolp ist einer von denen Menschen, die keinen Großvater haben. Er hatte aber einen Vater, der sich so hoch schwung, daß der Sohn nichts größers wünschen konnte, als daß er demselben gleich werden möchte. Er ist es geworden. War es erhabener Verstand, und grosse Fähigkeit, oder waren es die Zeitläufte, die diese beyden Personen so hoch empor brachten? Das Glück hat ihnen endlich den Rücken gekehret, und treibet jezt mit Andern seinen Spott.

Es verfähret mit ihren Nachkommen, so, als wie es mit ihren Vorfahren verfuhr.

Die nächste Ursache zum Verfalle und Untergange der Personen, beydes vom Degen, und von der Feder, ist, daß sie ihren Aufwand nach ihrem Stande, und nicht nach ihrem Vermögen entrichten.

Wenn du nichts vergessen hast, was zu deinem Glücke etwas beytragen kann, was für Arbeit kostet dir solches? Wenn du das Geringste verabsäumet hast, was für Reue bereitest du dir?

Giton hat ein frisches Aussehen, ein volles Gesicht, volle Backen, starre Augen, breite Schultern, eine hohe Brust, einen steifen Gang. Er spricht mit großer Zuversicht. Wer ihm etwas saget, muß es oft wiederholen. Alles, was man ihm erzählet, würdiget er nur eines mäßigen Beyfalls. Er speyet weit aus. Wenn er die Nase schnaubet, so gleichet solches einem Donnerwetter. Wenn er nieset, so bebet das Haus. Er schläfet im Tage, und in der Nacht; und schnarchet in Gesellschaft. Er nimmt beym Tische, und beym Spatziergange den mehresten Platz ein. Wenn er mit seines gleichen gehet, so gehet er in der Mitte. Er stehet still, sogleich stehen die Andern auch still. Er gehet weiter, und die Andern folgen ihm. Alle richten sich nach ihm. Er unterbricht, und meistert alle, die da sprechen. Allein ihm fället man nicht in die Rede. Man höret ihm zu, so lange als er sprechen will. Man ist seiner Meynung. Man glaubet alle Neuigkeiten, die er

erzählet. Wenn er sich setzet, so wirft er sich in einen Lehnstuhl, schläget die Füße ins Kreutz, und runzelt die Stirne. Er druckt seinen Hut tief ins Gesicht, damit er Niemanden sehen darf. Bald darauf aber rücket er ihn wieder in die Höhe, und zeiget seine Stirn, um seinen Stolz und Trotz auszudrücken. Er ist lustig, er lachet überlaut, er ist ungedultig, mistrauisch, zornig, frech, staatsklug, und will die Begebenheiten der Welt völlig einsehen. Er glaubet Verstand und Gemüthsgaben zu besitzen. Er ist reich.

Phäbon hat tief im Kopfe liegende Augen, eine ungesunde rothe Farbe, einen ausgedörreten Körper, und ein mageres Gesicht. Er schläfet wenig, und sehr leise. Er ist tiefsinnig, er träumet, und siehet wie ein Einfaltspinsel aus, ob er gleich vielen Verstand besitzet. Er vergißt das zu sagen, was er weis, und von Begebenheiten zu sprechen, die ihm bekannt sind. Wenn er es ja zuweiln thut, so thut er es auf eine ungeschickte Art. Er leget alle seine Worte auf die Waagschale. Er fasset sich zwar kurz, allein er erzählet ganz trocken. Er weis weder zuzuhören, noch zu lachen. Allem, was man ihm saget, giebet er Beyfall, und lächelt dazu. Er ist immer des Andern Meynung. Er läuft, er fliehet, um ihnen kleine Gefälligkeiten zu erzeigen. Er ist gefällig, schmeichlerisch, dienstfertig. Er stellet sich geheimnisvoll an, und lüget zuweiln. Er ist abergläubisch, gewissenhaft, furchtsam. Er hat einen leisen und schleichenden Gang, es scheinet, als ob er sich fürchte, die Erde zu berühren. Er gehet mit niedergeschlagenen Augen, und darf die Vorbey-

gehenden nicht dreist ansehen. Er spricht niemal mit, sondern stellet sich hinter den Stuhl dessen, der da spricht, und lauschet. Sobald man ihn ansiehet, gehet er fort. Er bleibet niemal auf einer Stelle, sondern gehet mit gezuckten Achseln herum. Er drucket den Hut tief in die Augen, damit man ihn nicht sehe, und wickelt sich in seinen Mantel ein. Keine Straße, und kein Zimmer ist so voll, daß er nicht Mittel fände, sich durchzudrängen, und so zu stellen, daß man ihn nicht sehen kann. Wenn man ihn zum Sitzen nöthiget, so setzet er sich kaum auf die Spitze des Stuhls. In Gesellschaften spricht er leise, und unvernehmlich; von den öffentlichen Angelegenheiten aber spricht er frey. Er beklaget sich über die Zeiten; mit den Staatsräthen und der Regierung ist er nicht sonderlich zufrieden. Er spricht nicht eher, als bis er gefragt wird. Wenn er hustet, oder sich die Nase schnaubet, so hält er sich den Hut vor. Er speyet ins Schnupftuch, und nieset nicht ehe, als bis er allein ist, oder wenn er sich dessen ja nicht enthalten kann, so thut er es ganz in der Stille, damit es Niemanden eine Verbeugung, oder ein GOtt helf koste. Er ist arm.

## Das siebente Hauptstück.

## Von der Stadt.

Man bestellet sich einander alle Abend, ohne vorher deswegen Abrede zu nehmen, auf den öffentlichen Spatziergang, oder in den Lust-Garten, als an allgemeine Versammlungs-

Oerter, um einander anzusehen, und durchzuhecheln.

Man kann selbst ohne solche Leute nicht leben, die man nicht liebet, sondern vielmehr verspottet.

Auf einem öffentlichen Spatziergange lauret man darauf, daß einer dem andern vorbey gehet. Man mustert sich einander. Kutsche, Pferde, Liverey, Wagen, nichts entwischet dem Gesichte. Alles wird mit vorwitzigen oder boshaften Augen betrachtet; und man begegnet den Personen ehrerbietig, oder verächtlich, nachdem ihr Aufzug prächtig, oder schlecht ist.

Jedermann kennet den langen aufgeworfenen Damm, welcher das Ufer der Seine in der Gegend beschränket, und einschließet, wo sie nach Paris fließet, nachdem sie sich mit der Marne vereiniget hat Die Mannspersonen baden sich hier währender Hitze der Hundstage. Man siehet von nahe bey zu, wie sie sich ins Wasser stürzen, und wieder heraussteigen. Dieß ist ein Zeitvertreib. Wenn diese Jahrszeit noch nicht da ist, so gehet das Frauenzimmer aus der Stadt daselbst noch nicht spatzieren; und wenn sie verstrichen ist, so kommen sie nicht mehr dahin.

An solchen Orten, wo allerhand Leute zusammen kommen, wo das Frauenzimmer sich versammlet, um ein neues Kleid zu zeigen, und die Früchte ihres Nachttisches einzuärnten, gehet man, nicht der Gesellschaft wegen, mit einer Gespielinn spatzieren. Man füget sich zusammen, um desto getroster auf der Schau-

bühne zu erscheinen, sich mit der Welt bekannter zu machen, und wider die Tadelsucht in Sicherheit zu setzen. Man spricht mit einander, und saget sich nichts; oder man spricht vielmehr über die Vorübergehenden, und selbst für die, denen zu gefallen man laut spricht, allerhand Geberden machet, scherzet, mit dem Kopfe nicket, und hin und zurück gehet.

Die Stadt ist in verschiedene Gesellschaften getheilet, die gleichsam so viel kleine Republicken sind. Eine jede hat ihre Gesetze, Gewohnheiten, Sprache und gewisse Ausdrücke, über die man lachet. So lange eine solche Versammlung in ihrer Kraft ist, so lange das Vorurtheil bestehet, welches man für sie heget, so lange findet man nichts gutes gesagt; oder gethan, als was von den Mitgliedern derselben herkommet. Man ist unfähig, daran einen Geschmack zu finden, was sich von anderwerts herschreibet. Dieß gehet so weit, daß man alle diejenigen verachtet, die nicht zu dieser Gesellschaft gehören. Der witzigste Kopf von der Welt, der von ungefehr in ihre Versammlung geräth, kommet ihnen seltsam für. Er befindet sich gleichsam in einem fremden Lande, wo er weder die Wege, noch die Sprache, noch die Sitten, noch die Gebräuche kennet. Er siehet ein Volk, welches plaudert, summet, sich einander in die Ohren zischelt, laut lachet, und endlich in ein tiefes Stillschweigen verfället. Er weis nicht, wie er daran ist, er kann nicht ein Wort mitsprechen, er höret nichts. Solchen Gesellschaften mangelt es niemals an einem lustigen Kauze, der den Vorsitz führet, und die Hauptperson vorstellet. Er hat es über sich genommen, vor das Vergnügen der Andern zu sorgen. Man

la-

lachet, ehe er noch den Mund aufthut. Wenn zuweiln ein fremdes Frauenzimmer in ihre Versammlung kommet, und ernsthaft bleibet, so kann diese lustige Gesellschaft nicht begreifen, daß solche über Sachen nicht lachet, die sie nicht verstehet, und bey albernem Zeuge unempfindlich ist, welches sie selbst doch nicht verstehen würden, wenn es nicht von ihnen herkäme. Sie halten sich über ihr Sprechen und Stillschweigen, über ihren Wuchs und Anzug, über ihre Ankunft, und über ihren Abschied auf. Keine von diesen Gesellschaften währet indessen zwey Jahr. Der Saame der Uneinigkeit wird gleich im ersten Jahre ausgestreuet, und im zweyten bricht man mit einander gänzlich. Die Eifersucht auf Anderer ihre Schönheit, die Zänkereyen, die beym Spiele vorfallen; die Ausschweifungen in den Mahlzeiten, die anfänglich den Regeln der Sparsamkeit gemäs eingerichtet waren, sich aber bald in kostbare Gastmäler verändern, bringen diese Republick in Unordnung, und geben ihr endlich den tödtlichen Stoß. Nach kurzer Zeit spricht man von diesem Völklein eben so wenig, als von den Fliegen des vorigen Jahrs.

Es giebet in der Stadt zweyerley Arten Gerichtspersonen, vornehme und geringe. Jene rächen an diesen die Verachtung, mit welcher ihnen bey Hofe begegnet wird, und die kleinen Demüthigungen, die sie daselbst erdulten müssen. Es ist schwer, zu entscheiden, welches die eigentliche Grenze zwischen ihnen ist, und wo die Vornehmen aufhören, die Geringen aber anfangen. Es giebet sogar eine ganze ansehnliche Gesellschaft, die sich nicht zur zweyten Klasse will rechnen lassen, und der man eine Stelle

in

in der ersten streitig machet. Sie lässet sich dadurch nicht abweisen, sondern suchet vielmehr, es derselben, durch das Ansehen, so sie sich giebet, und durch ihren Aufwand, gleich zu thun; oder giebet ihr wenigstens nicht viel nach. Sie berufet sich darauf, daß ihre Beschäftigung edel, und sie selbst Niemanden unterworfen ist. Sie glaubet, daß die Gabe der Beredsamkeit, und die persönlichen Verdienste wenigstens eben so viel gelten, als ein Beutel mit tausend Franken, womit der Sohn eines Finanzpächters, oder Geldwechslers seine Bedienung erkaufet hat.

Wie? du träumest in deiner Kutsche, oder ruhest dich vielleicht aus? Geschwind! nimm ein Buch, oder deine Papiere vor, und lies. Grüß kaum die Leute, die bey dir vorbey fahren. Sie werden glauben, daß du noch so beschäftiget bist. Der Mann ist arbeitsam, und unermüdet, werden sie sagen, er lieset sogar auf der Straße, und unterwegens. Lern von dem schlechtesten Sachwalter, daß man sich stellen müsse, als sey man mit Geschäften überhäufet. Man muß die Stirn runzeln, an nichts sehr tiefsinnig denken, zu rechter Zeit essen und trinken vergessen, sich in seinem Hause kaum sehen lassen, sondern als ein Gespenst verschwinden, und sich in das innerste Zimmer verbergen. Man muß sich aller Gesellschaft entziehen, in keine Comödien und Opern gehen, sondern selbige solchen Leuten überlassen, die zwar kaum Zeit dazu haben, aber doch keine Gefahr laufen, wenn man sie daselbst siehet; kurz einem Gomon und Duhamel.

Es giebet eine gewisse Anzahl junger oberkeitlicher Personen, denen ihr grosses Vermögen, und ihre

Lust-

Lustbarkeiten, die Bekanntschaft solcher Menschen zuwege gebracht hat, die man bey Hofe Stutzers nennet. Sie ahmen ihnen alles nach, und glauben, daß das ernsthafte oberkeitliche Wesen für sie zu schlecht sey. Sie bilden sich ein, daß ihr Alter, und ihr Glück sie befreye, klug und mäßig zu seyn. Sie nehmen das Schlimme an, was sie bey Hofe sehen. Sie sind eitel, üppig, unmäßig und ruchlos, gleich als ob diese Laster ihnen wohl ließen. Sie nehmen einen ganz andern Karackter an, als sie behaupten sollten, und werden endlich, ihrem Wunsche gemäs, getreue Kopeyen sehr schlechter Urbilder.

Eine Gerichtsperson bey Hofe, und eben dieselbe in der Stadt, stellet zwo ganz unterschiedene Personen vor. Sobald sie nach Hause kommet, so nimmt sie ihre Sitten, ihre Gestalt, und das Amtsgesicht wieder an, welches sie zurück gelassen hatte. Sie ist nicht mehr so verlegen, und so höflich.

Die Krispins spannen ihre Pferde zusammen, und fahren mit sechs, um ihren Aufzug zu verlängern. Sie lassen sich von einem Schwarm Lakeyen begleiten, von denen ein jeder von ihnen seine gewisse Anzahl liefert; und so triumphiren sie bey Hofe, oder zu Vincennes. Sie gehen mit den Neuvermählten, mit Jason, der sich zu Grunde richtet, mit Thrason, der sich vermählen will, und eben eine Bedienung gekauft hat, in einem Paare.

Ich höre, daß die Sannions sowohl die von der ältern und jüngern Linie, als auch die jüngsten Söhne von dieser, einerley Namen, und Wapen füh-

führen. Jene führen das vollständige Wapen. Die verzieren es mit einem Turnierkragen, und diese mit einer ausgeschnittenen Einfassung! Sie haben mit dem Hause Bourbon einerley Metall, und einerley Farbe. Sie führen so wie selbiges zwey, und eins. Ihre Figuren sind zwar keine Lilien; doch darüber geben sie sich zufrieden. Sie finden die ihrigen anständig, und haben sie mit großen Herren gemein. Man siehet ihr Wapen in der Kirche, und auf den Fenstern derselben; an den Pfeilern, die sie zum Zeichen der ihnen zustehenden hohen Gerichte haben aufführen lassen, vor welchem sie letztens einem Menschen den Strang zuerkannten, der nur die Landesverweisung verdienet hatte. Kurz, man siehet es aller Orten, auf allem ihrem Hausgeräthe, an allen Schlößern ihrer Zimmer, auf ihren Kutschen, und sogar die Schnüre ihrer Liverey sind dazu nicht zu schlecht. Ich mögte den Sannions gerne zurufen: eure Thorheit ist zu frühzeitig, wartet doch wenigstens, bis euer Geschlecht hundert Jahr alt ist. Die Leute, die euren Großvater gesehen, und gesprochen haben, sind alt; sie können nicht lange mehr leben, und wer wird hernach, so wie sie, sagen können, da hatte er seinen Laden, und verkaufte seine Waaren sehr theuer.

Die Sannions und Krispins begehren noch überdem, daß man von ihnen sagen soll, daß sie viel darauf gehen lassen, ungeachtet solches doch nicht ihre Sache ist. Sie machen eine lange und eckelhafte Erzählung, von einem Gastmaal, oder Schmause, so sie gegeben haben. Sie erzählen, wie viel sie im Spiele verloren, und bedauren, daß ihr Verlust nicht größer gewesen ist; da ihnen solches doch sehr nahe wür-

würde gegangen seyn. Wenn sie von gewissen Frauenzimmern sprechen, so geschiehet solches in besonderen und räthselhaften Ausdrücken. Sie haben sich einander tausend lustige Sachen zu erzählen, und seit kurzem verschiedene Entdeckungen gemacht. Sie nehmen es sich einander nicht übel, daß sie Windbeutel sind. Einer von ihnen, der auf dem Lande spät zu Bette gegangen ist, und gerne schlafen mögte, stehet frühe auf, ziehet Stiefelleten an, wirft sich in einen leinenen Kittel, hänget eine Jagdtasche um, stecket die Haare unter den Hut, nimmt eine Flinte auf den Nacken, und würde ein Jäger seyn, wenn er gut träfe. Er kommt des Abends spät naß und müde nach Hause, ohne daß er was geschossen hat. Den Morgen darauf gehet er wieder auf die Jagd, und bringet den Tag damit zu, daß er die Schnepfen und Rephühner verfehlet.

Ein Anderer, der einige schlechte Hunde hat, mögte solche gerne mein Strick Windhunde nennen. Er weis, daß an einem gewissen Orte ein großes Jagen bestellet ist. Er findet sich also daselbst ein, gesellet sich zu den Pirschjägern, hetzet mit, und hat ein Jagdhorn. Er fraget nicht, wie Menalipp, hab ich ein Vergnügen daran? er glaubet es zu haben. Er vergißt Gesetze und Processe; und wird ein anderer Hypolit. Menander, der ihn gestern bey einem Pack Acten fand, würde heut denjenigen nicht kennen, der den Vortrag von seiner Sache thun soll. Siehet man ihn den Morgen drauf in der Gerichtsstube, wo eine wichtige Sache, die Leib und Leben betrift, abgeurtheilet werden soll: so versammlet er seine Kameraden um sich herum, und erzählet ihnen,

wie er den angesetzten Hirsch nicht aus den Augen verloren, und sich bald heiser geschrien habe, um die Hunde, zurück zu rufen, die die Spur verloren hatten, und einen andern Hirsch verfolgeten. Die Glocke schläget, er erzählet also geschwind, wie der Hirsch erleget, und den Hunden preis gegeben worden. Drauf läufet er, setzet sich zu den Andern, und hält Gericht.

Wie sehr vergehen sich nicht gewisse Privatleute, die ihren Reichthum dem Handel ihrer kaum verstorbenen Väter zu danken haben, und es doch in ihren Kleidungen, und in ihrem Aufzuge, den Prinzen gleichthun. Sie ziehen sich durch ihren unmäßigen Aufwand, und lächerlichen Pracht, den Spott der ganzen Stadt zu, die sie zu blenden vermeyneten. Sie richten sich zu Grunde, um nur das Vergnügen zu haben, sich auslachen zu lassen.

Ja einige haben nicht einmal den betrübten Vortheil, daß ihre Thorheiten weiter bekannt sind, als in dem Reviere, wo sie wohnen. Dieses ist die einzige Schaubühne ihrer Eitelkeit. Auf der Insel weis man nichts davon, daß Andreas, der am Stadtgraben wohnet, eine große Figur machet, und sein Erbgut verschwendet. Wenn solches in der ganzen Stadt, und in den Vorstädten bekannt wäre: so würde, unter der Menge von Bürgern, die von Sachen nicht gehörig zu urtheilen wissen, sich wenigstens einer finden, der da sagte, Andreas machet einen großen Staat, und von den Gastereyen spräche, die er dem Xantus, dem Ariston, und der Elamire zu Ehren anstellet. Allein er richtet sich in der Stille zu Grunde, und stürzet sich aus Liebe zu zwo, oder

drey

drey Personen, die ihn nicht einmal achten, in Armuth. Heute fähret er in einer Kutsche, und über sechs Monate wird er nicht so viel haben, daß er zu Fuß gehen könnte.

Narcis stehet des Morgens auf, um sich des Abends niederzulegen. Er hat so, wie ein Frauenzimmer seine gewisse Stunden, da er am Nachttische sitzet. Er gehet ganz ordentlich alle Tage in die Spätmeße der Benedictiner, oder Franciscaner. Er ist ein Mann von angenehmen Umgange. In dem = = = Hause machet man auf ihn, als auf den dritten, oder fünften Mann zum Lomber, oder Reveesis ganz sichern Staat. Hier sitzet er bey der Aricie vier Stunden hinter einander in einem Lehnstuhle, und waget alle Tage fünf Pistolen aufs Spiel. Er lieset die Holländischen Zeitungen, und den Mercur galant sehr fleißig. Er hat den Bergeral, den Desmarets, den Lesclasche, die geheime Nachrichten des Barbin, und einige Sammlungen von Gedichten gelesen. Er gehet mit Frauenzimmern auf dem Felde, oder im Lustgarten spatzieren; und ist in Ablegung der Besuche sehr sorgfältig. Morgen wird er eben das thun, was er heute thut, und gestern gethan hat; und so bringet er sein Leben zu, bis daß er stirbet.

"Den Menschen, saget man, habe ich gesehen, ich „kann mich aber nicht besinnen, wo. Sein Gesicht „ist mir bekannt." Andern gehet es eben so. Ich will versuchen, ob ich dich auf die Sprünge bringen kann. Hast du ihn etwa auf dem Walle auf einer Bank sitzen gesehen? Im königlichen Garten im

grossen Lustgange? Im Schauspiele? In der Kirche? Auf dem Balle? Zu Rambouillet? Wo könntest du ihn nicht gesehen haben? Wo ist er nicht? Wenn auf dem Markte ein Verbrecher hingerichtet, oder ein Feuerwerk abgebrannt wird, so erscheinet er in einem Fenster des Rathhauses. Wenn ein öffentlicher Einzug vor sich gehet, so zeiget er sich auf einer Bühne. Wenn der König fremden Gesandten Gehör giebet, so siehet er erst ihren Aufzug an, ist hernach bey der Audienz zugegen; und wenn sie zurück kommen, so stehet er mit in der Reihe, durch welche sie gehen müssen. Bey dem Eide, den die Abgeordneten der Schweizer ablegen müssen, ist seine Gegenwart eben so unumgänglich nöthig, als die Gegenwart des Kanzlers, und der Abgeordneten selbst. Man hat daher auch sein Gesicht erwählet, um im Kalender das Volk, oder die Zuschauer vorzustellen. Ist eine öffentliche Jagd, ein Hubertsfest, so ist er zu Pferde da. Man spricht von einem Lager, oder von einer Musterung, er ist zu Ouilles und zu Archeres. Er ist ein Liebhaber von Soldaten, und vom Kriege. Chanlai ordnet den Zug des Heeres, Jacques besorget die Lebensmittel, Dumers das Geschütz, und er siehet zu. Er ist in seinem Harnische beym Zusehen alt geworden; kurz, er ist ein Zuschauer von Profeßion. Er thut nichts von dem, was ein Mensch thun soll; er weis nichts, was er wissen soll; er hat aber, wie er saget, alles gesehen, was man sehen kann. Das Sterben wird ihm also nicht schwer ankommen. Allein was für ein Verlust wird dieses für die ganze Stadt seyn! wer wird hernach sagen, heut gehet man nicht spatzieren, der Morast bey Vincennes ist

ausgefüllet, man wird also darinn nicht mehr stecken bleiben? Wer wird wohl ein Concert, und die Ankunft einer Bande Seiltänzer ansagen? Wer wird uns Nachricht geben, daß Beaumavielle gestern gestorben ist, und Rochois den Schnupfen habe, und in acht Tagen nicht singen werde? Wer wird, so wie er, einen bürgerlichen an seinem Wapen, und an seiner Liverey kennen. Wer wird sagen, Scapin führet Lilien im Wapen, und darüber seufzen. Wer wird den Namen einer schlechten Bürgerfrauen mit mehr Eitelkeit, und Nachdrucke aussprechen. Wer wird mit allen Gassenhauern so versehen seyn, als er? Wer wird dem Frauenzimmer die galanten Jahrbücher, und das Tagebuch der Verliebten lehnen? Wer wird, so wie er, beym Tische einen ganzen Auftritt aus der Oper, oder in einem Schlafzimmer die Rasereyen des Rolands singen? Kurz! da es in der Stadt sowohl, als anderer Orten, thörichte, alberne, und müßige Leute giebet, wer wird sich so gut vor sie schicken, als er?

Theramenes war reich, und hatte also Verdienste. Er hat eine Erbschaft gethan. Jetzt ist er sehr reich, und hat sehr grosse Verdienste. Alle Frauen im Lande wollen ihn zum Liebhaber, und alle Mädgens zum Bräutigam haben. Er gehet von Haus zu Haus, und machet den Müttern weis, daß er heyrathen wolle. So bald er sich gesezet hat, so gehen die Mütter weg, um ihren Töchtern die Freyheit zu lassen, liebenswürdig zu seyn, und ihm, seinen Antrag zu thun. Hier sticht er einen geheimen Roth, und dort einen Edelmann und Baron aus. Ein blühender, lebhafter, munterer und sinn-

reicher junger Mensch ist nicht willkommener, und wird nicht besser aufgenommen. Man reißet sich um ihn, und von denen die um ihn sind, bekommet man kaum einen freundlichen Blick. Wie viel Liebhaber wird er nicht ausstechen? Wie viel anständige Heyrathen wird er nicht verhindern? Wird er wohl so vielen Erbinnen, die sich auf ihn spitzen, ein Gnügen leisten können. Er ist ein Schrecken nicht allein der Ehemänner, sondern auch derer, die es werden wollen; und durch eine Heyrath ihren Beutel, den sie durch Bezahlung einer erkauften Bedienung ausgeleeret haben, wieder anzufüllen hoffen. Solche so glückliche und reiche Personen sollte man aus einer wohl eingerichteten Stadt verbannen; oder dem schönen Geschlechte bey Strafe der Thorheit, oder Verachtung, auferlegen, mit ihnen nicht besser zu verfahren, als wenn sie nur Verdienste besäßen.

Die Stadt, die gemeiniglich ein Affe des Hofes ist, weis solchem doch nicht in allen Stücken nachzuahmen. Sie ahmet nicht im geringsten das artige und schmeichelhafte äußerliche Betragen nach, womit der Hof, und insonderheit das Frauenzimmer an demselben, einem Manne begegnet, der Verdienste, und weiter nichts, als Verdienste besitzet. Sie bekümmern sich weder um seinen Reichthum, noch um seine Vorfahren. Sie finden ihn bey Hofe, dieß ist genug. Sie gehen mit ihm um, und schätzen ihn hoch. Sie fragen nicht, ob er gefahren, oder zu Fusse gekommen ist, ob er eine Bedienung, Landgüter, und Kutsche und Pferde hat? da sie selbst Gefolge, Glanz und Würden vollauf haben: so mögen sie sich zuweilen gerne in der Gesellschaft der Welt-

weis-

weisheit und Tugend erquicken. Wenn ein Frauenzimmer in der Stadt, das Rasseln einer Kutsche höret, die vor ihrer Thüre stille hält: so hüpfet ihr das Herz im Leibe. Sie machet sich fertig, denjenigen zu empfangen, der darinn sitzet, ungeachtet sie ihn nicht kennet. Wenn sie noch dazu aus dem Fenster ein blankes Geschirr, und viele Livereybedienten gewahr wird, wenn sie von vielen Reihen im Feuer vergoldeter Nägel geblendet wird: so wünschet sie voller Ungedult, diesen vornehmen Herrn, oder diese obrigkeitliche Person, bereits in ihrem Zimmer zu sehen. Wie artig wird sie ihn nicht empfangen? Wird sie ihn wohl ansehen dörfen? Er verlieret bey ihr nichts. Man bewundert die doppelten Handriemen, und die Stahlfedern, vermöge welcher er in seiner Kutsche sanfter sitzet. Sie schätzet ihn deswegen noch höher, und liebet ihn noch mehr.

Diese Thorheit einiger Frauen in der Stadt, die sie der schlechten Nachahmung des Hofes zu danken haben, ist noch etwas ärgers, als die Plumpheit der geringen Weibspersonen, und die Grobheit der Bauerweiber. Die ersten haben vor den beyden letzten noch ein gezwungenes Wesen voraus.

O feine Erfindung! prächtige Hochzeitgeschenke zu geben, die nichts kosten, und nach vollzogener Hochzeit wieder in Natur müssen zurückgegeben werden.

O nützliche und löbliche Gewohnheit! ein Drittel des Brautschatzes auf die Hochzeit zu verwenden, durch Anschaffung und Ausleihung überflüßiger Sachen, den Grund zu seiner künftigen Armuth zu legen,

gen, und sein Capital anzugreifen, um sein Hausgeräth, und den Nachttisch zu bezahlen.

O schöner und sinnreicher Gebrauch! da man dem Wohlstande und der Schamhaftigkeit, eine Art der Unverschämtheit vorziehet, und eine junge Frau, die erst gestern Hochzeit gemacht hat, auf ihrem Bette, als auf einer Bühne, zur Schau ausstellet! Sie muß einige Tage lang eine lächerliche Person vorstellen, und sich der Neubegierde der Leute beyderley Geschlechts preis geben, die, sie mögen bekannt, oder unbekannt seyn, so lange dieses Schauspiel währet, aus der ganzen Stadt herzulaufen. Was fehlet einer solchen Gewohnheit, um sie vollkommen ungereimt und unbegreiflich zu finden, als daß man sie in einer Reisebeschreibung von Mingrelien lieset.

Beschwerliche Gewohnheit! unbequemer Zwang! Man suchet sich einander voller Ungedult auf, um sich nicht anzutreffen. Man trift sich einander an, um sich nichts zu sagen; oder einander Sachen zu erzählen, die man schon weis, und an denen nichts gelegen ist, ob man sie weis. Man kommet in ein Zimmer, um wieder wegzugehen. Man gehet des Nachmittags aus, um des Abends wieder nach Hause zu kommen; und ist sehr zufrieden, daß man in fünf kleinen Stunden drey Pförtner, ein Frauenzimmer, das man kaum kennet; und ein Anderes, welches man nicht gar wohl leiden kann, gesehen hat. Wann man den Werth der Zeit recht kennete, und wüßte, wie unersetzlich ihr Verlust ist: so würde man ein so großes Elend bitterlich beweinen.

In der Stadt lebet man in einer groben Unwissenheit in Sachen, die den Feldbau, und die Landwirthschaft betreffen. Man weis kaum den Hanf vom Flachse, und den Weitzen vom Roggen zu unterscheiden. Man begnügt sich daran, daß man isset, und sich kleidet. Man hüte sich, mit einer grossen Anzahl Bürger, weder von der Braache, noch vom jungen Aufschlage, noch vom Weinbaue, noch von der Nachmatt zu sprechen. Sie verstehen einen nicht, und diese Dinge sind für sie böhmische Dörfer. Mit Einigen muß man vom Ellenmaasse, und von der Zollrolle, mit Andern von Rechtsmitteln, Gegenvorstellungen, und Gebühren sprechen. Sie kennen die Welt, aber nur von der schlechtesten und unansehnlichsten Seite. Die Natur, der Anfang, und Fortgang, die Gaben und Freygebigkeiten derselben sind ihnen unbekannt. Ihre Unwissenheit ist oft freywillig, und gründet sich auf die Hochachtung, die sie für ihr Gewerbe, und für ihre Geschicklichkeit hegen. Ein elender Zungendrescher, der seinen Verstand martert, um seinem Gegner tausend unnütze Händel zu machen, hält sich, bey seiner finstern und unseligen Wissenschaft, für höher, als ein Ackersmann, der den Himmel kennet, die Erde bauet, zu rechter Zeit säet, und einen reichen Seegen einärndet. Wann er von den ersten Menschen, von den Erzvätern, von ihrem Landleben, und von ihrer Wirthschaft sprechen höret, so erstaunet er, daß man zu einer Zeit habe leben können, da man von Vollmachten, Presidenten und Sachwaltern nichts wußte. Er kann nicht begreifen, wie man jemals einer Gerichtsstube und Kanzelley habe entbehren können.

Die Römischen Kaiser konnten nicht so sanft und bequemlich, und für Wind, Regen, Staub, und Sonne, so gesichert, ihre Siegsgepränge begehen, als unsere Bürger sich durch die Stadt fahren lassen. Was für ein Unterschied ist nicht zwischen diesem Gebrauche, und zwischen den Maulthieren, deren sich ihre Vorfahren bedieneten. Diese wußten noch nicht, sich das Nöthige zu entziehen, um das Ueberflüßige zu haben; und den Pracht nützlichen Dingen vorzuziehen. Sie brannten keine Wachskerzen, und wärmeten sich nicht am Kaminfeuer. Das Wachs gehörete blos für den Altar, und für den Hof. Sie standen nicht von einer schlechten Mahlzeit auf, um in ihre Kutschen zu steigen. Sie wußten, daß dem Menschen die Füße zum gehen gegeben sind, und sie giengen. Sie blieben rein, wenn es trocken war, und bey nassem Wetter beschmutzten sie sich die Schuhe. Sie machten sich eben so wenig daraus, über die Straße zu gehen, als ein Jäger, über ein Braachfeld zu streichen, oder als ein Soldat in den Laufgräben naß zu werden. Man hatte noch nicht die Kunst erfunden, zween Menschen vor eine Sänfte zu spannen. Ja viele obrigkeitliche Personen giengen so gut zu Fuße nach der Gerichtsstube, als August ehedem nach dem Capitol. Das Zinn glänzte auf den Tafeln und Schenktischen, so wie Eisen und Kupfer in der Küche. Gold und Silber lag im Kasten. Das Frauenzimmer ließ sich von Personen ihres Geschlechts bedienen. Man wußte nichts von Köchen, sondern begnügte sich mit einer Köchin. Die schönen Namen von Hofmeisters und Hofmeisterinnen waren unsern Vätern zwar nicht unbekannt; sie wußten, wem man die Erziehung königlicher, und anderer großen Prinzen an-

ver-

vertrauete; allein für die Erziehung ihrer Kinder sorgeten sie unmittelbar selbst, und theileten mit denselben die Aufwartung ihrer Bedienten. Sie legten sich selbst Rechnung ab. Ihr Aufwand richtete sich nach ihrer Einnahme. Ihre Livereyen, ihr Aufzug, ihr Hausgeräthe, ihr Tisch, ihre Wohn- und Lusthäuser, alles war nach ihren Einkünften, und nach ihrem Stande abgemessen. Sie beobachteten einen gewissen äusserlichen Unterschied, welcher verhinderte, daß man nicht die Frau eines Sachwalters für eine geheime Räthin, und einen Bürger, oder gar einen Knecht für einen Edelmann ansah. Sie waren nicht bedacht, ihr väterliches Erbgut durchzubringen, oder zu vermehren, sondern nur solches zu erhalten. Sie hinterließen es ihren Erben unverkürzet. Sie lebten mäßig, und starben ruhig. Sie sagten nicht, die Zeiten sind schlecht, die Armuth ist groß, das Geld ist rar. Sie hatten weniger als wir, und hatten doch genug. Sie waren reicher an Wirthschaftskunst, und Bescheidenheit, als an Einkünften und Gütern. Mit einem Worte! man war damals von der Wahrheit überzeuget, daß das, was bey einem großen Herrn Glanz, Pracht, und Herrlichkeit ist, bey einem Privatmanne Verschwendung, Thorheit, und Unverstand sey.

## Das achte Hauptstück.

## Vom Hofe.

In gewissem Verstande ist es der rühmlichste Vorwurf, den man Jemanden machen kann, wenn man saget, daß er kein Hofmann sey.

Es giebet fast keine einzige Tugend, die man ihm dadurch nicht zugestehet.

Ein Hofmann ist Meister über seine Geberden, Augen, und über sein Gesicht. Er ist unerforschlich, und unergründlich. Wenn man ihm misfallen hat, so lässet er sichs nicht merken. Er begegnet seinen Feinden freundlich. Er zwinget seine Gemüthsart. Er verbirget seine Leidenschaften. Er belüget sein Herz. Er spricht und handelt wider seine Absichten. Alle diese Künsteleyen machen nur ein Laster aus, welches man Falschheit nennet. Sie ist dem Höfling zu seinem Glück oft eben so unnütz, als Offenherzigkeit, Aufrichtigkeit und Tugend.

So wenig man gewisse veränderliche Farben gehörig benennen kann, die nach dem verschiedenen Lichte, in welchem man sie betrachtet, verschieden sind: eben so wenig kann man den Hof beschreiben.

Sich dem Hofe auf einen Augenblick entziehen, heißet so viel, als demselben entsagen. Der Höfling, der des Morgens da gewesen ist, gehet auf den Abend wieder hin, um ihn des folgenden Morgens wieder zu kennen, oder vielmehr um selbst allda bekannt zu werden.

Bey Hofe stellet man eine kleine Person vor. So stolz man auch ist: so ist es doch nicht anders. Jedoch das Unglück ist allgemein. Die Großen selbst sind allda klein.

Die Provinz ist der Ort, wo der Hof, als in seinem rechten Gesichtspunkte, eine bewundernswürdige

Sache zu seyn scheinet. Je mehr man sich demselben nähert, je mehr vermindern sich seine Annehmlichkeiten; gleich denen Schönheiten eines perspectivischen Gemäldes, welches man von gar zu nahe betrachtet.

Es hält schwer, sich zu einem Leben zu gewöhnen, welches in der Vorkammer, auf dem Schloßplatze, und auf der Treppe zugebracht wird.

Der Hof stellet einen nicht zufrieden; er verhindert vielmehr, daß man es nicht ist.

Ein ehrliebender Mann muß sich eine Zeitlang am Hofe aufgehalten haben. Er findet daselbst eine neue Welt, die ihm vorher unbekannt war. Er siehet daselbst sowohl das Laster, als die Artigkeit herrschen; und machet sich beydes zu nutz, das Gute und Schlechte.

Der Hof gleichet einem von Marmor aufgeführten Gebäude. Ich will so viel sagen, er bestehet aus sehr harten, aber sehr geschliffenen Leuten.

Man reiset zuweiln nach Hofe, um wieder zurückzukommen und sich dadurch bey dem Adel seiner Provinz, oder bey seinem Kirchensprengel, in Ansehen zu setzen.

Wenn man bescheiden und mäßig wäre, so würde der Goldsticker, und Zuckerbäcker sehr überflüßig seyn, und mit ihrer Kunst vergeblich pralen. Die Höfe würden öde, und die Könige einsam seyn, wenn man den Stolz und Eigennutz fahren ließe. Auf einer

Sei-

Seite, wollen die Menschen Sklaven seyn, und auf der andern wollen sie herrschen. Es scheinet, daß den vornehmsten Herren des Hofes das stolze, trotzige, und gebietherische Wesen im Großen geliefert werde, damit sie solches in den Provinzen im Kleinen wieder austheilen. Sie sind gerade so, wie mans ihnen nachmachet, nämlich wahre Affen der königlichen Hoheit.

Nichts machet gewisse Höflinge häßlicher, als die Gegenwart des Fürsten. Man kann sie kaum an ihrem Gesichte erkennen. Ihre Züge sind gestöret, und sie haben die Fassung ihres Gemüths verloren. Die stolzesten und trotzigsten sind am niedergeschlagensten, denn sie verlieren am mehresten. Ein höflicher und bescheidener Mann hingegen, bleibet wie er ist.

Die Hofmanieren sind ansteckend. Man gewöhnet sie sich zu Versailles so an, wie die normandische Aussprache zu Rouen oder Falaise. Man wird solches an den Hoffouriers, Küchenschreibern, und Conditers gewahr. Man kann es daselbst mit sehr mäßigem Verstande sehr weit bringen. Ein Mann von erhabenem Geiste, und gründlichen Verdiensten, hält diese Gaben für viel zu gering, als daß er aus Erlernung derselben sein Hauptwerk machen sollte. Er erwirbet sie sich, ohne daß es ihm Mühe kostet; und er denket nicht daran, sie wieder zu vergessen.

N** kommet mit großem Geräusche an. Er stößet die Leute aus dem Wege, und lässet sich Platz machen. Er klopfet, er pochet an, und nennet seinen Namen. Man erholet sich. Er kommet nicht ehe herein, als bis man das Volk einlässet.

Es erscheinen zuweiln bey Hofe herumirrende und kühne Menschen, die von einem freyen und vertrauten Wesen sind, und sich selbst bekannt machen. Sie versichern auf das feyerlichste, daß sie in ihrer Kunst alle Geschicklichkeiten besitzen, die den Andern fehlen. Man glaubet ihnen auf ihr Wort. Sie machen sich den allgemeinen Irrthum, oder die Liebe, zu nutz, die die Menschen für die Neuigkeit hegen. Sie drängen sich durch die Menge durch, und werden Günstlinge des Fürsten. Der Höfling siehet, wie sie mit demselben sprechen, da er sich schon glücklich schätzet, wann er nur gesehen wird. Die Großen haben von ihm nichts zu befürchten. Diese Leute werden, ohne daß es einige Folgen nach sich ziehet, gelitten, und auch wieder abgedanket. Alsdenn verschwinden sie reich, und zugleich verachtet. Die Welt, die sich von ihnen hat betrügen lassen, ist bereit, von Andern wieder betrogen zu werden.

Es giebet Leute, die, wann sie in eine Gesellschaft kommen, die Anwesenden kaum eines Grußes würdigen. Sie treten stolz einher, und brüsten sich, wie ein Frauenzimmer. Sie fragen Jemanden wornach, ohne daß sie ihn ansehen. Sie sprechen mit erhabener Stimme, um dadurch anzuzeigen, wie sie sich mehr zu seyn dünken, als die übrigen. Sie stehen still, und man umgiebet sie. Sie führen das Wort, und haben in der Versammlung den Vorsitz. Bey diesem lächerlichen und ungestalten Großthun bleiben sie so lange, bis ein Großer ankommet, der sie durch seine Gegenwart auf einmal still machet, und sie zu ihrem natürlichen Wesen bringet, welches nicht so schlimm ist.

Der

Der Hof kann einer gewissen Art von Höflingen nicht entbehren, die einschmeichlend und gefällig sind, sich beliebt machen, und dem Frauenzimmer sich widmen. Sie sorgen für derselben Vergnügen. Sie kundschaften ihre Schwäche aus. Sie schmeicheln ihren Leidenschaften. Sie flistern ihnen Grobheiten ins Ohr. Sie sprechen mit ihnen von ihren Männern und Liebhabern in gehörigen Ausdrücken. Sie errathen ihren Kummer und ihre Krankheiten, und bestimmen die Zeit ihrer Niederkunft. Sie bringen neue Moden auf. Sie sinnen darauf, wie sie dem Pracht unt dem Aufwande einen neuen Anstand geben mögen. Sie lehren dem schönen Geschlechte die sichersten Mittel, auf Kleinigkeiten, Hausgeräthe, und Kutsche und Pferde, grosse Summen zu verwenden. Sie selbst tragen wohlausgesonnene und reiche Kleider. Sie beziehen keine alte Palläste, ehe sie solche haben erneuern und ausschmücken lassen. Sie halten sich eine leckerhafte Tafel, und speisen mit Nachdenken. Es giebet keine einzige Art der Wollust, die sie nicht probieren, und von der sie nicht zu sprechen wissen. Sie haben sich selbst ihr Glück zu danken, und wissen sich eben so geschickt dabey zu erhalten. Sie begegnen andern spröde, und sind stolz. Sie wollen mit ihres Gleichen nicht mehr umgehen, und grüssen sie nicht mehr. Sie reden, wo alle Uebrige schweigen. Sie gehen und dringen an solche Oerter, und zu einer solchen Stunde, wo die Grossen sich nicht dörfen sehen lassen. Diese sind ungeachtet ihrer langen Dienste, ungeachtet der vielen Narben, die sie an ihrem Körper tragen, und ungeachtet ihrer ansehnlichen Bedienungen, und grossen Würden, weder so zuversichtlich, noch so

frey.

frey. Dergleichen Leute werden Lieblinge der größten Fürsten. Sie sind Mitgenossen aller ihrer Lustbarkeiten und Gastereyen. Sie kommen nicht aus dem königlichen Pallaste. Sie stellen sich so an, als wenn sie da zu Hause wären. Sie scheinen sich an tausend Oertern zu vervielfältigen; und fallen den Neuankömmlingen des Hofes allemal zuerst in die Augen. Sie umarmen, und werden umarmet; sie schmunzern, sie lachen, sie sind lustig, sie erzählen. Sie sind bequeme, angenehme und reiche Leute. Sie leihen Geld aus, und haben nicht viel zu bedeuten.

Solte man nicht glauben, daß Cimon und Klitander ganz allein für die Regierung des Staats zu sorgen hätten, und davon Rechenschaft ablegen müßten? Daß der eine wenigstens die Landsachen, und der Andere das Seewesen unter seiner Aufsicht hätte? Wer sie gehörig abzuschildern wüßte, würde die Beschäftigung, die Unruhe, die Neugierigkeit, die Wirksamkeit, ja die Bewegung selbst abschildern können. Man hat sie noch niemals ruhig, still, oder sitzen gesehen. Ja, wer hat sie nur gehen gesehen? Sie laufen, sie sprechen im Vorbeyrennen, sie fragen wornach, und warten nicht die Antwort ab. Sie kommen von keinem Orte her, und gehen auch nirgends hin, sie laufen nur hin, und zurück. Man halte sie ja in ihrem eilfertigen Lauf nicht auf, sonsten bringet man ihr Uhrwerk in Unordnung. Man frage sie nichts, oder lasse ihnen wenigstens Zeit, sich zu erhohlen, und zu besinnen, daß sie nichts zu thun haben, sondern sich lange aufhalten, und gar dahin mitgehen können, wo man sie hinführen will. Sie sind nicht die Trabanten des Jupiters,

ich will so viel sagen: sie sind nicht immer um den Fürsten, sondern sie sind nur seine Vorläufer, und kündigen ihn an. Sie stürzen sich mit grossem Ungestüme in die Menge der versammleten Höflinge. Alles, was sich auf ihrem Wege findet, läufet Gefahr, umgerennt zu werden. Ihre Beschäftigung bestehet darinnen, daß sie sich sehen, und abermals sehen lassen. Sie gehen niemals zu Bette, ohne eine so wichtige und dem Staate so nützliche Pflicht erfüllet zu haben. Uebrigens sind sie von allen gleichgiltigen Neuigkeiten gründlich unterrichtet. Sie wissen alles, dessen man entbehren kann. Sie besitzen alle Eigenschaften, um ein mäßiges Glück zu machen. Sie sind aufgeweckt, und hurtig zu dem, was ihnen zuträglich zu seyn scheinet. Sie sind kühn, leichtsinnig, und übereilt. Sie schnappen nach dem Winde. Sie sind beyde vor den Wagen des Glücks gespannet, allein sehr weit entfernt, sich jemals auf denselben zu schwingen.

Ein Hofmann, der eben keinen schönen Namen hat, solte solchen mit einem andern vertauschen. Wenn er denn einen Namen führet, dessen er sich nicht schämen darf, alsdenn kann er sagen: daß solches der berühmteste Name, so, wie sein Haus, das alleralteste Haus sey. Alsdenn kann er seine Verwandtschaft mit den Prinzen aus den Häusern Lothringen, Rohan, Chatillon, Montmorenci, ja gar, wenn er kann, mit den Prinzen vom Geblüte herrechnen. Alsdenn kann er von Herzogen, Kardinälen und Staatsräthen sprechen; in allen seinen Gesprächen seiner väterlichen und mütterlichen Ahnen, des Hauptpaniers und der Kreuz-

züge

züge erwähnen; seine Zimmer mit Stammbäumen, Ahnentafeln, und Gemählden seiner Vorfahren, und deren Verwandten, ausschmücken. Alsdenn kann er sich rühmen, wie er ein altes Schloß mit Thürmen, Schießscharten, und trockenen Graben hätte. Alsdenn kann er bey allen Gelegenheiten sagen: mein Geschlecht, meine Linie, mein Name, mein Wapen. Alsdenn kann er sagen, daß jener kein Mann von Stande, und diese kein Fräulein sey; oder wenn er höret, daß Jemand das grosse Looß gewonnen hat, fragen, ob solcher ein Edelmann sey? Einige werden zwar über diese Unbesonnenheit lachen, und er lässet sie lachen. Andere werden davon Erzählungen machen, und er lässet sie erzählen. Er bleibet dem ungeachtet dabey, daß er gleich nach dem regierenden Hause der Vornehmste sey. Man wird es ihm endlich glauben.

Es ist eine grosse Einfalt, wenn man bey Hofe gestehet, daß man von bürgerlicher Herkunft ist. Man muß sich für einen alten Edelmann ausgeben.

Bey Hofe denket man Tag und Nacht an nichts anders, als wie man sein Glück machen möge. Mit diesen Gedanken stehet man auf. Mit diesen Gedanken beschäftiget man sich den Tag über. Mit diesen Gedanken gehet man zu Bette. Man denket, man redet, man schweiget, man handelt, man spricht mit Einigen, man verachtet Andere, nachdem wir glauben, daß solches uns zuträglich sey. Nach dieser Richtschnur misset man seine Bemühungen, seine Höflichkeit, seine Hochachtung, seine Gleichgiltigkeit und Verachtung ab. Wenn sich auch Einige, aus

Liebe zur Tugend, der Weisheit und Mäßigkeit nähern wollen, so werden sie doch, gleich den Geitzigen und Ehrsüchtigen, von den ersten Bewegungen des Ehrgeitzes dahin gerissen. Wie kan man da unbeweglich bleiben, wo alles gehet, und alles sich beweget? Wie kann man da stehen bleiben, wo alle Andere laufen? Man glaubet gar, daß man sich selbst von seinem Glücke, und von seiner Erhebung, Rede und Antwort geben müsse. Wer bey Hofe sein Glück nicht gemacht hat, der wird für einen Menschen gehalten, der sein Glück nicht hat machen sollen, und dawider gilt kein Einwenden. Soll man sich indessen von Hofe entfernen, ehe man den geringsten Vortheil davon gezogen hat? Oder soll man ohne Gnadenbezeugungen und Belohnungen daselbst verharren? Diese Frage ist so kitzlich, so verwickelt, und so schwer zu entscheiden, daß eine grosse Anzahl Höflinge in Untersuchung derselben alt wird, und im Zweifel stirbet.

Nichts ist bey Hofe so verachtungswerth und unnütz, als ein Mensch, der zu unserm Glücke nichts beyzutragen vermag. Ich wundere mich, daß er sich daselbst noch zeigen darf.

Derjenige, der einen Menschen von seinem Alter und Stande, mit welchem er zu gleicher Zeit an den Hof gekommen ist, weit hinter sich erblicket, erinnert sich nicht mehr, was er vor seiner Erhebung, von sich und seinen Vorgängern, gedachte; wenn er gegründete Ursach zu haben glaubet, sich auf seine Verdienste was einzubilden, und sich höher zu schätzen, als den Andern, der zurück geblieben ist.

Es ist viel, wenn unser Freund uns noch kennet, nachdem er ein grosses Glück gemacht hat.

Wenn derjenige, der in Gnaden stehet, sich solche zu Nutz machet, ehe er sie wieder verlieret; wenn er sich des guten Windes, der da wehet, zur Fortsetzung seiner Reise bedienet; wenn er auf alle Bedienungen und Pfründen, die ledig werden, ein wachsames Auge richtet, um solche bittet, und sie erhält; wenn er sich mit Besoldungen, Versicherungen und Anwartschaften, versorget, so wirfet man ihm seine Habsucht, und seinen Geiz vor. Man saget, daß er nach allem strebe, und alles sich für ihn, die Seinigen, und seine Creaturen, schicke; daß er allein durch die vielen und mannigfaltigen Gnadenbezeugungen, mit denen er überhäufet worden, ein so grosses Glück gemacht habe, als für viele andere hinlänglich würde gewesen seyn. Jedoch, was hätte er thun sollen? Wenn ich nicht nach den Reden Anderer, sondern nach demjenigen urtheile, was man selbst in dergleichen Umständen würde gethan haben: so finde ich, daß ers eben so gemacht hat, als es Andere würden gemacht haben.

Man tadelt die Leute, die ein grosses Glück machen, wenn sie dazu Gelegenheit haben, weil man wegen seines mittelmäßigen Glücks verzweifelt, es jemals ihnen nachzuthun, und diesen Vorwurf zu verdienen. Wenn man hoffen könnte, dereinstens ihre Stelle zu bekleiden: so würde man einsehen, daß sie nicht so unrecht haben. Man würde mit seinem Ausspruche zurück halten, aus Furcht, daß man sich selbst, schon zum voraus, das Urtheil sprechen möchte.

Man muß nichts vergrössern, noch den Höfen etwas Böses nachsagen, welches nicht gegründet ist. Das Schlimmste, was man daselbst den wahren Verdiensten anthut, ist, daß man sie oft nicht belohnet. Man verachtet sie nicht allemal. Wenn man sie gleich hat kennen lernen, so vergisset man sie wieder. Hier ist es, wo man sehr gut weiß, für diejenigen, die man sehr hoch schätzet, nichts, oder sehr wenig zu thun.

Bey Hofe hält es sehr schwer, daß von allen Mitteln, die man anwendet, um das Gebäude seines Glücks aufzuführen, kein einziges fehl schlagen solte. Der Eine von meinen Freunden hat versprochen, für mich zu sprechen, und spricht nicht. Der Andere spricht nicht nachdrücklich genug. Der Dritte versiehet es, und spricht, wider seine Absicht, zu meinem Nachtheile. Jenen fehlet es am guten Willen, und diesem an Geschicklichkeit und Klugheit. Alle haben nicht Lust genug, mich glücklich zu sehen, um alles dazu beyzutragen, was in ihrem Vermögen stehet. Ein Jeder erinnert sich, wie viel es ihm gekostet, sein Glück zu machen, und der Hülfe, die ihm dazu den Weg gebahnet hat. Man würde gerne die Dienste, die uns sind erwiesen worden, durch Dienste vergelten, die man andern in gleichen Fällen erweiset, wenn es nicht, nachdem man sein Glück gemacht hat, unsere vornehmste und einzige Sorge wäre, daß man an sich selbst dächte.

Die Höflinge wenden ihren Verstand, ihre Geschicklichkeit und Verschlagenheit, nicht dazu an, um Mittel zu erfinden, sich diejenigen verbindlich zu

machen, die um ihre Hülfe bitten. Sie suchen vielmehr scheinbare Ausflüchte, Entschuldigungen, und das, was sie eine Unmöglichkeit nennen, zu ersinnen. Sie glauben, sich dadurch von allen Pflichten der Freundschaft und Dankbarkeit loszumachen.

Keiner will bey Hofe von einer Sache den Anfang machen; alle aber erbieten sich, solche zu unterstützen. Da man die Andern nach sich selbst beurtheilet: so glaubet man, daß keiner davon den Anfang machen, und man also nicht nöthig haben werde, selbige zu unterstützen. Heißt dieß nicht, sein Ansehen, seine Dienste, und Vermittelung demjenigen, der solcher bedarf, auf eine feine und höfliche Art versagen?

Wie viel Leute giebet es nicht, die uns, wenn wir mit ihnen allein sind, mit ihren Umarmungen fast erdrücken, uns lieben und hochschätzen. An einem öffentlichen Orte aber, bey Hofe, oder in der Kirche, kennen sie uns nicht, und vermeiden uns. Die Anzahl solcher Höflinge ist klein, die entweder wegen ihres vornehmen Standes, oder wegen des guten Zutrauens, so sie zu sich selbst hegen, es wagen dörfen, einen verdienstvollen Mann, der nur Verdienste, aber kein großes Glück besitzet, auch vor den Augen der Welt zu ehren.

Ich sehe einen Menschen, den alle umgeben, dem alle folgen; er stehet in einer ansehnlichen Bedienung. Ich sehe einen Andern, den alle antreten; er stehet in Gnaden. Jener wird sogar von den Großen umarmet, und geliebkoset; er ist reich. Dieser wird von allen mit neugierigen Augen betrachtet; man

zeiget auf ihn mit Fingern; er ist gelehrt und beredt. Ich sehe einen, der Niemand zu grüßen verabsäumet; er ist boshaft. Ich suche einen redlichen Mann, der nichts weiter, als redlich ist, und um den man sich dränget.

Wird Jemand zu einer ansehnlichen Bedienung befördert, so überschwemmet ein Strom von Lobsprüchen den Hof, die Stadt, und das ganze Land. Man richtet seine Augen noch weiter, und bleibet nicht dabey stehen. Alle sprechen von diesem Manne aus einem Tone. Der Neid und die Eifersucht reden, wie die Schmeicheley. Alle lassen sich von dem Strome dahin reissen, der sie fortschwemmet, und nöthiget, von einem Menschen das zu sagen, was sie von ihm denken, oder nicht denken; und denjenigen zu loben, den sie öfters nicht kennen. Ein verständiger, verdienstvoller, oder beherzter Mann, wird in einem Augenblicke ein Stern der ersten Größe, ein Held, ein Halbgott. Alle Abschilderungen, die man von ihm machet, sind so entsetzlich geschmeichelt, daß er selbst ungestalt ist, wenn man ihn gegen diese Gemälde hält. Es ist unmöglich, daß er es jemals dahin bringen kann, wohin Niederträchtigkeit und Gefälligkeit ihn erheben. Er erröthet über seinen eigenen Ruhm. Sobald er aber in dem Posten, den er bekleidet, zu wanken anfänget, so ist Jedermann sogleich anderer Meynung, und wenn er gänzlich fället, so sind eben dieselben Maschinen, die ihn durch Beyfall und Lobeserhebungen so hoch hinaufgebracht hatten, bereit, ihn in die äusserste Verachtung herunter zu stürzen. Ich will so viel sagen: keine verachten, und tadeln ihn mehr, und sprechen ärger von ihm,

als eben diejenigen, die vorher, um gutes von ihm zu sprechen, gleichsam in Wuth geriethen.

Ich getraue mir zu behaupten, daß es nicht so schwer ist, sich zu einer ansehnlichen und gefährlichen Bedienung zu schwingen, als sich dabey zu erhalten.

Eben dieselben Fehler, die dem Menschen zur Erlangung eines großen Glücks beförderlich waren, befördern auch seinen Fall.

Bey Hofe hat man zweyerley Manieren, den Leuten ihren Abschied zu geben, und ihrer loszuwerden. Entweder man wird auf sie unwillig, oder man machet es so, daß sie unwillig und verdrüßlich werden müssen.

Bey Hofe spricht man aus zweyerley Ursachen von einem gutes. Einmal, damit er wisse, wie man von ihm gutes spricht, und denn, damit er von uns wieder gutes spreche.

Bey Hofe ist es eben so gefährlich, den ersten Schritt zu thun, als beschwerlich, solchen nicht zu thun.

Gewissen Leuten ist es schon genug, daß sie einen Menschen, weder vom Gesichte, noch dem Namen nach kennen, um ihn zu verachten, oder zu verspotten. Sie fragen, was ist dieß für ein Mensch? Er ist weder Rousseau, noch ein Fabry, noch la Couture. Sie könnten ihn nicht verkennen.

Man saget mir von diesem Manne so viel Böses, und ich finde es nicht an ihm. Sollte er auch so grosse Verdienste besitzen, daß die Verdienste Anderer dadurch verdunkelt werden?

Du bist ein redlicher Mann. Du suchest dem Lieblinge weder zu gefallen, noch zu misfallen, sondern bist nur bedacht, den Befehlen deines Herrn und deiner Pflicht ein Gnügen zu leisten. Du bist verloren.

Man ist nicht aus Wahl unverschämt, sondern weil es unsere Gemüthsbeschaffenheit so mit sich bringet. Die Unverschämtheit ist zwar ein Laster, allein sie ist ein natürliches Laster. Wer nicht von Natur unverschämt ist, der ist bescheiden; und es hält schwer, daß er von diesem Aeußersten auf das Andere verfallen sollte. Es ist umsonst, daß man ihm den Rath giebet: sey unverschämt, so wird es dir gelingen. Eine schlechte Nachahmung würde ihm keinen Vortheil bringen, sondern vielmehr machen, daß er seines Zwecks verfehlete. Wenn man bey Hofe glücklich seyn will, so wird dazu nichts geringers erfordert, als eine wahre und freymüthige Unverschämtheit.

Man suchet, bemühet, und bewirbet sich, man bittet, und bekommt eine abschläglige Antwort; man bittet abermals, und man erhält es endlich; und doch saget man, wie man nicht darum gebeten, noch daran gedacht, sondern zu der Zeit ganz andere Absichten gehabt hätte. Altes Lied! unschuldige Lügen! die niemanden mehr verführen.

Man

Man wendet alle Kunstgriffe an, um zu einer großen Ehrenstelle zu gelangen. Man setzet alle Triebfedern in Bewegung. Alle Maaßregeln sind genommen, und man soll nach seinem Wunsche bedienet werden. Einige sollen den Antrag thun, und Andere sollen unterstützen. Die Lunte ist schon angeleget, und die Mine soll eben spielen. Alsdenn enfernt man sich vom Hofe. Wer hätte wohl argwohnen sollen, daß Artemon nach einer so schönen Stelle strebete, als man ihn von seinem Landgute, oder aus seiner Statthalterschaft, nach Hofe berief, um ihm solche zu ertheilen? Grobe Kunstgriffe! abgenützte Ränke! deren sich die Höflinge schon so oft bedienet haben! Wenn ich die Welt zu hintergehen, und ihr meinen Ehrgeitz zu verbergen Lust hätte, so wollte ich mich vor den Augen des Fürsten, oder unter seinen Händen befinden, um eine Gnadenbezeugung zu empfangen, nach der ich mit dem größten Eifer strebete.

Die Menschen sehen es nicht gerne, daß man die Absichten entdecket, die sie wegen ihres Glücks haben; noch daß man erfahre, wie sie nach dieser oder jener Stelle streben. Sie bilden sich ein, daß es ihnen schimpflich sey, wenn ihnen solche versaget wird; und hingegen rühmlicher, wenn sie solche erhielten, und von dem, der sie zu vergeben hat, für würdig dazu gehalten würden, als wenn sie durch ihre List und Ränke sich selbst für geschickt dazu geschätzet hätten. Sie wollen mit ihrer Würde, und zugleich mit ihrer Bescheidenheit pralen.

Was ist schimpflicher, eine Ehrenstelle nicht erhalten, die man verdienet, oder sie erhalten, ohne, daß man sie verdienet?

So schwer es auch bey Hofe hält, eine Ehrenstelle zu erhalten, so ist es doch noch mühsamer und schwerer, sich würdig zu machen, solche zu erhalten.

Es kostet nicht so viel, es dahin zu bringen, daß die Leute fragen, warum hat er diese Bedienung erhalten? als dahin, daß sie fragen, warum hat er sie nicht erhalten?

Man hält um eine städtische Bedienung an; man bewirbet sich um einen Platz in der französischen Akademie; man trachtet nach einer Burgermeisterstelle. Was hat man aber für Ursachen, daß man sich in den ersten Jahren seines Lebens bearbeitet, sich zu einer wichtigen Bedienung geschickt zu machen; hernach aber nicht öffentlich, und zuversichtlich, sondern heimlich und durch Ränke, sich um ein Amt bewirbet, um dem Vaterlande, dem Beherrscher, und dem Staate zu dienen.

Ich kenne keinen Hofmann, der nicht, wann er vom Könige eine einträgliche Statthalterschaft, eine ansehnliche Bedienung, oder ein Gehalt erhält, entweder aus Eitelkeit, oder um seine Uneigennützigkeit zu zeigen, versichert, wie er nicht sowohl durch diese Gnadenbezeugung selbst, als vielmehr durch die Art und Weise, wie sie ihm wäre erzeiget worden, gerührt sey. So viel ist wenigstens gewis, und keinem Zweifel unterworfen, daß er es saget.

Et-

Etwas auf eine unanständige Art geben, ist eine Unhöflichkeit. Das Geben ist das schwereste. Was kostet es also, daß man noch ein freundliches Gesicht dazu machet?

Inzwischen muß man bekennen, daß es Leute giebet, die etwas mit mehrerem Anstande zu versagen, als andere zu bewilligen wissen. Man saget von denen, die sich um eine Sache lange bitten lassen, daß sie die Gnadenbezeigungen, die man ihnen gleichsam entreisset, mit einer so verdrüßlichen Miene, und mit so unangenehmen Bedingungen verknüpfen, daß man es für eine größere Gnade halten würde, wenn sie einen mit der Ehre verschonen wollten, etwas von ihnen zu empfangen.

Man bemerket an den Höfen gierige Personen, die sich zu allen Ständen zählen, um die Vortheile derselben zu genießen. Soldatische, bürgerliche, geistliche Bedienungen, kurz, alles schicket sich für sie. Sie haben sich auf einen solchen Fuß gesetzt, daß ihr Stand sie zu allen Arten der Gnadenbezeigungen geschickt machet. Sie gleichen denen Thieren, die sowohl im Wasser, als auf dem Lande leben. Sie leben vom Altar, vom Degen, und von der Feder. Fraget man, was diese Leute bey Hofe machen? Sie nehmen, und beneiden diejenigen, denen etwas gegeben wird.

Tausend Menschen bringen ihr Leben bey Hofe damit zu, daß sie diejenigen, die eine Gnadenbezeigung empfangen haben, umarmen, an die Brust drücken, und ihnen Glück wünschen. Sie sterben endlich, ohne

daß

daß sie selbst die mindeste Gnadenbelohnung erhalten hätten.

Menophil entlehnet von einem Stande die Sitten, und vom andern die Kleidung. Er vermummet sich das ganze Jahr durch, ausser daß er keine Larve vors Gesicht leget. Er erscheinet bey Hofe, in der Stadt, und anderer Orten, unter einerley Namen, und einerley Verkleidung. Man kennet ihn aber, und siehet an seinem Gesichte wer er ist.

Es giebet zween Wege, zu Ehrenstellen zu gelangen, nämlich eine öffentliche Strasse, welche man auch den gebahnten Weg nennet, und einen Schlupfweg, welcher kürzer ist.

Man läufet den Unglückseligen nach, um sie zu betrachten. Man stellet sich in zwo Reihen, oder an die Fenster, um die Gesichtszüge, und Gemüthsfassung eines Menschen zu beobachten, der verurtheilet ist, und zum Tode geführet wird. Eitele, unartige, unmenschliche Neugierigkeit! Wenn die Menschen klug wären: so würde der Markt bey solchen Gelegenheiten leer seyn. Man würde ein für allemal ausgemacht haben, daß es unanständig und schimpflich sey, bey solchen traurigen Auftritten einen Zuschauer abzugeben. Wenn man ja an der Neugierigkeit Belieben findet: so wende man solche auf einen edlen Gegenstand. Man weide seine Augen an einem glücklichen Menschen. Man betrachte ihn an eben dem Tage, da er zu einer neuen Ehrenstelle ist erhoben worden, und deswegen die Glückwünsche annimmt. Man lese ihm aus den Augen, wie er bey aller seiner angenom-

nommenen Gleichgiltigkeit, und verstellten Bescheidenheit, mit sich selbst zufrieden, und von seinen Verdiensten eingenommen ist. Man sehe, was die Befriedigung seines Verlangens, für eine Heiterkeit in seinem Gemüthe, und auf seinem Gesichte ansbreitet; wie er an nichts weiter denket, als seines Lebens und seiner Gesundheit zu geniessen; wie er endlich seine Freude nicht länger verbergen kann, sondern solcher Raum geben muß; wie er sich unter der Last seines Glücks beuget; wie kaltsinnig und ernsthaft er denenjenigen begegnet, die nicht mehr seines Gleichen sind. Er antwortet ihnen nicht, er siehet sie nicht mehr an. Die Umarmungen und Liebkosungen der Großen, denen er sich jezt mehr nähern darf, richten ihn endlich vollends hin. Er geräth ausser sich; er wird von seinem Glücke trunken, und fället in einen kurzen Wahnwitz. Wie viel muß man nicht vermeiden, wenn man glücklich werden, und Gnadenbezeigungen erhalten will?

Ein Mensch, der zu einer Ehrenstelle erhaben wird, bedienet sich nicht mehr seines Verstandes und seiner Vernunft, um sein Betragen, und seine Aufführung gegen Andere darnach einzurichten. Er nimmt seine Bedienung, und seinen Stand zu seiner Richtschnur an. Daher kommt es, daß man Anderer vergißt, stolz, trotzig, hart, und undankbar wird. Theonas, der seit dreyßig Jahren Abt war, wurde endlich müde, länger Abt zu seyn. Man kann nicht so eifrig und ungedultig nach dem Purpur streben, als er nach einem Bischofthume trachtete. Die grossen Festtage verstrichen beständig, ohne daß ihm ein neuer Glücksstern aufgieng. Er murrete wider die jetzigen Zeiten. Seinem

Be-

Bedünken nach, wurde der Staat schlecht regieret. Er prophezeyte daraus nichts gutes. Er gestand bey sich selbst, daß die Verdienste demjenigen schädlich sind, der bey Hofe sein Glück machen will. Er hatte seinen Entschluß schon genommen, und dem Prälatenstande entsagt, als Jemand kommet, und ihm meldet, daß er zum Bischofe ernennet sey. Theonas, der über eine so unvermuthete Zeitung in Freude geräth, schöpfet neuen Muth. Sie werden sehen, saget er, daß es dabey nicht bleiben wird; Man wird mich noch zum Erzbischofe machen.

Der Hof, die Großen, und selbst die Staatsräthe, die die redlichsten Absichten haben, können der Schelme nicht entbehren. Allein dieß ist eine kitzliche Sache. Man muß sich ihrer gehörig zu bedienen wissen. Es giebt Zeiten und Vorfälle, wo ihre Stelle durch keinen andern kann vertreten werden. Ehre, Tugend, Gewissen, sind allemal ehrwürdige, allein oft unnütze Eigenschaften. Was soll man zuweiln mit einem redlichen Manne anfangen?

Ein alter Schriftsteller, dessen eigene Worte ich mich anzuführen unterstehe, damit ich den Nachdruck derselben nicht etwa schwäche, saget: sich von den Geringen entfernen, und sich enthalten, mit seines Gleichen umzugehen, solche verspotten und verachten; hingegen sich mit Großen, und solchen Leuten bekannt machen, die viel vermögen, und in Ansehen stehen, in dieser ihrer Gesellschaft und Vertraulichkeit, an allen Lustbarkeiten, Spöttereyen, Mummereyen, und niederträchtigen Ergötzlichkei-

ten Antheil nehmen; unverschämt seyn, das Seinige durchbringen, alle Schaam ausziehen, alle Spottnamen und Stichelreden von Jedermann erdulten, um sich nur fortzuhelfen, durch eine so wohl anständige Aufführung machet man sein Glück.

Die Jugend eines Prinzen ist die Quelle eines schönen Glücks.

Ungeachtet Timant allezeit derselbe blieb, und noch eben die Verdienste besaß, die ihm ehedem großen Ruhm, und große Belohnungen zuwege gebracht hatten: so konnte er doch nicht verhindern, daß solche in den Augen der Höflinge nicht altväterisch wurden. Sie waren müde, ihn zu verehren. Sie grüßten ihn ganz kaltsinnig. Sie lachten ihn nicht mehr an. Sie gesellten sich nicht mehr zu ihm; sie umarmeten ihn nicht mehr, sie zogen ihn nicht mehr bey Seite, um ihm eine gleichgiltige Sache ins Ohr zu raunen. Sie hatten ihm nichts mehr zu sagen. Das Gnadengehalt, oder die neue Ehrenstelle, so ihm ohnlängst ist zu Theil geworden, war nöthig, um seine in ihrem Gedächtnisse schon halbverloschene Tugenden zu erneuern. Itzt sind sie wieder so schön, als im Anfange, und beynahe noch schöner.

Wie viele Freunde und Verwandten werden nicht einem neuen Staatsrathe, in einer einzigen Nacht geboren? Einige wärmen ihre alte Bekanntschaft, ihre Schulkameradschaft, oder die Rechte der Nachbarschaft, wieder auf. Andere blättern ihr Geschlechtsregister durch, steigen bis zum Urältervater herauf, rechnen die väterlichen und mütterlichen Ahnen und Vorfahren zusammen, und wollen durchaus mit diesem Manne verwandt seyn. Sie versichern wohl zehnmal des Tages, daß sie mit ihm verwandt wären.

Ja sie würden gerne drucken lassen: Er ist mein Freund, und ich bin über seine Erhebung sehr vergnügt. Ich nehme daran um so mehr Antheil, weil er mir ziemlich nahe verwandt ist. Eitele und dem Glücke ergebene Menschen! niederträchtige Höflinge! Warum führetet ihr vor acht Tagen nicht eben diese Sprache? Ist dieser Mann seit dieser Zeit redlicher, und der Wahl würdiger geworden, die der König in seiner Person getroffen hat? Erwartetet ihr diesen Umstand, um ihn besser kennen zu lernen?

Ich gebe mich wegen der kleinen Verachtung zufrieden, mit welcher die Großen, und meines Gleichen mir zuweiln begegnen. Ich denke bey mir selbst, diese Leute sehen vielleicht nur auf mein Glück. Sie haben recht, solches ist sehr gering. Wenn ich ein Staatsrath wäre, so würden sie mich anbethen.

Wie? Sie kommen mir mit Höflichkeit zuvor? Sie grüssen mich? Solte ich wol bald befördert werden? Solten Sie es wissen? oder haben Sie davon nur eine Ahndung?

Eben derselbe, der da saget, ich habe gestern zu Tibur gegessen, oder, ich werde heute Abend da speisen, der solches wiederhohlet, und in allen seinen Gesprächen des Plankus wohl zehnmal erwähnet; der da saget: Plankus frug mich --- ich sagte zu Plankus -- eben dieser erfähret, daß sein Held durch einen schleunigen Tod sey dahin gerissen worden. Sogleich winket er mit der Hand, versammlet das Volk auf dem öffentlichen Markte, klaget den Verstorbenen an, tadelt seine Aufführung, schwärzet seine Regimentsverwaltung an, und spricht ihm sogar die Kenntniß im Kleinen ab, die ihm doch je-

der-

dermann mit einhelliger Stimme zugestanden hatte. Er leugnet, daß er ein glückliches Gedächtniß gehabt habe; er machet ihm den Ruhm eines strengen und arbeitsamen Mannes strittig, und thut ihm nicht die Ehre an, zu glauben, daß er unter allen Feinden des Staats einen einzigen Feind gehabt habe.

Für einen verdienstvollen Mann, muß es, wie ich glaube, eine artige Scene seyn, wenn er siehet, daß man bey einer öffentlichen Versammlung, oder in der Schaubühne, einen Platz, den man ihm versaget, einem Menschen einräumet, der keine Augen zu sehen, keine Ohren zu hören, und keinen Verstand zu begreifen, und zu urtheilen hat; kurz, der nur wegen einer gewissen Liverey, die er nicht einmal mehr träget, geehret wird.

Theodot hat bey seiner ehrwürdigen Kleidung ein poßierliches Gesicht, und siehet wie ein Arlekin aus. Sein Gang, seine Stimme, Geberden, und Stellnngen sind seinem Gesichte gemäß. Er ist fein, arglistig, lieblich, geheim. Er nähert sich dir, und saget dir ins Ohr, heute ist schön Wetter. Wenn er gleich keine großen Eigenschaften besitzet: so besitzet er wenigstens alle kleinen, und selbst die, die sich nur für ein junges Mädchen schicken, welches sich zieret. Man stelle sich vor, wie beschäfrigt ein Kind ist, ein Haus von Karten zu bauen, oder einen Schmetterling zu haschen. Eben so beschäftigt ist Theodot, wegen einer geringen Sache, die nicht der Mühe werth ist. Er betrachtet sie, als ein ernsthaftes und wichtiges Geschäfte. Er arbeitet, er bemühet sich, und treibet sie durch. Nun erholet er sich, und ruhet sich aus. Er hat Ursache, sie hat ihm viel Mühe gekostet. Gewisse Leute sind von der Gunst trunken, und gleichsam bezaubert. Des Tages den-

ken sie daran, und des Nachts träumen sie davon. Sie steigen die Treppe, die zum Zimmer des Staatsraths führet, auf und nieder. Sie kommen aus seiner Vorkammer heraus, und gehen wieder hinein. Sie haben ihm nichts zu sagen, und sprechen ihn doch. Sie sprechen ihn zum zweytenmale, und nun sind sie zufrieden, denn sie haben ihn gesprochen. Sie stinken vor Stolz, Hochmuth, und Vermessenheit. Man redet sie an, und sie antworten nicht; sie kennen einen nicht. Ihre Augen gehen in der Irre herum, und ihr Verstand ist verwirret. Ihre Aeltern müssen sie in Acht nehmen und einsperren, damit ihre Thorheit nicht in eine Raserey ausschlage, und die Welt darunter leide. Theodots Unsinnigkeit aber ist von stillerer Art. Er hat sich in die Gunst sterblich verliebet; allein seine Leidenschaft machet nicht so viel Aufsehen. Er opfert ihr in der Stille, und dienet ihr insgeheim. Er passet auf, und suchet alle diejenigen zu entdecken, die die Liverey des Günstlings tragen. Wenn sie eine Anforderung haben; so bietet er ihnen seine Dienste an. Er wendet ihrentwegen allerhand Ränke an; und opfert ihnen in der Stille Verdienste, Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft, und Dankbarkeit auf. Wenn die Stelle eines Cassini ledig wäre, und der Pförtner, oder Reitknecht des Günstlings sichs einfallen ließe, um solche anzuhalten: so würde Theodot sein Suchen unterstützen, ihn dieser Stelle würdig schätzen, und für geschickt halten, Wahrnehmungen anzustellen, Ausrechnungen zu machen, und von Nebensonnen und Paralapen zu sprechen. Fraget man mich, ob er ein Schriftsteller, oder Schmierhans, ein Urbild, oder ein Ausschmierer sey: so gebe ich seine Werke hin, und sage, lese und

urtheile. Wer könnte aber aus der Zeichnung, so ich von ihm gemacht habe, schließen, ob er ein Heuchler, oder ein Höfling ist? Ich wollte ihm weit zuversichtlicher sein Glück verkündigen. Ja Theodot! ich habe den Stand der Gestirne in dem Augenblicke, da du geboren wurdest, beobachtet. Du wirst eine Ehrenstelle erhalten, und zwar bald. Schreib nur nichts mehr! Laß nur nichts mehr drucken! Die Welt bittet um Gnade.

Von einem Menschen, der sich seit einiger Zeit dem Hofe gewidmet hat, und in der Stille sein Glück zu machen suchet, erwarte man nicht mehr, daß er aufrichtig, offenherzig, billig, großmüthig, standhaftig, dienstfertig sey, und Andern wohlwolle. Sollte man ihn wohl an seinem Gesichte, und an seinen Reden wieder erkennen können? Er nennet keine Sache mehr bey ihrem rechten Namen. Seiner Meynung nach, giebet es nicht mehr Schelme, Betrüger, Thoren, und unverschämte Menschen. Wie sollte er von Manchem das sagen, was er von ihm denket, da derselbe ihm, wenn er solches erführe, an seinem Glücke hinderlich seyn könnte. Er denket von Jedermann übel, allein er saget es nicht. Er will nur sich selbst wohl, allein er suchet die Andern zu überreden, daß er allen Menschen wohlwolle! damit sie ihm wieder gutes thun, oder ihm wenigstens nicht zuwider seyn. Es ist nicht genug, daß er selbst nicht aufrichtig ist. Er will auch nicht leiden, daß Andere es sind. Die Wahrheit beleidiget sein Ohr. Die Anmerkungen, die man über den Hof, und über die Höflinge machet, höret er kaltsinnig und gleichgiltig an. Er glaubet ein Mitschuldiger zu seyn, blos, weil er sie angehöret hat. Er ist ein Tirann der Gesellschaft, und ein Märtyrer seines Ehrgeizes.

Er ist in seiner Aufführung, und in seinen Reden übertrieben behutsam. Sein Scherz ist unschuldig, aber frostig; sein Lachen ist gezwungen, seine Liebkosungen sind verstellet; seine Reden abgebrochen; seine Zerstreuungen häufig. Er überhäufet, ich mögte gar sagen, er überschwemmet diejenigen mit Lobeserhebungen, die in ansehnlichen Bedienungen, und in Gnaden stehen. Gegen alle Andere hingegen, ist er so trocken, wie ein Schwindsüchtiger. Er hat verschiedene Bewillkommungs- und Abschieds-Complimente, die nach dem Stande dererjenigen abgemessen sind, die er besuchet, oder die zu ihm kommen. Alle die sich mit Worten, und Geberden abspeisen lassen, sind mit ihm völlig zufrieden. Er trachtet sich sowohl Gönner als Creaturen zu machen. Er ist ein Vermittler, ein Vertrauter, ein Unterhändler. Er will herrschen. Er ist so eifrig, wie ein angehender Ordensmann, um sich die kleinen Gebräuche des Hofes bekannt zu machen. Er weis, wo man sich hinstellen muß, damit man gesehen werde. Er weis einen zu umarmen, an seiner Freude Theil zu nehmen, und ihm tausend Fragen, wegen seiner Gesundheit und Geschäfte, vorzulegen. Wenn der Andere ihm antworten will, so verlieret sich seine Neubegierde, er fället ihm in die Rede, und fänget von einer andern Sache an zu sprechen. Kommt Jemand dazu, gegen den er eine ganz andere Sprache führen muß: so weis er zu gleicher Zeit, dem Einen Glück zu wünschen, und den Andern zu trösten. Mit einem Auge weinet er, und mit dem andern lachet er. Zuweilen richtet er sich nach den Staatsräthen, oder nach dem Lieblinge; und redet in öffentlichen Gesellschaften von nichtswürdigen Dingen, vom Winde und vom Wetter. Von wichtigen Sachen hingegen,

gen,

gen, die er weis, und noch lieber von solchen, die er nicht weis, schweiget er stille, und stellet sich geheimnisvoll an.

Es giebet ein Land, wo die Freude gezwungen, aber sichtbar, und der Kummer wirklich, aber verborgen ist. Wer sollte wohl glauben, daß die Begierde nach den Schauspielen, der Reiz und die Lockung der Bühne Molierens und des Arlekins, die Gastereyen, Jagten, Tänze, und Ringrennen, so viel Unruhen, Sorgen, Absichten, Furcht und Hofnung, so viel heftige Leidenschaften, und ernsthafte Geschäfte bedeckten!

Das Hofleben ist ein ernsthaftes und trauriges Spiel, welches einen sehr an sich ziehet. Man muß seine Steine in gehörige Ordnung setzen, einen Anschlag machen, solchem folgen, und dem Anschlage seines Gegners ausbeugen. Zuweiln muß man etwas wagen, und eigensinnig seyn. Bey allen diesen Vorsichtigkeiten, und bey allen genommenen Maaßregeln, wird man doch schwach, und wohl gar matt. Oft wird ein Bauer zur Königin, und gewinnet das Spiel. Der Geschickteste, oder Glücklichste träget den Sieg davon.

An einer Uhr sind die Räder, Triebfedern und Bewegungen verborgen. Man siehet nichts weiter als den Zeiger, der unvermerkt fortrücket, und seinen Lauf vollendet. Dieses Bild ist einem Höflinge um so ähnlicher, da er, wenn er lange genug fortgegangen ist, sich oft wieder auf eben der Stelle befindet, von welcher er ausgieng.

Zwey Drittheile meines Lebens sind verflossen. Warum soll ich mich also wegen der mir noch bevorstehenden wenigen Tage beunruhigen. Das glänzenste Glück verdienet weder die Quaal, die ich mir

anthue, noch die Schwachheiten, in die ich zuweiln verfalle, noch die Demüthigungen und Schande, die ich erdulde. Nach dreißig Jahren werden diese Kolossen der Macht zernichtet seyn, die man nicht anders, als mit in die Höhe gerichtetem Kopfe siehet. Wir werden verschwinden; sowohl ich, der ich so wenig zu bedeuten habe, als auch die, die ich so begierig betrachtete, und durch die ich mein Glück zu machen hofte. Das beste von allen Gütern, wenn es anders Güter giebet, ist die Ruhe, die Einsamkeit und eine eigene Wohnung. N** dachte solches in seinem Unglücke; allein in seinem Glücke hat er es vergessen.

Ein Edelmann, der auf seinem Gute lebet, lebet frey; allein er hat keine Stütze. Lebet er am Hofe: so wird er zwar geschützet, er ist aber ein Sklave. Eines gehet mit dem Andern auf.

Xantipp, der in dem Innersten seiner Provinz, in einer alten Hütte, und in einem schlechten Bette schlief, hatte einen Traum, daß er den König sähe, ihn spräche, und sich darüber sehr freuete. Bey seinem Erwachen war er traurig. Er erzählete seinen Traum, und sagte, was für wunderliche Grillen fallen doch einem Menschen im Schlafe ein! Er lebete noch einige Jahre, kam nach Hofe, sah den König, sprach ihn. Er brachte es noch weiter, als sein Traum ihm verkündiget hatte. Er ist der Liebling des Königs.

Wer ist wohl ein ärgerer Sklave, als ein emsiger Höfling, wenn solches nicht ein noch emsigerer Höfling ist.

Ein Sklave hat nur einen einzigen Herrn. Ein Ehrsüchtiger hat deren so viel, als Leute ihm zu seinem Glücke beförderlich seyn können.

Tausend Leute, die man kaum kennet, machen die Menge derer aus, die sich in der Kammer des Königes versammlen, und von ihm gesehen werden. Es ist unmöglich, daß er sie alle auf einmal übersehen kan; und wie viele schätzen sich nicht für unglücklich, wenn er heute nur die siehet, die er gestern gesehen hat, und morgen sehen wird.

Unter denen, die den Großen nachlaufen, und ihnen die Aufwartung machen, ist nur eine kleine Anzahl, die sich aus eigennützigen, oder ehrgeitzigen Absichten an sie hängen. Der größte Theil thut es aus einer lächerlichen Eitelkeit, oder aus einer thörichten Ungedult, sich sehen zu lassen.

Es giebet Geschlechter, die den Gesetzen der Welt, oder dem Wohlstande gemäß, unversönliche Feinde seyn sollten. Allein ehe man sichs versiehet, so sind sie versöhnt; und was der Religion zu bewirken nicht möglich war, kostet dem Eigennutzen, der darüber spottet, keine Mühe.

Man spricht von einem gewissen Lande, wo die Greise artig, höflich, und gesittet, die jungen Leute hingegen, hart, wild, ungesittet, und unhöflich sind. Sie sind von der Liebe gegen das schöne Geschlecht in einem Alter frey, wo sich selbige gemeiniglich spüren zu lassen pfleget. Sie ziehen ihre Gastmäler, Schmausereyen, und eine lächerliche Liebe vor. Derjenige wird von ihnen für nüchtern, und mäßig gehalten, der sich nur in Wein berauschet. Da sie desselben gar zu unmäßig genossen haben: so schmecket er ihnen nicht mehr. Sie suchen ihren bereits gleichsam verstorbenen Geschmack, durch allerhand Brandweine, und durch die stärksten abgezogenen Wasser, wieder rege zu machen. Es mangelt ihrer Völlerey

nichts weiter, als daß sie Scheidwasser trinken. Das Frauenzimmer in diesem Lande, befördert die Abnahme seiner Schönheit, durch allerhand Künsteleyen, vermöge welcher sie schöner zu werden glauben. Sie haben die Gewohnheit, daß sie sich die Lippen, Wangen, Augenbraunen, und Schultern bemalen, welche sie nebst dem Halse, den Armen, und Ohren zur Schau ausstellen. Es scheinet, als ob sie fürchten den Ort zu verbergen, durch welchen sie gefallen könnten; oder nicht gnug von sich sehen zu lassen. Diejenige, die diese Gegend bewohnen, haben nicht eine niedliche, sondern eine verwirrte Gesichtsbildung, die sie in einen Wald von fremden Haaren einhüllen, welche sie den natürlichen vorziehen. Sie machen daraus ein langes Gewebe, um ihr Haupt zu bedecken. Es hänget ihnen bis mitten auf den Leib hinunter, verändert ihre Gesichtszüge, und verhindert, daß man die Menschen an ihren Gesichtern nicht erkennen kan. Dieses Volk hat übrigens seinen Gott und seinen König. Die Vornehmsten der Nation versammlen sich alle Tage, zu einer gewissen Stunde, in einem Tempel, den sie Kirche nennen. In dem Innersten dieses Tempels stehet ein ihrem Gott geweihter Altar, wo ein Priester die Geheimnisse feyret, welche sie heilig, und fürchterlich nennen. Die Großen schließen am Fuße dieses Altars einen weitläuftigen Kreis, kehren dem Priester, und den heiligen Geheimnissen, den Rücken, und ihre Antlitzer dem Könige zu, der in einem Bethstuhle kniet. Es scheinet, als ob sie auf ihn, ihren ganzen Geist, und ihr Herz gerichtet hätten. Man bemerket bey dieser Gewohnheit eine Art der Unterwürfigkeit. Dem Anscheine nach betet das Volk den Fürsten,

und der Fürst Gott an. Die Leute nennen dieß Land ⸗ ⸗. Es lieget unter dem vierzigsten Grade der Polshöhe, und ist über eilfhundert Meilen von dem Meere der Irocker und Huronen entfernet.

Wer da recht betrachtet, wie das Anschauen des Fürsten, die ganze Glückseligkeit des Höflings ausmachet, der lebenslang damit beschäftiget ist, daß er ihn sehen, und von ihm gesehen werde: der kan auch einiger maßen begreiffen, wie die ganze Glückseligkeit, und Zufriedenheit der Auserwählten, in dem Anschauen GOttes bestehet.

Die Großen begegnen den Fürsten ehrerbietig; dies ist ihre Schuldigkeit; sie haben Geringere unter sich. Kleine Höflinge hingegen setzen diese Pflicht aus den Augen, und gehen mit ihnen ganz vertraut um. Sie leben als Leute, die andern kein Beyspiel geben dörfen.

Was fehlet wohl unserer heutigen Jugend? Sie kann alles, sie weis alles. Allein wenn sie so viel wüßte, als sie wissen könnte; so würden ihre Aussprüche nicht so entscheidend seyn.

Schwache Menschen! Ein großer Herr saget von eurem Freunde, dem Themagen, daß er ein Thor sey. Er irret sich. Ich begehre nicht, daß ihr antworten sollet, Themagen ist ein kluger Mann. Nein! denket nur, daß er kein Thor ist.

Eben dieser Große saget vom Iphikrat, daß er kein Herz habe. Ihr seyd Zeugen seiner tapfern Thaten. Fasset euch also. Ich begehre nicht, daß ihr solche ausposaunen sollet. Erinnert euch nur, daß ihr sie gesehen habet, und lasset euch durch den harten Ausspruch des Großen nicht irre machen.

Wer weis wohl mit Königen zu sprechen? Diese Kunst ist vielleicht das letzte Ziel der Klugheit, und Lenksamkeit eines Höflings. Wie leicht entwischt nicht nicht ein Wort? Es fället aus dem Gehöre ins Gedächtniß, und vielleicht ins Herz des Fürsten. Es ist unmöglich, solches zurück zu bekommen. Alle Mühe, die man sich giebet, alle Geschicklichkeit, die man anwendet, solches zu erklären, oder zu schwächen, dienet zu nichts weiter, als daß es noch einen tiefern Eindruck machet, und gleichsam eingeätzet wird. Wenn man sich nur selbst dadurch geschadet hat, ob gleich solches nicht so leicht zu geschehen pfleget: so ist dawider noch ein Mittel vorhanden, nämlich, daß man durch Schaden klug wird, und die Strafe seiner Unbedachtsamkeit träget. Wenn man aber einem Andern dadurch geschadet hat, was für Bestürzung und Reue muß solches nicht erwecken! Welches Mittel ist für ein so gefährliches Uebel wohl nützlicher, als daß man mit dem Beherrscher, von Anderer ihrer Person, von ihren Werken, Handlungen, Sitten, und von ihrer Aufführung, wenigstens eben so bedächtig, vorsichtig, und behutsam spricht, als von sich selbst.

Ein Witzling ist ein sehr schlechter Karackter. Wenn solches nicht bereits gesagt wäre: so würde ich es sagen. Diejenigen, die lieber dem guten Namen, und dem Glücke Anderer schaden, ehe sie einen witzigen Einfall wollen verloren gehen lassen, verdienen eine schimpfliche Bestrafung. Dieß ist noch nicht gesagt, und ich unterstehe michs zu sagen.

Man hat eine gewisse Anzahl fertiger Redensarten, die man, so zu sagen, aus einem Vorrathshause nimmt, und deren man sich bedienet, um einander bey allerhand Vorfallenheiten Glück zu wünschen. Un-

geachtet solche sehr oft ohne Neigung angebracht, und ohne Dankbarkeit angenommen werden: so ist es doch nicht erlaubet, solche zu unterlassen. Sie sind wenigstens ein Bild von der besten Sache von der Welt, nämlich von der Freundschaft. Es scheinet, daß die Menschen, die von einander nichts wesentliches erwarten dörfen, abgemacht haben, daß sie sich an dem äusserlichen Scheine begnügen wollen.

Mit Hülfe von fünf oder sechs Kunstwörtern, die man aufgeschnappet hat, giebet man sich für einen Kenner der Tonkunst, der Malerey, der Baukunst, und einer leckerhaften Tafel aus. Man glaubet am hören, am sehen, und am schmecken, mehr Vergnügen zu finden, als Andere. Man machet seines gleichen einen blauen Dunst vor, und betrüget sich selbst.

Dem Hofe fehlet es niemals an einer gewissen Art Leute, bey denen die Kenntniß der Weltgebräuche, die Artigkeit, oder das Glück, die Stelle des Verstandes vertritt, und den Mangel der Verdienste ersetzet. Sie kommen in eine Gesellschaft, und gehen wieder weg. Sie wickeln sich aus einer Unterredung heraus, indem sie sich darinn nicht einlassen. Sie gefallen, weil sie stockstill schweigen. Man hält sie für wichtige Leute, weil sie ein langes Stillschweigen beobachten, oder höchstens nur einsilbige Wörter von sich hören lassen. Sie speisen die Andern mit Geberden, mit einem Laute, mit Kopfschütteln, oder Lächeln ab. Sie sind, wenn ich so sagen darf, nicht zween Zoll tief: sobald man sie ergründen will, so findet man Toffstein.

Es giebet Leute, die von ungefehr empor kommen. Sie selbst erstaunen darüber, und werden bestürzt. Endlich lernen sie sich kennen, und finden, daß sie

ihres Glücks würdig sind. Sie glauben, daß Glück und Dummheit zwo Sachen sind, die beyeinander nicht bestehen können; und daß es unmöglich sey, glücklich und zugleich ein Geck zu seyn. Sie bilden sich also ein, daß sie Verstand haben, und wagen, was sag ich wagen, sie sprechen ganz zuversichtlich bey allen Gelegenheiten, und von allen Materien, die nur vorkommen, ohne einen Unterschied zwischen den Zuhörern zu machen. Darf ich wohl noch hinzufügen, daß sie einen in Schrecken setzen, sich durch ihr läppisches und abgeschmacktes Gewäsch völlig eckelhaft machen, und diejenigen, die zu ihrer ungefehren Erhebung etwas beygetragen haben, ohne alle Rettung, in Schimpf und Schande stürzen.

Wie soll ich diejenigen Menschen nennen, die nur von den Thoren für schlaue Köpfe gehalten werden? So viel weis ich, daß geschickte Leute sie oft mit Betrügern in eine Klasse setzen.

Man hat es in der Schlauigkeit schon ziemlich weit gebracht, wenn man sein Betragen so einzurichten weis, daß die Andern glauben, wie man eben nicht sonderlich schlau sey.

Die Schlauigkeit gehöret weder unter die sehr guten, noch unter die sehr schlechten Eigenschaften. Sie ist weder eine Tugend, noch ein Laster. Es giebet keinen einzigen Vorfall, wo sie nicht durch Klugheit ersetzet werden könnte, oder vielmehr sollte.

Die Schlauigkeit ist die nächste Stufe zur Betrügerey. Der Schritt zwischen Einer und der Andern ist schlüpfrig. Die Lügen allein unterscheidet sie von

einander. Verknüpfet man diese mit der Schlauigkeit, so ist solches Betrügerey.

In Gegenwart solcher Leute, die aus Schlauigkeit alles hören, und wenig sprechen, muß man noch weniger sprechen, oder mit viel Worten wenig sagen.

Man hat zu einer billigen und wichtigen Sache die Einwilligung zwoer Personen nöthig: Der Eine saget, ich lasse mir solche gefallen, wenn der Andere damit zufrieden ist. Dieser ist damit zufrieden, und begehret nichts weiter, als von der Einwilligung des Ersten versichert zu seyn. Indessen wird nichts daraus. Monate und Jahre verfliessen. "Ich weis nicht, saget man, wie das zugehet; ich kann es nicht begreifen, sie dörfen sich „ja nur mit einander besprechen; warum thun sie „dieß nicht?„ Ich! ich sehe es deutlich ein, und begreife es sehr gut. Sie haben schon mit einander gesprochen.

Mich dünket, wenn man für einen Andern etwas suchet, so thut man es so dreist, als ein Mensch, der um Gerechtigkeit bittet. Spricht man hingegen für sich selbst, so ist man so verlegen und schamhaftig, als ein Mensch der um Gnade flehet.

Wenn man sich nicht für die Fallstricke in acht nimmt, die einem bey Hofe geleget werden, um ihn lächerlich zu machen, so erstaunet man, daß man sich, bey allem seinem Verstande von Thoren hat berücken lassen.

Es giebet gewisse Vorfälle im Leben, wo die Wahrheit und Aufrichtigkeit die sicherste Führerinn ist.

Wenn man in Gnaden stehet, so sind alle Maaßregeln gut. Man begehet keine Fehler. Alle Wege füh-

führen zum Ziel. Sonst aber ist alles fehlerhaft; Nichts ist gut. Man verirret sich auf allen Fußsteigen.

Ein Mensch, der eine gewisse Zeitlang mit Ränken umgegangen ist, kann davon nicht ablassen. Alle andere Lebensart ist für ihn zu schläfrig.

Ein Mensch, der mit List und Ränken umgehen will, muß Verstand haben. Man kann aber so viel Verstand besitzen, daß man über alle List und Ränke erhaben ist, und sich damit nicht abgeben kan. Alsdenn machet man durch andere Mittel ein großes Glück, oder erwirbet sich einen großen Namen.

Fürchte nicht, Aristides, daß du bey deinem erhabenen Verstande, bey deiner großen Gelehrsamkeit, bey deiner geläuterten Redlichkeit, und bey deinen ausnehmenden Verdiensten, jemals bey Hofe fallen, oder die Gunst der Großen, so lange sie dich nöthig haben, verlieren wirst.

Ein Liebling muß auf sich selbst genau acht geben. Wenn er mich in seiner Vorkammer nicht so lange, als sonst, warten lässet, wenn er freundlicher ist, die Stirn nicht so oft runzelt, wenn er mich geduldiger anhöret, und mich etwas weiter, als sonst begleitet: so denke ich, daß er anfänget zu fallen; und ich denke recht.

Der Mensch muß wenig Quellen des Guten in sich selbst haben, weil Unglück, und andere Kränkungen, erfordert werden, um ihn menschlicher, umgänglicher, zahmer, und zum ehrlicheren Mann zu machen.

Wenn man gewisse Höflinge betrachtet, so siehet man wohl an ihren Gesprächen, und an ihrer Ausführung, daß sie weder an ihre Großväter, noch an ihre Enkeln denken. Sie sehen nur aufs gegenwärtige. Sie genießen desselben nicht, sie misbrauchen es.

Straton ist unter einem zwiefachen Gestirn gebohren. Er ist in gleichem Grade unglücklich und glücklich. Sein Leben ist ein Roman. Doch nein! es fehlet ihm die Wahrscheinlichkeit. Er hat keine Ebenteuer erlebet. Er hat gute und auch böse Träume gehabt. Doch was sag ich! man kann nicht so träumen, als es ihm in seinem Leben gegangen ist. Niemand hat den Eigensinn des Schicksals mehr erfahren, als er. Das Aeusserste und das Mittelmäßige ist ihm bekannt. Er hat in grossem Ansehen gelebet; er hat viel ausstehen müssen; er hat ein gewöhnliches Leben geführet; nichts ist ihm unbekannt geblieben. Er schwung sich durch Tugenden empor, die er zu besitzen in allem Ernste versicherte. Er sagte von sich selbst, ich habe Verstand, ich habe Herz, und Jedermann sagte ihm nach: Er hat Verstand, er hat Herz. Er hat den Höflingen sowohl in seinem Glücke, als in seinem Unglücke zu schaffen gemacht. Sie sagten ihm vielleicht mehr Gutes und Böses nach, als er an sich hatte. Das Artige, Liebenswürdige, Seltene, Wunderbare und Heldenmäßige wurde zu seinem Lobe verschwendet; und hernach bedienete man sich des Gegentheils aller dieser Dinge, um ihn zu erniedrigen. Er ist ein zweydeutiger, vermischter und verwickelter Karakter, ein Räthsel, und eine unentschiedne Frage.

Die Gunst erhebet einen Menschen über seines Gleichen, und sein Fall setzet ihn unter selbige.

Wer zu rechter Zeit einem grossen Namen, Ansehen und Glücke, standhaft zu entsagen weis, der befreyet sich in einem Augenblicke von vielen Sorgen und Bekümmernissen, und zuweiln auch von vielen Lastern.

Nach hundert Jahren wird die Welt noch eben so beschaffen seyn, wie sie jetzt ist. Eben dieselbe Schaubühne, eben dieselben Auszierungen, nur nicht mehr dieselben Schauspieler, werden vorhanden seyn. Alle, die sich jezt über eine empfangene Gnadenbezeugung freuen, oder sich über eine abschlägige Antwort betrüben, und verzweifeln, werden abgetreten seyn. Es lassen sich bereits andere Personen auf der Bühne blicken, die in eben demselben Stück, eben dieselben Rollen spielen werden. Wenn die Reihe an sie kommen wird, so werden sie ebenfalls abgehen; und diejenigen, die jezt noch nicht sind, werden dereinsten nicht mehr seyn. Neue Schauspieler haben ihren Platz eingenommen. Kann man wohl auf einen Schauspieler bauen?

Wer den Hof gesehen hat, hat den schönsten, scheinbarsten und ausgeschmücktesten Theil der Welt gesehen. Wer den Hof verachtet, nachdem er ihn gesehen hat, verachtet die Welt.

Die Stadt bringet einem einen Eckel für das Land bey. Der Hof machet einem die Stadt, und endlich den Hof selbst zuwider.

Ein gesunder Verstand schöpfet am Hofe den Geschmack an der Einsamkeit und Ruhe.

## Ende des ersten Theils.

Theo-

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Theophrastus,

Theophrasts Kennzeichen der Sitten Nebst des Herrn Johann de la Bruyere Mitgliedes der französischen Akademie Moralischen Abschilderungen der Sitten dieser Zeit
Bd.: [1]

Frankfurt und Leipzig (1772)
P.o.gall. 1116 yy-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10093032-3
VD18 90247957